Vet. Ger. III B. 1008

Taylor Institution Library
OXFORD

PRESENTED BY

Mrs. A. Barnes

Digitized by Google

Digitized by Google

Sarah Austin
from A. v. Goethe

Geſpräche mit Goethe.

Erſter Theil.

Digitized by Google

Geſpräche mit Goethe

in den

letzten Jahren ſeines Lebens.

1823 — 1832.

Von

Johann Peter Eckermann.

Erſter Theil.

Leipzig:
F. A. Brockhaus.
1836.

Digitized by Google

TAYLOR INSTITUTION
UNIVERSITY
23 NOV 1982
OF OXFORD
LIBRARY

Digitized by Google

Ihro Kaiſerlichen Hoheit

der regierenden Frau Großherzogin zu Sachſen = Weimar und Eiſenach,

Maria Paulowna,

Großfürſtin von Rußland,

dankbar unterthänigſt zugeeignet.

Digitized by Google

Vorrede.

Dieſe Sammlung von Unterhaltungen und Geſprächen mit Goethe iſt gröſstentheils aus dem mir inwohnenden Naturtriebe entſtanden, irgend ein Erlebtes, das mir werth oder merkwürdig erſcheint, durch ſchriftliche Auffaſſung mir anzueignen.

Zudem war ich immerfort der Belehrung bedürftig, ſowohl als ich zuerſt mit jenem außerordentlichen Manne zuſammentraf, als auch nachdem ich bereits Jahre lang mit ihm gelebt hatte, und ich ergriff gerne den Inhalt ſeiner Worte und notirte ihn mir, um ihn für mein ferneres Leben zu beſitzen.

Wenn ich aber die reiche Fülle ſeiner Äußerungen bedenke, die während eines Zeitraumes von neun Jahren mich beglückten, und nun das Wenige betrachte, das mir davon ſchriftlich aufzufaſſen gelungen iſt, ſo komme ich mir vor wie ein Kind, das den erquicklichen Frühlingsregen in offenen Händen aufzufangen bemüht iſt, dem aber das Meiſte durch die Finger läuft.

Doch wie man zu ſagen pflegt, daß Bücher ihre Schickſale haben, und wie dieſes Wort eben ſowohl auf ihr Entſtehen als auf ihr ſpäteres Hinaustreten in die weite und breite Welt anzuwenden iſt, ſo dürfte es auch von der Entſtehung des gegenwärtigen Buches gelten. Monate vergingen oft wo die Geſtirne ungünſtig ſtanden, und wo Unbefinden, Geſchäfte und mancherley Bemühungen um die tägliche Exiſtenz keine Zeile aufkommen ließen; dann aber traten wieder günſtige Sterne ein und es vereinigten ſich Wohlſeyn, Muße und Luſt zu ſchreiben, um wieder einen erfreulichen Schritt vorwärts zu thun. Und dann, wo tritt bey einem längeren Zuſammenleben nicht

mitunter einige Gleichgültigkeit ein, und wo wäre derjenige, der die Gegenwart immer ſo zu ſchätzen wüßte, wie ſie es verdiente! —

Dieſes alles erwähne ich beſonders aus dem Grunde, um die manchen bedeutenden Lücken zu entſchuldigen, die der Leſer finden wird, im Fall er etwa ſo geneigt ſeyn ſollte, das Datum zu verfolgen. In ſolche Lücken fällt manches unterlaſſene Gute, ſo wie beſonders manches günſtige Wort, was Goethe über ſeine weitverbreiteten Freunde, ſo wie über die Werke dieſes oder jenes lebenden deutſchen Autors geſagt hat, während ſich Anderes ähnlicher Art notirt findet. Doch wie geſagt: Bücher haben ihre Schickſale ſchon während ſie entſtehen.

Übrigens erkenne ich dasjenige, was in dieſen Bänden mir gelungen iſt zu meinem Eigenthum zu machen und was ich gewiſſermaßen als den Schmuck meines Lebens zu betrachten habe, mit innigem Dank gegen eine höhere Fügung; ja ich habe ſogar eine gewiſſe Zuverſicht, daß auch die Welt mir dieſe Mittheilung danken werde.

Ich halte dafür, daß dieſe Geſpräche für Leben, Kunſt und Wiſſenſchaft nicht allein manche Aufklärung und manche unſchätzbare Lehre enthalten, ſondern daß dieſe unmittelbaren Skizzen nach dem Leben auch ganz beſonders dazu beytragen werden, das Bild zu vollenden, was man von Goethe aus ſeinen mannigfaltigen Werken bereits in ſich tragen mag.

Weit entfernt aber bin ich auch wiederum, zu glauben, daß hiemit nun der ganze innere Goethe gezeichnet ſey. Man kann dieſen außerordentlichen Geiſt und Menſchen mit Recht einem vielſeitigen Diamanten vergleichen, der nach jeder Richtung hin eine andere Farbe ſpiegelt. Und wie er nun in verſchiedenen Verhältniſſen und zu verſchiedenen Perſonen ein Anderer war, ſo kann ich auch in meinem Falle nur in ganz beſcheidenem Sinne ſagen: dieß iſt m e i n Goethe.

Und dieſes Wort dürfte nicht bloß davon gelten, wie er ſich mir darbot, ſondern beſonders auch davon, wie ich ihn aufzufaſſen und wiederzugeben fähig war. Es geht in ſolchen Fällen eine Spiegelung vor und es iſt ſehr ſelten, daß

bey dem Durchgange durch ein anderes Individuum nichts Eigenthümliches verloren gehe und nichts Fremdartiges ſich beymiſche. Die körperlichen Bildniſſe Goethe's von Rauch, Dawe, Stieler und David ſind alle in hohem Grade wahr, und doch tragen ſie alle mehr oder weniger das Gepräge der Individualität, die ſie hervorbrachte. Und wie nun ein Solches ſchon von körperlichen Dingen zu ſagen iſt, um wie viel mehr wird es von flüchtigen, untaſtbaren Dingen des Geiſtes gelten! — Wie dem nun aber in meinem Falle auch ſey, ſo werden alle diejenigen, denen aus geiſtiger Macht oder aus perſönlichem Umgange mit Goethe ein Urtheil dieſes Gegenſtandes zuſteht, mein Streben nach möglichſter Treue hoffentlich nicht verkennen.

Nach dieſen größtentheils die Auffaſſung des Gegenſtandes betreffenden Andeutungen bleibt mir über des Werkes Inhalt ſelber noch Folgendes zu ſagen.

Dasjenige, was man das Wahre nennt, ſelbſt in Betreff eines einzigen Gegenſtandes, iſt

keineswegs etwas Kleines, Enges, Beſchränktes; vielmehr iſt es, wenn auch etwas Einfaches, doch zugleich etwas Umfangreiches, das, gleich den mannigfaltigen Offenbarungen eines weit und tief greifenden Naturgeſetzes, nicht ſo leicht zu ſagen iſt. Es iſt nicht abzuthun durch Spruch, auch nicht durch Spruch und Spruch, auch nicht durch Spruch und Widerſpruch, ſondern man gelangt durch alles dieſes zuſammen erſt zu Aproximationen, geſchweige zum Ziele ſelber.

So, um nur ein Beiſpiel anzuführen, tragen Goethe's einzelne Äußerungen über Poeſie oft den Schein der Einſeitigkeit und oft ſogar den Schein offenbarer Widerſprüche. Bald legt er alles Gewicht auf den Stoff, welchen die Welt giebt, bald alles auf das Innere des Dichters; bald ſoll alles Heil im Gegenſtande liegen, bald alles in der Behandlung: bald ſoll es von einer vollendeten Form kommen, bald, mit Vernachläſſigung aller Form, alles vom Geiſte.

Alle dieſe Aus- und Widerſprüche aber ſind ſämmtlich einzelne Seiten des Wahren und bezeich-

nen zuſammen das Weſen und führen zur Annäherung der Wahrheit ſelber, und ich habe mich daher ſowohl in dieſen als ähnlichen Fällen wohl gehütet, dergleichen ſcheinbare Widerſprüche, wie ſie durch verſchiedenartige Anläſſe und den Verlauf ungleicher Jahre und Stunden hervorgerufen worden, bey dieſer Herausgabe zu unterdrücken. Ich vertraue dabey auf die Einſicht und Überſicht des gebildeten Leſers, der ſich durch etwas Einzelnes nicht irren laſſen, ſondern das Ganze im Auge halten und alles gehörig zurechtlegen und vereinigen werde.

Ebenſo wird man vielleicht auf Manches ſtoßen, was beym erſten Anblick den Schein des Unbedeutenden hat. Sollte man aber tiefer blickend bemerken, daß ſolche unbedeutende Anläſſe oft Träger von etwas Bedeutendem ſind, auch oft etwas Spätervorkommendes begründen, oder auch dazu beytragen, irgend einen kleinen Zug zur Characterzeichnung hinzuzuthun, ſo dürften ſie, als eine Art von Nothwendigkeit, wo nicht geheiliget, doch entſchuldiget werden.

Und ſomit ſage ich nun dieſem lange geheg-

ten Buche zu ſeinem Hinaustrit in die Welt das beſte Lebewohl, und wünſche ihm das Glück angenehm zu ſeyn und mancherley Gutes anzuregen und zu verbreiten.

Weimar, den 31. October 1835.

Digitized by Google

Einleitung.

Digitized by Google

Einleitung.

Der Autor giebt Nachricht über ſeine Perſon und Herkunft und die Entſtehung ſeines Verhältniſſes zu Goethe.

Zu Winſen an der Luhe, einem Städtchen zwiſchen Lüneburg und Hamburg, auf der Gränze des Marſch- und Haidelandes, bin ich zu Anfang der neunziger Jahre geboren, und zwar in einer Hütte, wie man wohl ein Häuschen nennen kann, das nur einen heizbaren Aufenthalt und keine Treppe hatte, ſondern wo man auf einer gleich an der Hausthür ſtehenden Leiter unmittelbar auf den Heuboden ſtieg.

Als der Zuletztgeborne einer zweyten Ehe, habe ich meine Eltern eigentlich nur gekannt wie ſie ſchon im vorgerückten Alter ſtanden, und bin zwiſchen beyden gewiſſermaßen einſam aufgewachſen. Aus meines Vaters erſter Ehe lebten zwey Söhne, wovon der eine, nach verſchiedenen Seereiſen als Matroſe, in fernen Welttheilen in Gefangenſchaft gerathen und verſchollen war, der andere aber, nach mehrmaligem Aufenthalt zum Walfiſch- und Seehunde-Fang in Grönland, nach Hamburg zurückgekehrt

Digitized by Google

war und dort in mäßigen Umſtänden lebte. Aus meines Vaters zweyter Ehe waren vor mir zwey Schweſtern aufgewachſen, die, als ich mein zwölftes Jahr erreicht, bereits das väterliche Haus verlaſſen hatten und theils im Orte theils in Hamburg dienten.

Die Hauptquelle des Unterhaltes unſerer kleinen Familie war eine Kuh, die uns nicht allein zu unſerm täglichen Bedarf mit Milch verſah, ſondern von der wir auch jährlich ein Kalb mäſten und außerdem zu gewiſſen Zeiten für einige Groſchen Milch verkaufen konnten. Ferner beſaßen wir einen Acker Land, der uns die nöthigen Gemüſearten für das Bedürfniß des Jahres gewinnen ließ. Korn zu Brod indeß und Mehl für die Küche mußten wir kaufen.

Meine Mutter hatte eine beſondere Geſchicklichkeit im Wollſpinnen; auch ſchnitt und nähete ſie die bürgerlichen Mützen der Frauenzimmer zu beſonderer Zufriedenheit, welches ihr denn beydes zur Quelle einiges Erwerbes gereichte.

Meines Vaters eigentliches Geſchäft dagegen war der Betrieb eines kleinen Handels, der nach den verſchiedenen Jahreszeiten variirte und ihn veranlaßte häufig von Haus abweſend zu ſeyn und in der Umgegend viel zu Fuße umherzuſchweifen. Im Sommer ſah man ihn, mit einem leichten hölzernen Schränkchen auf dem Rücken, in der Haidegegend von Dorf zu Dorf wandern und mit Band, Zwirn und Seide hauſiren gehen. Zugleich kaufte er hier

wollene Strümpfe und Beyderwand (ein aus der braunen Wolle der Haideſchnucken und leinenem Garn gewebtes Zeug), das er denn auf dem jenſeitigen Elbufer, in den Vierlanden, gleichfalls hauſirend, wieder abſetzte. Im Winter trieb er einen Handel mit rohen Schreibfedern und ungebleichter Leinewand, die er in den Dörfern der Haide- und Marſchgegend aufkaufte und mit Schiffsgelegenheit nach Hamburg brachte. In allen Fällen jedoch mußte ſein Gewinn ſehr gering ſeyn, denn wir lebten immer in einiger Armuth.

Soll ich nun von *meiner* kindlichen Thätigkeit reden, ſo war ſie gleichfalls nach den Jahreszeiten verſchieden. Mit dem anbrechenden Frühling, und ſo wie die Gewäſſer der gewöhnlichen Elb-Überſchwemmungen verlaufen waren, ging ich täglich, um das an den Binnendeichen und ſonſtigen Erhöhungen angeſpülte Schilf zu ſammeln und als eine beliebte Streu für unſere Kuh anzuhäufen. Wenn ſodann auf der weitausgedehnten Weidefläche das erſte Grün hervorkeimte, verlebte ich in Gemeinſchaft mit anderen Knaben lange Tage im Hüten der Kühe. Während des Sommers war ich thätig in Beſtellung unſeres Ackers, auch ſchleppte ich für das Bedürfniß des Herdes das ganze Jahr hindurch aus der kaum eine Stunde entfernten Waldung trockenes Holz herbey. Zur Zeit der Korn-Ernte ſah man mich wochenlang in den Feldern mit Ährenleſen beſchäftigt, und ſpäter, wenn die Herbſtwinde die Bäume ſchüttelten, ſammlete ich Ei-

cheln, die ich metzenweiſe an wohlhabendere Einwohner, um ihre Gänſe damit zu füttern, verkaufte. So wie ich aber genugſam herangewachſen war, begleitete ich meinen Vater auf ſeinen Wanderungen von Dorf zu Dorf und half einen Bündel tragen. Dieſe Zeit gehört zu den liebſten Erinnerungen meiner Jugend.

Unter ſolchen Zuſtänden und Beſchäftigungen, während welcher ich auch periodenweiſe die Schule beſuchte und nothdürftig leſen und ſchreiben lernte, erreichte ich mein vierzehntes Jahr, und man wird geſtehen, daß von hier bis zu einem vertrauten Verhältniß mit Goethe ein großer Schritt und überall wenig Anſchein war. Auch wußte ich nicht, daß es in der Welt Dinge gebe wie Poeſie und ſchöne Künſte, und konnte alſo auch ein dunkeles Verlangen und Streben nach ſolchen Dingen glücklicherweiſe in mir nicht Statt finden.

Man hat geſagt, die Thiere werden durch ihre Organe belehrt, und ſo möchte man vom Menſchen ſagen, daß er oft durch etwas was er ganz zufällig thut, über das belehrt werde was etwa Höheres in ihm ſchlummert. Ein ſolches ereignete ſich mit mir, und da es, obgleich an ſich unbedeutend, meinem ganzen Leben eine andere Wendung gab, ſo hat es ſich mir als etwas Unvergeßliches eingeprägt.

Ich ſaß eines Abends bei angezündeter Lampe mit beyden Eltern am Tiſche. Mein Vater war von Hamburg zurückgekommen und erzählte von dem Verlauf und

Fortgang ſeines Handels. Da er gern rauchte, ſo hatte er ſich ein Paket Taback mitgebracht, das vor mir auf dem Tiſche lag und als Wappen ein Pferd hatte. Dieſes Pferd erſchien mir als ein ſehr gutes Bild, und da ich zugleich Feder und Tinte und ein Stückchen Papier zur Hand hatte, ſo bemächtigte ſich meiner ein unwiderſtehlicher Trieb es nachzuzeichnen. Mein Vater fuhr fort von Hamburg zu erzählen, während ich, von den Eltern unbemerkt, mich ganz vertiefte im Zeichnen des Pferdes. Als ich fertig war, kam es mir vor, als ſey meine Nachbildung dem Vorbilde vollkommen ähnlich und ich genoß ein mir bisher unbekanntes Glück. Ich zeigte meinen Eltern was ich gemacht hatte, die nicht umhin konnten mich zu rühmen und ſich darüber zu wundern. Die Nacht verbrachte ich in freudiger Aufregung halb ſchlaflos, ich dachte beſtändig an mein gezeichnetes Pferd und erwartete mit Ungeduld den Morgen, um es wieder vor Augen zu nehmen und mich wieder daran zu erfreuen.

Von dieſer Zeit an verließ mich der einmal erwachte Trieb der ſinnlichen Nachbildung nicht wieder. Da es aber in meinem Orte an aller weiteren Hülfe in ſolchen Dingen fehlte, ſo war ich ſchon ſehr glücklich, als unſer Nachbar, ein Töpfer, mir ein Paar Hefte mit Contouren gab, welche ihm bey Bemalung ſeiner Teller und Schüſſeln als Vorbild dienten.

Dieſe Umriſſe zeichnete ich mit Feder und Tinte auf das ſorgfältigſte nach, und ſo entſtanden zwey Hefte,

die bald von Hand zu Hand gingen und auch an die erſte Perſon des Ortes, an den Oberamtmann Meyer, gelangten. Er ließ mich rufen, beſchenkte mich, und lobte mich auf die liebevollſte Weiſe. Er fragte mich, ob ich Luſt habe ein Maler zu werden; er wolle mich in ſolchem Fall, wenn ich confirmirt ſey, zu einem geſchickten Meiſter nach Hamburg ſenden. Ich ſagte, daß ich wohl Luſt habe und daß ich es mit meinen Eltern überlegen wolle.

Dieſe aber, beyde aus dem Bauernſtande, und in einem Orte lebend, wo größtentheils nichts Anderes als Ackerbau und Viehzucht getrieben wurde, dachten ſich unter einem Maler nichts weiter als einen Thüren- und Häuſer-Anſtreicher. Sie widerriethen es mir daher auf das ſorglichſte, indem ſie anführten, daß es nicht allein ein ſehr ſchmutziges, ſondern zugleich ein ſehr gefährliches Handwerk ſey, wobey man Hals und Beine brechen könne, welches ſich, zumal in Hamburg bey den ſieben Stockwerk hohen Häuſern, ſehr oft ereigne. Da nun meine eigenen Begriffe von einem Maler gleichfalls nicht höherer Art waren, ſo verging mir die Luſt zu dieſem Metier und ich ſchlug das Anerbieten des guten Oberamtmannes aus dem Sinne.

Indeſſen war nun einmal die Aufmerkſamkeit höherer Perſonen auf mich gefallen; man behielt mich im Auge und ſuchte mich auf manche Weiſe zu heben. Man ließ mich an dem Privatunterricht der wenigen

vornehmen Kinder Theil nehmen, ich lernte franzöſiſch und etwas Latein und Muſik; zugleich verſah man mich mit beſſerer Kleidung, und der würdige Superintendent Pariſius hielt es nicht zu gering, mir einen Platz an ſeinem eigenen Tiſche zu geben.

Von nun an war mir die Schule lieb geworden; ich ſuchte ſo günſtige Umſtände ſo lange fortzuſetzen als möglich, und meine Eltern gaben es daher auch gern zu, daß ich erſt in meinem ſechzehnten Jahre confirmirt wurde.

Nun aber entſtand die Frage, was aus mir werden ſolle. Wäre es nach meinen Wünſchen gegangen, ſo hätte man mich zur Verfolgung wiſſenſchaftlicher Studien auf ein Gymnaſium geſchickt; allein hieran war nicht zu denken, denn es fehlte dazu nicht allein an allen Mitteln, ſondern die gebieteriſche Noth meiner Umſtände verlangte auch, mich ſehr bald in einer Lage zu ſehen, wo ich nicht allein für mich ſelber zu ſorgen, ſondern auch meinen dürftigen alten Eltern einigermaßen zu Hülfe zu kommen im Stande wäre.

Eine ſolche Lage eröffnete ſich mir gleich nach meiner Confirmation, indem ein dortiger Juſtizbeamter mir das Anerbieten machte, mich zum Schreiben und anderen kleinen Dienſtverrichtungen zu ſich zu nehmen, worein ich mit Freuden willigte. Ich hatte während der letzten anderthalb Jahre meines fleißigen Schulbeſuchs es dahin gebracht, nicht allein eine gute Hand

zu erlangen, ſondern mich auch in Abfaſſung ſchriftlicher Aufſätze vielfältig zu üben, ſo daß ich mich denn für eine ſolche Stelle ſehr wohl qualificirt halten konnte. Dieſes Verhältniß, wobey ich auch kleine Advocaturgeſchäfte trieb, und nicht ſelten in den Fall kam, nach hergebrachten Formen beydes, Klageſchrift und Urtheil, abzufaſſen, dauerte zwey Jahre, nämlich bis 1810, wo das hannöveriſche Amt Winſen an der Luhe aufgelöſt und, im Departement der Nieder-Elbe begriffen, dem franzöſiſchen Kaiſerreiche einverleibt wurde.

Ich erhielt nun eine Anſtellung im Büreau der Direction der directen Steuern zu Lüneburg, und als dieſe im nächſten Jahre gleichfalls aufgelöſt wurde, kam ich in das Büreau der Unterpräfectur zu Ülzen. Hier arbeitete ich bis gegen Ende des Jahres 1812, wo der Präfect, Herr von Düring, mich beförderte und als Mairie-Secretair zu Bevenſen anſtellte. Dieſen Poſten bekleidete ich bis zum Frühling des Jahres 1813, wo die herannahenden Koſaken uns zur Befreiung von der franzöſiſchen Herrſchaft Hoffnung machten.

Ich nahm meinen Abſchied und ging in meine Heimath mit keinem anderen Plan und Gedanken, als mich ſobald wie möglich den Reihen der vaterländiſchen Krieger anzuſchließen, die ſich im Stillen hier und dort anfingen zu bilden. Dieſes vollführte ich und trat gegen Ende des Sommers mit Büchſe und Holſter als Freywilliger in das Kielmannsegge'ſche Jäger-Corps und

machte mit dieſem in der Compagnie des Capitain Knop den Feldzug des Winters 1813 und 1814 durch Mecklenburg, Holſtein und vor Hamburg gegen den Marſchall Davouſt. Darauf marſchirten wir über den Rhein gegen den General Maiſon und zogen im Sommer viel hin und her in dem fruchtbaren Flandern und Brabant.

Hier, vor den großen Gemälden der Niederländer, ging mir eine neue Welt auf; ich verbrachte ganze Tage in Kirchen und Muſeen. Es waren im Grunde die erſten Gemälde die mir in meinem Leben vor Augen gekommen waren, ich ſah nun was es heißen wolle ein Maler zu ſeyn; ich ſah die gekrönten, glücklichen Fortſchritte der Schüler, und ich hätte weinen mögen, daß es mir verſagt worden eine ähnliche Bahn zu gehen. Doch entſchloß ich mich auf der Stelle; ich machte in Tournay die Bekanntſchaft eines jungen Künſtlers, ich verſchaffte mir ſchwarze Kreide und einen Bogen Zeichenpapier vom größten Format und ſetzte mich ſogleich vor ein Bild um es zu copiren. Große Begierde zur Sache erſetzte hiebey was mir an Übung und Anleitung fehlte, und ſo brachte ich die Contoure der Figuren glücklich zu Stande; ich fing auch an, von der linken Seite herein das Ganze auszuſchattiren, als eine Marſchordre eine ſo glückliche Beſchäftigung unterbrach. Ich eilte, die Abſtufung von Schatten und Licht in dem nicht ausgeführten Theile mit einzelnen

Buchſtaben anzudeuten, in Hoffnung daß es mir in ruhigen Stunden gelingen würde es auf dieſe Weiſe zu vollenden. Ich rollte mein Bild zuſammen und that es in einen Köcher, den ich, neben meiner Büchſe auf dem Rücken hängend, den langen Marſch von Tournay nach Hameln trug.

Hier ward das Jäger-Corps im Herbſt des Jahres 1814 aufgelöſt. Ich ging in meine Heimath; mein Vater war todt, meine Mutter noch am Leben und bey meiner älteſten Schweſter wohnend, die ſich indeß verheirathet und das elterliche Haus angenommen hatte. Ich fing nun ſogleich an mein Zeichnen fortzuſetzen; ich vollendete zunächſt jenes aus Brabant mitgebrachte Bild, und als es mir darauf ferner an paſſenden Muſtern fehlte, ſo hielt ich mich an die kleinen Rambergiſchen Kupfer, die ich mit ſchwarzer Kreide ins Große ausführte. Hiebey merkte ich jedoch ſehr bald den Mangel gehöriger Vorſtudien und Kenntniſſe; ich hatte ſo wenig Begriffe von der Anatomie des Menſchen wie der Thiere; nicht mehr wußte ich von Behandlung der verſchiedenen Baumarten und Gründe, und es koſtete mich daher unſägliche Mühe, ehe ich auf meine Weiſe etwas herausbrachte das ungefähr ſo ausſah.

Ich begriff daher ſehr bald, daß, wenn ich ein Künſtler werden wolle, ich es ein wenig anders anzufangen hätte, und daß das fernere Suchen und Taſten auf eigenem Wege ein durchaus verlorenes Bemühen

ſey. Zu einem tüchtigen Meiſter zu gehen und ganz von vorne anzufangen, das war mein Plan.

Was nun den Meiſter betraf, ſo lag in meinen Gedanken kein anderer als Ramberg in Hannover; auch dachte ich in dieſer Stadt mich um ſo eher halten zu können, als ein geliebter Jugendfreund dort in glücklichen Umſtänden lebte, von deſſen Treue ich mir jede Stütze verſprechen durfte, und deſſen Einladungen ſich wiederholten.

Ich ſäumte daher auch nicht lange und ſchnürte meinen Bündel und machte mitten im Winter 1815 den faſt vierzigſtündigen Weg durch die öde Haide bey tiefem Schnee einſam zu Fuß, und erreichte in einigen Tagen glücklich Hannover.

Ich verfehlte nicht alſobald zu Ramberg zu gehen und ihm meine Wünſche vorzutragen. Nach den vorgelegten Proben ſchien er an meinem Talent nicht zu zweifeln, doch machte er mir bemerklich, daß die Kunſt nach Brod gehe, daß die Überwindung des Techniſchen viel Zeit verlange, und daß die Ausſicht, der Kunſt zugleich die äußere Exiſtenz zu verdanken, ſehr ferne ſey. Indeſſen zeigte er ſich ſehr bereit, mir ſeinerſeits alle Hülfe zu ſchenken; er ſuchte ſogleich aus der Maſſe ſeiner Zeichnungen einige paſſende Blätter mit Theilen des menſchlichen Körpers hervor, die er mir zum Nachzeichnen mitgab.

So wohnte ich denn bey meinem Freunde und zeich-

nete nach Rambergiſchen Originalen. Ich machte Fortſchritte, denn die Blätter die er mir gab wurden immer bedeutender. Die ganze Anatomie des menſchlichen Körpers zeichnete ich durch, und ward nicht müde die ſchwierigen Hände und Füße immer zu wiederholen. So vergingen einige glückliche Monate. Wir kamen indeß in den May und ich fing an zu kränkeln; der Juny rückte heran und ich war nicht mehr im Stande den Griffel zu führen, ſo zitterten meine Hände.

Wir nahmen unſere Zuflucht zu einem geſchickten Arzt. Er fand meinen Zuſtand gefährlich. Er erklärte, daß in Folge des Feldzuges alle Hautausdünſtung unterdrückt ſey, daß eine verzehrende Glut ſich auf die inneren Theile geworfen, und daß, wenn ich mich noch vierzehn Tage ſo fortgeſchleppt hätte, ich unfehlbar ein Kind des Todes geweſen ſeyn würde. Er verordnete ſogleich warme Bäder und ähnliche wirkſame Mittel um die Thätigkeit der Haut wieder herzuſtellen; es zeigten ſich auch ſehr bald erfreuliche Spuren der Beſſerung, doch an Fortſetzung meiner künſtleriſchen Studien war nicht mehr zu denken.

Ich hatte bisher bey meinem Freunde die liebevollſte Behandlung und Pflege genoſſen; daß ich ihm läſtig ſey, oder in der Folge läſtig werden könnte, daran war ſeinerſeits kein Gedanke und nicht die leiſeſte Andeutung. Ich aber dachte daran, und wie dieſe ſchon länger gehegte heimliche Sorge wahrſcheinlich dazu beygetragen

hatte den Ausbruch der in mir ſchlummernden Krankheit zu beſchleunigen, ſo trat ſie jetzt, da ich wegen meiner Wiederherſtellung bedeutende Ausgaben vor mir ſah, mit ihrer ganzen Gewalt hervor.

In ſolcher Zeit äußerer und innerer Bedrängniß eröffnete ſich mir die Ausſicht zu einer Anſtellung bey einer mit der Kriegs=Canzley in Verbindung ſtehenden Commiſſion, die das Montirungsweſen der hannöveriſchen Armee zum Gegenſtand ihrer Geſchäfte hatte, und es war daher wohl nicht zu verwundern, daß ich dem Drange der Umſtände nachgab und, auf die künſtleriſche Bahn Verzicht leiſtend, mich um die Stelle bewarb und ſie mit Freuden annahm.

Meine Geneſung erfolgte raſch und es kehrte ein Wohlbefinden und eine Heiterkeit zurück, wie ich ſie lange nicht genoſſen. Ich ſah mich in dem Fall, meinem Freunde einigermaßen wieder zu vergüten was er ſo großmüthig an mir gethan. Die Neuheit des Dienſtes, in welchen ich mich einzuarbeiten hatte, gab meinem Geiſte Beſchäftigung. Meine Obern erſchienen mir als Männer von der edelſten Denkungsart, und mit meinen Collegen, von denen einige mit mir in demſelbigen Corps den Feldzug gemacht, ſtand ich ſehr bald auf dem Fuß eines innigen Vertrauens.

In dieſer geſicherten Lage fing ich nun erſt an, in der manches Gute enthaltenden Reſidenz mit einiger Freyheit umherzublicken, ſo wie ich auch in Stunden

der Muße nicht müde ward, die reizenden Umgebungen immer von neuem zu durchſtreifen. Mit einem Schüler Rambergs, einem hoffnungsvollen jungen Künſtler, hatte ich eine innige Freundſchaft geſchloſſen; er war auf meinen Wanderungen mein beſtändiger Begleiter. Und da ich nun auf ein practiſches Fortſchreiten in der Kunſt wegen meiner Geſundheit und ſonſtigen Umſtände fernerhin Verzicht leiſten mußte, ſo war es mir ein großer Troſt, mich mit ihm über unſere gemeinſame Freundinn wenigſtens täglich zu unterhalten. Ich nahm Theil an ſeinen Compoſitionen, die er mir häufig in der Skizze zeigte und die wir mit einander durchſprachen. Ich ward durch ihn auf manche belehrende Schrift geführt, ich las Winckelmann, ich las Mengs; allein da mir die Anſchauung der Sachen fehlte, von denen dieſe Männer handeln, ſo konnte ich mir auch aus ſolcher Lectüre nur das Allgemeinſte aneignen und ich hatte davon im Grunde wenig Nutzen.

In der Reſidenz geboren und aufgewachſen, war mein Freund in geiſtiger Bildung mir in jeder Hinſicht voran, auch hatte er eine recht hübſche Kenntniß der ſchönen Literatur, die mir durchaus fehlte. In dieſer Zeit war Theodor Körner der gefeierte Held des Tages; er brachte mir deſſen Gedichte Leyer und Schwerdt, die denn nicht verfehlten, auch auf mich einen großen Eindruck zu machen und auch mich zur Bewunderung hinzureißen.

Man hat viel von der *künſtleriſchen* Wirkung eines Gedichtes geſprochen und ſie ſehr hoch geſtellt; mir aber will erſcheinen, daß die *ſtoffartige* die eigentlich mächtige ſey, worauf alles ankomme. Ohne es zu wiſſen machte ich dieſe Erfahrung an dem Büchlein *Leyer und Schwerdt*. Denn, daß ich gleich Körner den Haß gegen unſere vieljährigen Bedrücker im Buſen getragen, daß ich gleich ihm den Befreyungskrieg mitgemacht, und gleich ihm alle Zuſtände von beſchwerlichen Märſchen, nächtlichen Bivouacs, Vorpoſtendienſt und Gefechten erlebt und dabey ähnliche Gedanken und Empfindungen gehegt hatte, das verſchaffte dieſen Gedichten in meinem Innern einen ſo tiefen und mächtigen Anklang.

Wie nun aber auf mich nicht leicht etwas Bedeutendes wirken konnte, ohne mich tief anzuregen und productiv zu machen, ſo ging es mir auch mit dieſen Gedichten von Theodor Körner. Ich erinnerte mich aus meiner Kindheit und den folgenden Jahren, daß ich ſelber hin und wieder kleine Gedichte geſchrieben, aber nicht weiter beachtet hatte, weil ich auf dergleichen leicht entſtehende Dinge damals keinen großen Werth legte und weil überall zur Schätzung des poetiſchen Talents immer einige geiſtige Reife erforderlich iſt. Nun aber erſchien mir dieſe Gabe in Theodor Körner als etwas durchaus Rühmliches und Beneidenswürdiges und

es erwachte in mir ein mächtiger Trieb, zu verſuchen, ob es mir nicht gelingen wolle es ihm einigermaßen nachzuthun.

Die Rückkehr unſerer vaterländiſchen Krieger aus Frankreich gab mir eine erwünſchte Gelegenheit. Und wie mir in friſcher Erinnerung lebte, welchen unſäglichen Mühſeligkeiten der Soldat im Felde ſich zu unterziehen hat, während dem gemächlichen Bürger zu Hauſe oft keine Art von Bequemlichkeit mangelt, ſo dachte ich, daß es gut ſeyn möchte dergleichen Verhältniſſe in einem Gedicht zur Sprache zu bringen und dadurch, auf die Gemüther wirkend, den zurückkehrenden Truppen einen deſto herzlicheren Empfang vorzubereiten.

Ich ließ von dem Gedicht einige hundert Exemplare auf eigene Koſten drucken und in der Stadt vertheilen. Die Wirkung die es that war günſtig über meine Erwartung. Es verſchaffte mir den Zudrang einer Menge ſehr erfreulicher Bekanntſchaften, man theilte meine ausgeſprochenen Empfindungen und Anſichten, man ermunterte mich zu ähnlichen Verſuchen und war überhaupt der Meinung, daß ich die Probe eines Talentes an den Tag gelegt habe, welches der Mühe werth ſey weiter zu cultiviren. Man theilte das Gedicht in Zeitſchriften mit, es ward an verſchiedenen Orten nachgedruckt und einzeln verkauft, und überdieß erlebte ich daran die Freude, es von einem ſehr beliebten Componiſten in Muſik geſetzt zu ſehen, ſo wenig

es ſich auch im Grunde, wegen ſeiner Länge und ganz rhetoriſchen Art, zum Geſang eignete.

Es verging von nun an keine Woche wo ich nicht durch die Entſtehung irgend eines weiteren Gedichts wäre beglückt worden. Ich war jetzt in meinem vier und zwanzigſten Jahre; es lebte in mir eine Welt von Gefühlen, Drang und gutem Willen; allein ich war ganz ohne alle geiſtige Cultur und Kenntniſſe. Man empfahl mir das Studium unſerer großen Dichter und führte mich beſonders auf Schiller und Klopſtock. Ich verſchaffte mir ihre Werke, ich las, ich bewunderte ſie, allein ich fand mich durch ſie wenig gefördert; die Bahn dieſer Talente lag, ohne daß ich es damals gewußt hätte, von der Richtung meiner eigenen Natur zu weit abwärts.

In dieſer Zeit hörte ich zuerſt den Namen Goethe und erlangte zuerſt einen Band ſeiner Gedichte. Ich las ſeine Lieder und las ſie immer von neuem und genoß dabey ein Glück, das keine Worte ſchildern. Es war mir, als fange ich erſt an aufzuwachen und zum eigentlichen Bewußtſeyn zu gelangen; es kam mir vor als werde mir in dieſen Liedern mein eigenes mir bisher unbekanntes Innere zurückgeſpiegelt. Auch ſtieß ich nirgends auf etwas Fremdartiges und Gelehrtes wozu mein bloß menſchliches Denken und Empfinden nicht ausgereicht hätte, nirgends auf Namen ausländiſcher und veralteter Gottheiten, wobey ich mir nichts zu den-

ken wußte; vielmehr fand ich das menſchliche Herz in allen ſeinem Verlangen, Glück und Leiden, ich fand eine deutſche Natur wie der gegenwärtige helle Tag, eine reine Wirklichkeit in dem Lichte milder Verklärung.

Ich lebte in dieſen Liedern ganze Wochen und Monate. Dann gelang es mir den Wilhelm Meiſter zu bekommen, dann ſein Leben, dann ſeine dramatiſchen Werke. Den Fauſt, vor deſſen Abgründen menſchlicher Natur und Verderbniß ich anfänglich zurückſchauderte, deſſen bedeutend=räthſelhaftes Weſen mich aber immer wieder anzog, las ich alle Feſttage. Bewunderung und Liebe nahm täglich zu, ich lebte und webte Jahr und Tag in dieſen Werken und dachte und ſprach nichts als von Goethe.

Der Nutzen, den wir aus dem Studium der Werke eines großen Schriftſtellers ziehen, kann mannigfaltiger Art ſeyn; ein Hauptgewinn aber möchte darin beſtehen, daß wir uns nicht allein unſeres eigenen Innern, ſondern auch der mannigfaltigen Welt außer uns deutlicher bewußt werden. Eine ſolche Wirkung hatten auf mich die Werke Goethe's. Auch ward ich durch ſie zur beſſeren Beobachtung und Auffaſſung der ſinnlichen Gegenſtände und Charactere getrieben; ich kam nach und nach zu dem Begriff der Einheit oder der innerlichſten Harmonie eines Individuums mit ſich ſelber, und ſomit ward mir denn das Räthſel der großen Mannigfaltigkeit ſowohl natürlicher als künſtleriſcher Erſcheinungen immer mehr aufgeſchloſſen.

Nachdem ich mich einigermaßen in Goethe's Schriften befeſtiget und mich nebenbey in der Poeſie practiſch auf manche Weiſe verſucht hatte, wendete ich mich zu einigen der größten Dichter des Auslandes und früherer Zeiten, und las in den beſten Überſetzungen nicht allein die vorzüglichſten Stücke von Shakſpeare, ſondern auch den Sophocles und Homer.

Hiebey merkte ich jedoch ſehr bald, daß von dieſen hohen Werken nur das Allgemein-Menſchliche in mich eingehen wolle, daß aber das Verſtändniß des Beſonderen, ſowohl in ſprachlicher als hiſtoriſcher Hinſicht, wiſſenſchaftliche Kenntniſſe und überhaupt eine Bildung vorausſetze, wie ſie gewöhnlich nur auf Schulen und Univerſitäten erlangt wird.

Überdieß machte man mir von manchen Seiten bemerklich, daß ich mich auf eigenem Wege vergebens abmühe und daß, ohne eine ſogenannte claſſiſche Bildung, nie ein Dichter dahin gelangen werde ſowohl ſeine eigene Sprache mit Geſchick und Nachdruck zu gebrauchen, als auch überhaupt, dem Gehalt und Geiſte nach, etwas Vorzügliches zu leiſten.

Da ich nun auch zu dieſer Zeit viele Biographien bedeutender Männer las, um zu ſehen, welche Bildungswege ſie eingeſchlagen um zu etwas Tüchtigem zu gelangen, und ich bey ihnen überall den Gang durch Schulen und Univerſitäten wahrzunehmen hatte, ſo faßte ich, obgleich bey ſo vorgerücktem Alter und unter ſo wi-

derſtrebenden Umſtänden den Entſchluß, ein Gleiches, aus- zuführen.

Ich wendete mich alſobald an einen als Lehrer beym Gymnaſium zu Hannover angeſtellten vorzüglichen Phi- lologen und nahm bey ihm Privat-Unterricht, nicht al- lein in der lateiniſchen, ſondern auch in der griechiſchen Sprache, und verwendete auf dieſe Studien alle Muße die meine, wenigſtens ſechs Stunden täglich, in Anſpruch nehmenden Berufsgeſchäfte mir gewähren wollten.

Dieſes trieb ich ein Jahr. Ich machte gute Fort- ſchritte; allein bey meinem unausſprechlichen Drange vorwärts, kam es mir vor als gehe es zu langſam und als müſſe ich auf andere Mittel denken. Es wollte mir erſcheinen, daß, wenn ich erlangen könne täglich vier bis fünf Stunden das Gymnaſium zu beſuchen und auf ſolche Weiſe ganz und gar in dem gelehrten Elemente zu leben, ich ganz andere Fortſchritte machen und un- gleich ſchneller zum Ziele gelangen würde.

In dieſer Meinung ward ich durch den Rath ſach- kundiger Perſonen beſtätigt; ich faßte daher den Ent- ſchluß ſo zu thun, und erhielt dazu auch ſehr leicht die Genehmigung meiner Obern, indem die Stunden des Gymnaſiums größtentheils auf eine ſolche Tageszeit fielen wo ich vom Dienſte frey war.

Ich meldete mich daher zur Aufnahme und ging in Begleitung meines Lehrers an einem Sonntag-Vor- mittag zu dem würdigen Director um die erforderliche

Google

Prüfung zu beſtehen. Er examinirte mich mit aller möglichen Milde, allein da ich für die hergebrachten Schulfragen kein präparirter Kopf war und es mir trotz allem Fleiß an eigentlicher Routine fehlte, ſo beſtand ich nicht ſo gut als ich im Grunde hätte ſollen. Doch auf die Verſicherung meines Lehrers, daß ich mehr wiſſe als es nach dieſer Prüfung den Anſchein haben möge, und in Erwägung meines ungewöhnlichen Strebens, ſetzte er mich nach Secunda.

Ich brauche wohl kaum zu ſagen, daß ich, als ein faſt Fünfundzwanzigjähriger und als einer der bereits in königlichen Dienſten ſtand, unter dieſen größtentheils noch ſehr knabenhaften Jünglingen eine wunderliche Figur machte, ſo daß dieſe neue Situation mir anfänglich ſelber ein wenig unbequem und ſeltſam vorkommen wollte; doch mein großer Durſt nach den Wiſſenſchaften ließ mich alles überſehen und ertragen. Auch hatte ich mich im Ganzen nicht zu beſchweren. Die Lehrer achteten mich, die älteren und beſſeren Schüler der Klaſſe kamen mir auf das freundlichſte entgegen und ſelbſt einige Ausbunde von Übermuth hatten Rückſicht genug, an mir ihre frevelhaften Anwandlungen nicht auszulaſſen.

Ich war daher wegen meiner erreichten Wünſche im Ganzen genommen ſehr glücklich und ſchritt auf dieſer neuen Bahn mit großem Eifer vorwärts. Des Morgens fünf Uhr war ich wach und bald darauf an

meinen Präparationen. Gegen acht ging es in die Schule bis zehn Uhr. Von dort eilte ich auf mein Büreau zu den Dienſtgeſchäften, die meine Gegenwart bis gegen ein Uhr verlangten. Im Fluge ging es ſodann nach Haus; ich verſchluckte ein wenig Mittagseſſen und war gleich nach ein Uhr wieder in der Schule. Die Stunden dauerten bis vier Uhr, worauf ich denn wieder bis nach ſieben Uhr in meinem Beruf beſchäftiget war und den ferneren Abend zu Präparationen und Privatunterricht verwendete.

Dieſes Leben und Treiben verführte ich einige Monate; allein meine Kräfte waren einer ſolchen Anſtrengung nicht gewachſen, und es beſtätigte ſich die alte Wahrheit: daß niemand zween Herren dienen könne. Der Mangel an freyer Luft und Bewegung, ſo wie die fehlende Zeit und Ruhe zum Eſſen, Trinken und Schlaf, erzeugten nach und nach einen krankhaften Zuſtand; ich fühlte mich abgeſtumpft an Leib und Seele und ſah mich zuletzt in der dringenden Nothwendigkeit, entweder die Schule aufzugeben oder meine Stelle. Da aber das letztere meiner Exiſtenz wegen nicht anging, ſo blieb kein anderer Ausweg als das erſtere zu thun und ich trat mit dem beginnenden Frühling 1817 wieder aus. Es ſchien zu dem beſondern Geſchick meines Lebens zu gehören Mancherley zu probiren, und ſo gereute es mich denn keineswegs auch eine gelehrte Schule eine Zeitlang probirt zu haben.

Ich hatte indeß einen guten Schritt vorwärts gethan, und da ich die Univerſität nach wie vor im Auge behielt, ſo blieb nun weiter nichts übrig, als den Privatunterricht fortzuſetzen, welches denn auch mit aller Luſt und Liebe geſchah.

Nach der überſtandenen Laſt des Winters verlebte ich einen deſto heiteren Frühling und Sommer; ich war viel in der freyen Natur, die dieſes Jahr mit beſonderer Innigkeit zu meinem Herzen ſprach, und es entſtanden viele Gedichte, wobey beſonders die jugendlichen Lieder von Goethe mir als hohe Muſter vor Augen ſchwebten.

Mit eintretendem Winter fing ich an ernſtlich darauf zu denken, wie ich es möglich mache wenigſtens binnen Jahresfriſt die Univerſität zu beziehen. In der lateiniſchen Sprache war ich ſo weit vorgeſchritten, daß es mir gelang von den Oden des Horaz, von den Hirtengedichten des Virgil, ſo wie von den Metamorphoſen des Ovid einige mich beſonders anſprechende Stücke metriſch zu überſetzen, ſo wie die Reden des Cicero und die Kriegesgeſchichten des Julius Cäſar mit einiger Leichtigkeit zu leſen. Hiemit konnte ich mich zwar noch keineswegs als für academiſche Studien gehörig vorbereitet betrachten, allein ich dachte innerhalb eines Jahres noch ſehr weit zu kommen und ſodann das Fehlende auf der Univerſität ſelber nachzuholen.

Unter den höheren Perſonen der Reſidenz hatte ich

Digitized by Google

mir manchen Gönner erworben; ſie verſprachen mir ihre Mitwirkung, jedoch unter der Bedingung, daß ich mich entſchließen wolle ein ſogenanntes Brodſtudium zu wählen. Da aber dergleichen nicht in der Richtung meiner Natur lag und da ich in der feſten Überzeugung lebte, daß der Menſch nur dasjenige cultiviren müſſe wohin ein unausgeſetzter Drang ſeines Innern gehe, ſo blieb ich bey meinem Sinn und jene verſagten mir ihre Hülfe, indem endlich nichts weiter erfolgen ſollte als ein Freytiſch.

Es blieb nun nichts übrig als meinen Plan durch eigene Kräfte durchzuſetzen und mich zu einer literariſchen Production von einiger Bedeutung zuſammenzunehmen.

Müllners Schuld und Grillparzers Ahnfrau waren zu dieſer Zeit an der Tagesordnung und machten viel Aufſehen. Meinem Naturgefühl waren dieſe künſtlichen Werke zuwider, noch weniger konnte ich mich mit ihren Schickſalsideen befreunden, von denen ich der Meinung war, daß daraus eine unſittliche Wirkung auf das Volk hervorgehe. Ich faßte daher den Entſchluß gegen ſie aufzutreten und darzuthun, daß das Schickſal in den Characteren ruhe. Aber ich wollte nicht mit Worten gegen ſie ſtreiten ſondern mit der That. Ein Stück ſollte erſcheinen welches die Wahrheit ausſpreche, daß der Menſch in der Gegenwart Samen ſtreue der in der Zukunft aufgehe und Früchte bringe, gute oder böſe, je nachdem er geſäet habe. Mit der Weltgeſchichte

unbekannt, blieb mir weiter nichts übrig, als die Charactere und den Gang der Handlung zu erfinden. Ich trug es wohl ein Jahr mit mir herum und bildete mir die einzelnen Scenen und Acte bis ins Einzelne aus und ſchrieb es endlich im Winter 1820 in den Morgenſtunden einiger Wochen. Ich genoß dabey das höchſte Glück, denn ich ſah daß alles ſehr leicht und natürlich zu Tage kam. Allein im Gegenſatz mit jenen genannten Dichtern ließ ich das wirkliche Leben mir zu nahe treten, das Theater kam mir nie vor Augen. Daher ward es auch mehr eine ruhige Zeichnung von Situationen, als eine geſpannte raſch fortſchreitende Handlung, und auch nur poetiſch und rhythmiſch, wenn Charactere und Situationen es erforderten. Nebenperſonen gewannen zu viel Raum, das ganze Stück zu viel Breite.

Ich theilte es den nächſten Freunden und Bekannten mit, ward aber nicht verſtanden wie ich es wünſchte; man warf mir vor: einige Scenen gehören ins Luſtſpiel, man warf mir ferner vor: ich habe zu wenig geleſen. Ich, eine beſſere Aufnahme erwartend, war anfänglich im Stillen beleidigt; doch nach und nach kam ich zu der Überzeugung, daß meine Freunde nicht ſo ganz unrecht hätten und daß mein Stück, wenn auch die Charactere richtig gezeichnet und das Ganze wohl durchdacht und mit einer gewiſſen Beſonnenheit und Facilität ſo zur Erſcheinung gekommen, wie es in mir gelegen, doch, dem darin entwickelten Leben nach, auf einer

viel zu niedern Stufe ſtehe, als daß es ſich geeignet hätte damit öffentlich aufzutreten.

Und dieſes war in Erwägung meines Herkommens und meiner wenigen Studien nicht zu verwundern. Ich nahm mir vor, das Stück umzuarbeiten und für das Theater einzurichten, vorher aber in meiner Bildung vorzuſchreiten, damit ich fähig ſey alles höher zu ſtellen. Der Drang nach der Univerſität, wo ich alles zu erlangen hoffte was mir fehlte und wodurch ich auch in höhere Lebensverhältniſſe zu kommen gedachte, ward nun zur Leidenſchaft. Ich faßte den Entſchluß meine Gedichte herauszugeben, um es dadurch vielleicht zu bewirken. Und da es mir nun an Namen fehlte um von einem Verleger ein anſehnliches Honorar erwarten zu können, ſo wählte ich den für meine Lage vortheilhafteren Weg der Subſcription.

Dieſe ward von Freunden eingeleitet und nahm den erwünſchteſten Fortgang. Ich trat jetzt bey meinen Obern mit meiner Abſicht auf Göttingen wieder hervor und bat um meine Entlaſſung; und da dieſe nun die Überzeugung gewannen, daß es mein tiefer Ernſt ſey und daß ich nicht nachgebe, ſo begünſtigten ſie meine Zwecke. Auf Vorſtellung meines Chefs, des damaligen Obriſten von Berger, gewährte die Kriegs-Canzley mir den erbetenen Abſchied und ließ mir jährlich 150 Thaler von meinem Gehalt zum Behuf meiner Studien auf zwey Jahre.

Ich war nun glücklich in dem Gelingen der jahrelang gehegten Pläne. Die Gedichte ließ ich auf das ſchnellſte drucken und verſenden, aus deren Ertrag ich nach Abzug aller Koſten einen reinen Gewinn von 150 Thaler behielt. Ich ging darauf im May 1821 nach Göttingen, eine theure Geliebte zurücklaſſend.

Mein erſter Verſuch, nach der Univerſität zu gelangen, war daran geſcheitert, daß ich hartnäckig jedes ſogenannte Brodſtudium abgelehnt hatte. Jetzt aber, durch die Erfahrung gewitzigt, und der unſäglichen Kämpfe mir noch zu gut bewußt, die ich damals ſowohl gegen meine nächſte Umgebung als gegen einflußreiche höhere Perſonen zu beſtehen hatte, war ich klug genug geweſen, mich den Anſichten einer übermächtigen Welt zu bequemen und ſogleich zu erklären, daß ich ein Brodſtudium wählen und mich der Rechtswiſſenſchaft widmen wolle.

Dieſes hatten ſowohl meine mächtigen Gönner als alle anderen, denen mein irdiſches Fortkommen am Herzen lag und die ſich von der Gewalt meiner geiſtigen Bedürfniſſe keine Vorſtellung machten, ſehr vernünftig gefunden. Aller Widerſpruch war mit einem Mal abgethan, ich fand überall ein freundliches Entgegenkommen und ein bereitwilliges Befördern meiner Zwecke. Zugleich unterließ man nicht zu meiner Beſtätigung in ſo guten Vorſätzen anzuführen, daß das juriſtiſche Studium keineswegs der Art ſey, daß es nicht dem

Geiſte einen höheren Gewinn gebe. Ich würde, ſagte man, dadurch Blicke in bürgerliche und weltliche Verhältniſſe thun wie ich auf keine andere Weiſe erreichen könne. Auch wäre dieſes Studium keineswegs von ſolchem Umfang, daß ſich nicht ſehr viele ſogenannte höhere Dinge nebenbey treiben laſſen. Man nannte mir verſchiedene Namen berühmter Perſonen, die alle Jura ſtudirt hätten und doch zugleich zu den höchſten Kenntniſſen anderer Art gelangt wären.

Hiebey jedoch wurde ſowohl von meinen Freunden als von mir überſehen, daß jene Männer nicht allein mit tüchtigen Schulkenntniſſen ausgeſtattet zur Univerſität kamen, ſondern auch eine ungleich längere Zeit, als die gebieteriſche Noth meiner beſonderen Umſtände es mir erlauben wollte, auf ihre Studien verwenden konnten.

Genug aber, ſo wie ich andere getäuſcht hatte, täuſchte ich mich nach und nach ſelber und bildete mir zuletzt wirklich ein, ich könne in allem Ernſt Jura ſtudiren und doch zugleich meine eigentlichen Zwecke erreichen.

In dieſem Wahn, etwas zu ſuchen was ich gar nicht zu beſitzen und anzuwenden wünſchte, fing ich ſogleich nach meiner Ankunft auf der Univerſität mit dem Juriſtiſchen an. Auch fand ich dieſe Wiſſenſchaft keineswegs der Art daß ſie mir widerſtanden hätte, vielmehr hätte ich, wenn mein Kopf nicht von anderen Vorſätzen und Beſtrebungen wäre zu voll geweſen,

mich ihr recht gerne ergeben mögen. So aber erging es mir wie einem Mädchen, das gegen eine vorgeſchlagene Heirathspartie bloß deßwegen allerley zu erinnern findet, weil ihr unglücklicher Weiſe ein heimlich Geliebter im Herzen liegt.

In den Vorleſungen der Inſtitutionen und Pandekten ſitzend, vergaß ich mich oft im Ausbilden dramatiſcher Scenen und Acte. Ich gab mir alle Mühe meinen Sinn auf das Vorgetragene zu wenden, allein er lenkte gewaltſam immer abwärts. Es lag mir fortwährend nichts in Gedanken, als Poeſie und Kunſt und meine höhere menſchliche Entwickelung, warum ich ja überall ſeit Jahren mit Leidenſchaft nach der Univerſität geſtrebt hatte.

Wer mich nun das erſte Jahr in meinen nächſten Zwecken bedeutend förderte, war Heeren. Seine Ethnographie und Geſchichte legte in mir für fernere Studien dieſer Art den beſten Grund, ſo wie die Klarheit und Gediegenheit ſeines Vortrages auch in anderer Hinſicht für mich von bedeutendem Nutzen war. Ich beſuchte jede Stunde mit Liebe und verließ keine, ohne von größerer Hochachtung und Neigung für den vorzüglichen Mann durchdrungen zu ſeyn.

Das zweyte academiſche Jahr begann ich vernünftiger Weiſe mit gänzlicher Beſeitigung des juriſtiſchen Studiums, das in der That viel zu bedeutend war, als daß ich es als Nebenſache hätte mitgewinnen kön-

nen, und das mir in der Hauptſache als ein zu großes Hinderniß anhing. Ich ſchloß mich an die Philologie. Und wie ich im erſten Jahre Heeren ſehr viel ſchuldig geworden, ſo ward ich es nun Diſſen. Denn nicht allein, daß ſeine Vorleſungen meinen Studien die eigentlich geſuchte und erſehnte Nahrung gaben, ich mich täglich mehr gefördert und aufgeklärt ſah, und nach ſeinen Andeutungen ſichere Richtungen für künftige Productionen nahm, ſondern ich hatte auch das Glück, dem werthen Manne perſönlich bekannt zu werden und mich von ihm in meinen Studien geleitet, beſtärkt und ermuntert zu ſehen.

Überdieß war der tägliche Umgang mit ganz vorzüglichen Köpfen unter den Studirenden und das unaufhörliche Beſprechen der höchſten Gegenſtände, auf Spaziergängen und oft bis tief in die Nacht hinein, für mich ganz unſchätzbar und auf meine immer freiere Entwickelung vom günſtigſten Einfluß.

Indeſſen war das Ende meiner pecuniären Hülfsmittel nicht mehr ferne. Dagegen hatte ich ſeit anderthalb Jahren täglich neue Schätze des Wiſſens in mich aufgenommen; ein ferneres Anhäufen, ohne ein practiſches Verwenden, war meiner Natur und meinem Lebensgange nicht gemäß, und es herrſchte daher in mir ein leidenſchaftlicher Trieb, mich durch einige ſchriftſtelleriſche Productionen wieder frey und nach ferneren Studien wieder begehrlich zu machen.

Sowohl meine dramatiſche Arbeit, woran ich dem Stoffe nach das Intereſſe nicht verloren hatte, die aber der Form und dem Gehalte nach bedeutender erſcheinen ſollte; als auch Ideen in Bezug auf Grundſätze der Poeſie, die ſich beſonders als Widerſpruch gegen damals herrſchende Anſichten entwickelt hatten, gedachte ich hintereinander auszuſprechen und zu vollenden.

Ich verließ daher im Herbſt 1822 die Univerſität und bezog eine ländliche Wohnung in der Nähe von Hannover. Ich ſchrieb zunächſt jene theoretiſchen Aufſätze, von denen ich hoffte, daß ſie beſonders bey jungen Talenten nicht allein zur Hervorbringung, ſondern auch zur Beurtheilung dichteriſcher Werke beytragen würden, und gab ihnen den Titel Beyträge zur Poeſie.

Im May 1823 war ich mit dieſer Arbeit zu Stande. Es kam mir nun in meiner Lage nicht allein darauf an, einen guten Verleger, ſondern auch ein gutes Honorar zu erhalten, und ſo entſchloß ich mich kurz, und ſchickte das Manuſcript an Goethe, und bat ihn um einige empfehlende Worte an Herrn von Cotta.

Goethe war nach wie vor derjenige unter den Dichtern, zu dem ich täglich als meinem untrüglichen Leitſtern hinaufblickte, deſſen Ausſprüche mit meiner Denkungsweiſe in Harmonie ſtanden und mich auf einen immer höheren Punkt der Anſicht ſtellten, deſſen hohe Kunſt in Behandlung der verſchiedenſten Gegenſtände ich immer mehr zu ergründen und ihr nachzuſtreben

ſuchte, und gegen den meine innige Liebe und Vereh- rung faſt leidenſchaftlicher Natur war.

Bald nach meiner Ankunft in Göttingen hatte ich ihm, neben einer kleinen Skizze meines Lebens- und Bildungsganges, ein Exemplar meiner Gedichte zuge- ſendet, worauf ich denn die große Freude erlebte, nicht allein von ihm einige ſchriftliche Worte zu erhalten, ſondern auch von Reiſenden zu hören, daß er von mir eine gute Meinung habe und in den Heften von Kunſt und Alterthum meiner gedenken wolle.

Dieſes zu wiſſen, war für mich in meiner damaligen Lage von großer Bedeutung, ſo wie es mir auch jetzt den Muth gab das ſo eben vollendete Manuſcript ver- trauensvoll an ihn zu ſenden.

Es lebte nun in mir kein anderer Trieb, als ihm einmal einige Augenblicke perſönlich nahe zu ſeyn; und ſo machte ich mich denn zur Erreichung dieſes Wun- ſches gegen Ende des Monates May auf, und wanderte zu Fuß über Göttingen und das Werrathal nach Weimar.

Auf dieſem wegen großer Hitze oft mühſamen Wege hatte ich in meinem Innern wiederholt den tröſtlichen Eindruck, als ſtehe ich unter der beſonderen Leitung gütiger Weſen, und als möchte dieſer Gang für mein ferneres Leben von wichtigen Folgen ſeyn.

1 8 2 3.

Digitized by Google

Digitized by Google

Weimar, Dienſtag den 10. Juny 1823.

Vor wenigen Tagen bin ich hier angekommen, heute war ich zuerſt bey Goethe. Der Empfang ſeiner Seits war überaus herzlich und der Eindruck ſeiner Perſon auf mich der Art, daß ich dieſen Tag zu den glücklichſten meines Lebens rechne.

Er hatte mir geſtern, als ich anfragen ließ, dieſen Mittag zwölf Uhr als die Zeit beſtimmt, wo ich ihm willkommen ſeyn würde. Ich ging alſo zur gedachten Stunde hin und fand den Bedienten auch bereits meiner wartend und ſich anſchickend mich hinaufzuführen.

Das Innere des Hauſes machte auf mich einen ſehr angenehmen Eindruck; ohne glänzend zu ſeyn war alles höchſt edel und einfach; auch deuteten verſchiedene an der Treppe ſtehende Abgüſſe antiker Statuen auf Goethe's beſondere Neigung zur bildenden Kunſt und dem griechiſchen Alterthum. Ich ſah verſchiedene Frauenzimmer, die unten im Hauſe geſchäftig hin und wieder gingen; auch einen der ſchönen Knaben Ottiliens, der

Digitized by Google

zutraulich zu mir herankam und mich mit großen Augen anblickte.

Nachdem ich mich ein wenig umgeſehen, ging ich ſodann mit dem ſehr geſprächigen Bedienten die Treppe hinauf zur erſten Etage. Er öffnete ein Zimmer, vor deſſen Schwelle man die Zeichen SALVE als gute Vorbedeutung eines freundlichen Willkommenſeyns überſchritt. Er führte mich durch dieſes Zimmer hindurch und öffnete ein zweytes, etwas geräumigeres, wo er mich zu verweilen bat, indem er ging mich ſeinem Herrn zu melden. Hier war die kühlſte erquicklichſte Luft, auf dem Boden lag ein Teppich gebreitet, auch war es durch ein rothes Kanapee und Stühle von gleicher Farbe überaus heiter meublirt; gleich zur Seite ſtand ein Flügel, und an den Wänden ſah man Handzeichnungen und Gemälde verſchiedener Art und Größe.

Durch eine offene Thür gegenüber blickte man ſodann in ein ferneres Zimmer, gleichfalls mit Gemälden verziert, durch welches der Bediente gegangen war mich zu melden.

Es währte nicht lange ſo kam Goethe, in einem blauen Oberrock und in Schuhen; eine erhabene Geſtalt! Der Eindruck war überraſchend. Doch verſcheuchte er ſogleich jede Befangenheit durch die freundlichſten Worte. Wir ſetzten uns auf das Sopha. Ich war glücklich verwirrt in ſeinem Anblick und ſeiner Nähe, ich wußte ihm wenig oder nichts zu ſagen.

Er fing ſogleich an von meinem Manuſcript zu reden. „Ich komme eben von Ihnen her, ſagte er; ich habe den ganzen Morgen in Ihrer Schrift geleſen; ſie bedarf keiner Empfehlung, ſie empfiehlt ſich ſelber.“ Er lobte darauf die Klarheit der Darſtellung und den Fluß der Gedanken und daß alles auf gutem Fundament ruhe und wohl durchdacht ſey. „Ich will es ſchnell befördern, fügte er hinzu, heute noch ſchreibe ich an Cotta mit der reitenden Poſt, und morgen ſchicke ich das Paket mit der fahrenden nach.“ Ich dankte ihm dafür mit Worten und Blicken.

Wir ſprachen darauf über meine fernere Reiſe. Ich ſagte ihm daß mein eigentliches Ziel die Rheingegend ſey, wo ich an einem paſſenden Ort zu verweilen und etwas Neues zu ſchreiben gedenke. Zunächſt jedoch wolle ich von hier nach Jena gehen, um dort die Antwort des Herrn von Cotta zu erwarten.

Goethe fragte mich, ob ich in Jena ſchon Bekannte habe; ich erwiederte daß ich mit Herrn von Knebel in Berührung zu kommen hoffe, worauf er verſprach mir einen Brief mitzugeben, damit ich einer deſto beſſern Aufnahme gewiß ſey.

„Nun, nun! ſagte er dann, wenn Sie in Jena ſind, ſo ſind wir ja nahe bey einander und können zu einander und können uns ſchreiben wenn etwas vorfällt.“

Wir ſaßen lange beyſammen, in ruhiger liebevoller Stimmung. Ich drückte ſeine Kniee, ich vergaß das

Reden über ſeinem Anblick, ich konnte mich an ihm nicht ſatt ſehen. Das Geſicht ſo kräftig und braun und voller Falten und jede Falte voller Ausdruck. Und in Allem ſolche Biederkeit und Feſtigkeit und ſolche Ruhe und Größe! Er ſprach langſam und bequem, ſo wie man ſich wohl einen bejahrten Monarchen denkt wenn er redet. Man ſah ihm an, daß er in ſich ſelber ruhet und über Lob und Tadel erhaben iſt. Es war mir bey ihm unbeſchreiblich wohl; ich fühlte mich beruhigt, ſo wie es jemandem ſeyn mag, der nach vieler Mühe und langem Hoffen endlich ſeine liebſten Wünſche befriedigt ſieht.

Er kam ſodann auf meinen Brief und daß ich Recht habe, daß, wenn man eine Sache mit Klarheit zu behandeln vermöge, man auch zu vielen anderen Dingen tauglich ſey.

„Man kann nicht wiſſen wie ſich das drehet und wendet, ſagte er dann; ich habe manchen hübſchen Freund in Berlin, da habe ich denn dieſer Tage Ihrer gedacht.“

Dabey lächelte er liebevoll in ſich. Er machte mich ſodann aufmerkſam, was ich in dieſen Tagen in Weimar alles noch ſehen müſſe, und daß er den Herrn Secretair Kräuter bitten wolle mich herumzuführen. Vor allen aber ſolle ich ja nicht verſäumen das Theater zu beſuchen. Er fragte mich darauf wo ich logire und ſagte, daß er mich noch einmal zu ſehen wünſche und zu einer paſſenden Stunde ſenden wolle.

Mit Liebe ſchieden wir auseinander; ich im hohen Grade glücklich, denn aus jedem ſeiner Worte ſprach Wohlwollen und ich fühlte daß er es überaus gut mit mir im Sinne habe.

Mittwoch, den 11. Juny 1823.

Dieſen Morgen erhielt ich abermals eine Einladung zu Goethe, und zwar mittelſt einer von ihm beſchriebenen Charte. Ich war darauf wieder ein Stündchen bey ihm. Er erſchien mir heute ganz ein anderer als geſtern, er zeigte ſich in allen Dingen raſch und entſchieden wie ein Jüngling.

Er brachte zwey dicke Bücher als er zu mir herein-trat. „Es iſt nicht gut, ſagte er, daß Sie ſo raſch vor-übergehen, vielmehr wird es beſſer ſeyn daß wir ein-ander etwas näher kommen. Ich wünſche Sie mehr zu ſehen und zu ſprechen. Da aber das Allgemeine ſo groß iſt, ſo habe ich ſogleich auf etwas Beſonderes gedacht, das als ein Tertium einen Verbindungs- und Beſpre-chungs-Punkt abgebe. Sie finden in dieſen beyden Bänden die Frankfurter gelehrten Anzeigen der Jahre 1772 und 1773, und zwar ſind auch darin faſt alle meine damals geſchriebenen kleinen Recenſionen. Dieſe ſind nicht gezeichnet; doch da Sie meine Art und Den-kungsweiſe kennen, ſo werden Sie ſie ſchon aus den übrigen herausfinden. Ich möchte nun, daß Sie dieſe

Jugendarbeiten etwas näher betrachteten und mir ſagten was Sie davon denken. Ich möchte wiſſen, ob ſie werth ſind in eine künftige Ausgabe meiner Werke aufgenommen zu werden. Mir ſelber ſtehen dieſe Sachen viel zu weit ab, ich habe darüber kein Urtheil. Ihr Jüngeren aber müßt wiſſen, ob ſie für euch Werth haben und in wiefern ſie bey dem jetzigen Standpunkte der Literatur noch zu gebrauchen. Ich habe bereits Abſchriften nehmen laſſen, die Sie dann ſpäter haben ſollen um ſie mit dem Original zu vergleichen. Demnächſt, bey einer ſorgfältigen Redaction, würde ſich denn auch finden, ob man nicht gut thue hie und da eine Kleinigkeit auszulaſſen, oder nachzuhelfen, ohne im Ganzen dem Character zu ſchaden."

Ich antwortete ihm, daß ich ſehr gerne mich an dieſen Gegenſtänden verſuchen wolle, und daß ich dabey weiter nichts wünſche, als daß es mir gelingen möge ganz in ſeinem Sinne zu handeln.

„So wie Sie hineinkommen, erwiederte er, werden Sie finden daß Sie der Sache vollkommen gewachſen ſind; es wird Ihnen von der Hand gehen."

Er eröffnete mir darauf, daß er in etwa acht Tagen nach Marienbad abzureiſen gedenke und daß es ihm lieb ſeyn würde wenn ich bis dahin noch in Weimar bliebe, damit wir uns während der Zeit mitunter ſehen und ſprechen und perſönlich näher kommen möchten.

„Auch wünſchte ich, fügte er hinzu, daß Sie in Jena

nicht bloß wenige Tage oder Wochen verweilten, ſondern daß Sie ſich für den ganzen Sommer dort häuslich einrichteten, bis ich gegen den Herbſt von Marienbad zurückkomme. Ich habe bereits geſtern wegen einer Wohnung und dergleichen geſchrieben, damit Ihnen alles bequem und angenehm werde."

„Sie finden dort die verſchiedenartigſten Quellen und Hülfsmittel für weitere Studien; auch einen ſehr gebildeten geſelligen Umgang, und überdieß iſt die Gegend ſo mannigfaltig, daß Sie wohl funfzig verſchiedene Spaziergänge machen können, die alle angenehm und faſt alle zu ungeſtörtem Nachdenken geeignet ſind. Sie werden Muße und Gelegenheit finden in der Zeit für ſich ſelbſt manches Neue zu ſchreiben und nebenbey auch meine Zwecke zu fördern."

Ich fand gegen ſo gute Vorſchläge nichts zu erinnern und willigte in alles mit Freuden. Als ich ging war er beſonders liebevoll; auch beſtimmte er auf übermorgen eine abermalige Stunde zu einer ferneren Unterredung.

Montag den 16. Juny 1823.

Ich war in dieſen Tagen wiederholt bey Goethe. Heute ſprachen wir größtentheils von Geſchäften. Ich äußerte mich auch über ſeine Frankfurter Recenſionen, die ich Nachklänge ſeiner academiſchen Jahre nannte,

welcher Ausſpruch ihm zu gefallen ſchien, indem er den Stand=Punct bezeichne, aus welchem man jene jugendlichen Arbeiten zu betrachten habe.

Er gab mir ſodann die erſten eilf Hefte von Kunſt und Alterthum, damit ich ſie neben den Frankfurter Recenſionen als eine zweyte Arbeit nach Jena mit hinüber nehme.

„Ich wünſche nämlich, ſagte er, daß Sie dieſe Hefte gut ſtudirten und nicht allein ein allgemeines Inhaltsverzeichniß darüber machten, ſondern auch aufſetzten, welche Gegenſtände nicht als abgeſchloſſen zu betrachten ſind, damit es mir vor die Augen trete, welche Fäden ich wieder aufzunehmen und weiter fortzuſpinnen habe. Es wird mir dieſes eine große Erleichterung ſeyn und Sie ſelber werden davon den Gewinn haben, daß Sie auf dieſem practiſchen Wege den Inhalt aller einzelnen Aufſätze weit ſchärfer anſehen und in ſich aufnehmen, als es bey einem gewöhnlichen Leſen nach perſönlicher Neigung zu geſchehen pflegt.“

Ich fand dieſes alles gut und richtig und ſagte daß ich auch dieſe Arbeit gern übernehmen wolle.

Donnerstag den 19. Juny 1823.

Ich wollte heute eigentlich ſchon in Jena ſeyn, Goethe ſagte aber geſtern wünſchend und bittend, daß ich doch noch bis Sonntag bleiben und dann mit der Poſt

fahren möchte. Er gab mir geſtern die Empfehlungs=
briefe und auch einen für die Familie **Frommann**.
„Es wird Ihnen in dieſem Kreiſe gefallen, ſagte er,
ich habe dort ſchöne Abende verlebt. Auch **Jean Paul**,
Tieck, die **Schlegel** und was in Deutſchland ſonſt
Namen hat iſt dort geweſen und hat dort gerne verkehrt
und noch jetzt iſt es der Vereinigungs=Punkt vieler Ge=
lehrten und Künſtler und ſonſt angeſehener Perſonen.
In einigen Wochen ſchreiben Sie mir nach Marien=
bad, damit ich erfahre wie es Ihnen geht und wie es
Ihnen in Jena gefällt. Auch habe ich meinem Sohn
geſagt, daß er Sie während meiner Abweſenheit drüben
einmal beſuche."

Ich fühlte mich Goethen für ſo viele Sorgfalt ſehr
dankbar, und es that mir wohl aus allem zu ſehen, daß
er mich zu den Seinigen zählt und mich als ſolchen
will gehalten haben.

Sonnabend den 21. Juny nahm ich ſodann von
Goethe Abſchied und fuhr des andern Tages nach **Jena**
hinüber und richtete mich in einer Gartenwohnung ein
bey ſehr guten redlichen Leuten. In den Familien des
Herrn von Knebel und Frommann fand ich auf Goethe's
Empfehlung eine freundliche Aufnahme und einen ſehr
belehrenden Umgang. In den mitgenommenen Arbeiten
ſchritt ich auf das Beſte vor, und überdieß hatte ich bald

die Freude, einen Brief von Herrn von Cotta zu erhalten, worin er ſich nicht allein zum Verlage meines ihm zugegangenen Manuſcriptes ſehr bereit erklärte, ſondern mir auch ein anſehnliches Honorar zuſicherte und den Druck in Jena unter meinen Augen geſchehen ließ.

So war nun meine Exiſtenz wenigſtens auf ein Jahr gedeckt, und ich fühlte den lebhafteſten Trieb, in dieſer Zeit etwas Neues hervorzubringen und dadurch mein ferneres Glück als Autor zu begründen. Die theoretiſche und kritiſche Richtung hoffte ich durch die Aufſätze meiner Beyträge zur Poeſie ein für allemal hinter mir zu haben; ich hatte mich dadurch über die vorzüglichſten Geſetze aufzuklären geſucht, und meine ganze innere Natur drängte mich nun zur practiſchen Ausübung. Ich hatte Pläne zu unzähligen Gedichten, größeren und kleineren, auch zu dramatiſchen Gegenſtänden verſchiedener Art, und es handelte ſich nach meinem Gefühl jetzt bloß darum, wohin ich mich wenden ſollte um mit einigem Behagen eins nach dem andern ruhig ans Licht zu bringen.

In Jena gefiel es mir auf die Länge nicht, es war mir zu ſtille und einförmig. Ich verlangte nach einer großen Stadt, die nicht allein ein vorzügliches Theater beſitze, ſondern wo ſich auch ein freyes großes Volksleben entwickele, damit ich bedeutende Lebenselemente in mich aufzunehmen und meine innere Cultur auf das raſcheſte zu ſteigern vermöge. In einer ſolchen Stadt hoffte ich zugleich ganz unbemerkt leben und mich zu

jeder Zeit zu einer ganz ungeſtörten Production iſoliren zu können.

Ich hatte indeſſen das von Goethe gewünſchte Inhaltsverzeichniß der erſten vier Bände von Kunſt und Alterthum entworfen und ſendete es ihm mit einem Brief nach Marienbad, worin ich meine Wünſche und Pläne ganz offen ausſprach. Ich erhielt darauf alſobald die folgenden Zeilen.

„Das Inhaltsverzeichniß iſt mir zur rechten Zeit gekommen und entſpricht ganz meinen Wünſchen und Zwecken. Laſſen Sie mich die Frankfurter Recenſionen bey meiner Rückkehr auf gleiche Weiſe redigirt finden, ſo zolle den beſten Dank, welchen ich vorläufig ſchon im Stillen entrichte, indem ich Ihre Geſinnungen, Zuſtände, Wünſche, Zwecke und Pläne mit mir theilnehmend herumtrage um bey meiner Rückkunft mich über Ihr Wohl deſto gründlicher beſprechen zu können. Mehr ſag' ich heute nicht. Der Abſchied von Marienbad giebt mancherley zu denken und zu thun, während man ein allzukurzes Verweilen mit vorzüglichen Menſchen gar ſchmerzlich empfindet."

„Möge ich Sie in ſtiller Thätigkeit antreffen, aus der denn doch zuletzt am ſicherſten und reinſten Weltumſicht und Erfahrung hervorgeht. Leben Sie wohl; freue mich auf ein längeres und engeres Zuſammenſeyn."

Marienbad, den 14. Auguſt 1823.

„Goethe."

Durch ſolche Zeilen Goethe's, deren Empfang mich im hohen Grade beglückte, fühlte ich mich nun vorläufig wieder beruhigt. Ich ward dadurch entſchieden, keinen eigenmächtigen Schritt zu thun, ſondern mich ganz ſeinem Rath und Willen zu überlaſſen. Ich ſchrieb indeß einige kleine Gedichte, beendigte die Redaction der Frankfurter Recenſionen und ſprach meine Anſicht darüber in einer kurzen Abhandlung aus, die ich für Goethe beſtimmte. Seiner Zurückkunft aus Marienbad ſah ich mit Sehnſucht entgegen, indem auch der Druck meiner Beyträge zur Poeſie ſich zu Ende neigte, und ich auf alle Fälle zu einiger Erfriſchung noch dieſen Herbſt eine kurze Ausflucht von wenigen Wochen an den Rhein zu machen wünſchte.

Jena, Montag den 15. September 1823.

Goethe iſt von Marienbad glücklich zurückgekommen, wird aber, da ſeine hieſige Gartenwohnung nicht die erforderliche Bequemlichkeit darbietet, hier nur wenige Tage verweilen. Er iſt wohl und rüſtig, ſo daß er einen Weg von mehreren Stunden zu Fuß machen kann und es eine wahre Freude iſt ihn anzuſehen.

Nach einem beyderſeitigen fröhlichen Begrüßen fing Goethe ſogleich an über meine Angelegenheit zu reden.

„Ich muß grade herausſagen, begann er, ich wünſche daß Sie dieſen Winter bey mir in Weimar bleiben“.

Dieß waren ſeine erſten Worte, dann ging er näher ein und fuhr fort: „In der Poeſie und Critik ſteht es mit Ihnen aufs Beſte, Sie haben darin ein natürliches Fundament; das iſt Ihr Metier woran Sie ſich zu halten haben, und welches Ihnen auch ſehr bald eine tüchtige Exiſtenz zu Wege bringen wird. Nun iſt aber noch Manches, was nicht eigentlich zum Fache gehört, und was Sie doch auch wiſſen müſſen. Es kommt aber darauf an, daß Sie hiebey nicht lange Zeit verlieren, ſondern ſchnell darüber hinwegkommen. Das ſollen Sie nun dieſen Winter bey uns in Weimar, und Sie ſollen ſich wundern wie weit Sie Oſtern ſeyn werden. Sie ſollen von Allem das Beſte haben, weil die beſten Hülfsmittel in meinen Händen ſind. Dann ſtehen Sie fürs Leben feſt und kommen zum Behagen und können überall mit Zuverſicht auftreten.“

Ich freute mich dieſer Vorſchläge und ſagte, daß ich mich ganz ſeinen Anſichten und Wünſchen überlaſſen wolle.

„Für eine Wohnung in meiner Nähe, fuhr Goethe fort, werde ich ſorgen; Sie ſollen den ganzen Winter keinen unbedeutenden Moment haben. Es iſt in Weimar noch viel Gutes beyſammen und Sie werden nach und nach in den höhren Kreiſen eine Geſellſchaft finden, die den beſten aller großen Städte gleich kommt. Auch ſind mit mir perſönlich ganz vorzügliche Männer verbunden, deren Bekanntſchaft Sie nach und nach machen

werden und deren Umgang Ihnen im hohen Grade lehrreich und nützlich ſeyn wird.“

Goethe nannte mir verſchiedene angeſehene Namen und bezeichnete mit wenigen Worten die beſonderen Verdienſte jedes Einzelnen.

„Wo finden Sie, fuhr er fort, auf einem ſo engen Fleck noch ſo viel Gutes! Auch beſitzen wir eine ausgeſuchte Bibliothek und ein Theater, was den beſten anderer deutſchen Städte in den Hauptſachen keinesweges nachſteht. Ich wiederhole daher: bleiben Sie bey uns, und nicht bloß dieſen Winter, wählen Sie Weimar zu Ihrem Wohnort. Es gehen von dort die Thore uud Straßen nach allen Enden der Welt. Im Sommer machen Sie Reiſen, und ſehen nach und nach, was Sie zu ſehen wünſchen. Ich bin ſeit funfzig Jahren dort, und wo bin ich nicht überall geweſen! — Aber ich bin immer gerne nach Weimar zurückgekehrt.“

Ich war beglückt, Goethen wieder nahe zu ſeyn nnd ihn wieder reden zu hören, und ich fühlte mich ihm mit meinem ganzen Innern hingegeben. Wenn ich nur dich habe und haben kann, dachte ich, ſo wird mir alles Übrige recht ſeyn. Ich wiederholte ihm daher, daß ich bereit ſey, alles zu thun was er in Erwägung meiner beſonderen Lage nur irgend für gut halte.

Jena, Donnerstag den 18. September 1823.

Geſtern morgen, vor Goethe's Abreiſe nach Weimar, war ich ſo glücklich wieder ein Stündchen bey ihm zu ſeyn. Und da führte er ein höchſt bedeutendes Geſpräch, was für mich ganz unſchätzbar iſt und mir auf mein ganzes Leben wohl thut. Alle jungen Dichter in Deutſchland müßten es wiſſen, es könnte ihnen helfen.

Er leitete das Geſpräch ein indem er mich fragte, ob ich dieſen Sommer keine Gedichte gemacht. Ich antwortete ihm, daß ich zwar einige gemacht, daß es mir aber im Ganzen dazu an Behagen gefehlt. „Nehmen Sie ſich in Acht, ſagte er darauf, vor einer großen Arbeit. Das iſt's eben, woran unſere Beſten leiden, gerade diejenigen, in denen das meiſte Talent und das tüchtigſte Streben vorhanden. Ich habe auch daran gelitten und weiß was es mir geſchadet hat. — Was iſt da nicht alles in den Brunnen gefallen! — Wenn ich alles gemacht hätte, was ich recht gut hätte machen können, es würden keine hundert Bände reichen."

„Die Gegenwart will ihre Rechte; was ſich täglich im Dichter von Gedanken und Empfindungen aufdrängt, das will und ſoll ausgeſprochen ſeyn. Hat man aber ein größeres Werk im Kopfe, ſo kann nichts daneben aufkommen, ſo werden alle Gedanken zurückgewieſen und man iſt für die Behaglichkeit des Lebens ſelbſt ſo lange verloren. Welche Anſtrengung und Verwendung von Geiſteskraft gehört nicht dazu, um nur ein großes Gan-

zes in ſich zu ordnen und abzurunden, und welche Kräfte und welche ruhige ungeſtörte Lage im Leben, um es dann in einem Fluß gehörig auszuſprechen. Hat man ſich nun im Ganzen vergriffen, ſo iſt alle Mühe verloren; iſt man ferner, bey einem ſo umfangreichen Gegenſtande, in einzelnen Theilen nicht völlig Herr ſeines Stoffes, ſo wird das Ganze ſtellenweiſe mangelhaft werden und man wird geſcholten; und aus allem entſpringt für den Dichter, ſtatt Belohnung und Freude für ſo viele Mühe und Aufopferung, nichts als Unbehagen und Lähmung der Kräfte. Faßt dagegen der Dichter täglich die Gegenwart auf, und behandelt er immer gleich in friſcher Stimmung was ſich ihm darbietet, ſo macht er ſicher immer etwas Gutes, und gelingt ihm auch einmal etwas nicht, ſo iſt nichts daran verloren."

„Da iſt der Auguſt Hagen in Königsberg, ein herrliches Talent; haben Sie ſeine Olfried und Liſena geleſen? Da ſind Stellen darin, wie ſie nicht beſſer ſeyn können; die Zuſtände an der Oſtſee und was ſonſt in dortige Localität hineinſchlägt, alles meiſterhaft. Aber es ſind nur ſchöne Stellen, als Ganzes will es niemanden behagen. Und welche Mühe und welche Kräfte hat er daran verwendet! ja er hat ſich faſt daran erſchöpft. Jetzt hat er ein Trauerſpiel gemacht!" Dabey lächelte Goethe und hielt einen Augenblick inne. Ich nahm das Wort und ſagte, daß, wenn ich nicht irre, er Hagen in Kunſt und Alterthum gerathen, nur kleine

Gegenſtände zu behandeln. „Freilich habe ich das, erwiederte Goethe; aber thut man denn, was wir Alten ſagen? Jeder glaubt, er müſſe es doch ſelber am beſten wiſſen, und dabey geht mancher verloren und mancher hat lange daran zu irren. Es iſt aber jetzt keine Zeit mehr zum Irren, dazu ſind wir Alten geweſen, und was hätte uns alle unſer Suchen und Irren geholfen, wenn Ihr jüngeren Leute wieder dieſelbigen Wege laufen wolltet. Da kämen wir ja nie weiter! Uns Alten rechnet man den Irrthum zu Gute, weil wir die Wege nicht gebahnt fanden; wer aber ſpäter in die Welt eintritt, von dem verlangt man mehr, der ſoll nicht abermals irren und ſuchen, ſondern er ſoll den Rath der Alten nutzen und gleich auf gutem Wege fortſchreiten. Es ſoll nicht genügen, daß man Schritte thue, die einſt zum Ziele führen, ſondern jeder Schritt ſoll Ziel ſeyn und als Schritt gelten."

„Tragen Sie dieſe Worte bey ſich herum und ſehen Sie zu, was Sie davon mit ſich vereinigen können. Es iſt mir eigentlich um Sie nicht bange, aber ich helfe Sie durch mein Zureden vielleicht ſchnell über eine Periode hinweg, die Ihrer jetzigen Lage nicht gemäß iſt. Machen Sie vor der Hand, wie geſagt, immer nur kleine Gegenſtände, immer alles friſch weg was ſich Ihnen täglich darbietet, ſo werden Sie in der Regel ,immer etwas Gutes leiſten und jeder Tag wird Ihnen Freude bringen. Geben Sie es zunächſt in die Taſchen-

bücher, in die Zeitſchriften; aber fügen Sie ſich nie frem=den Anforderungen, ſondern machen Sie es immer nach Ihrem eigenen Sinn."

„Die Welt iſt ſo groß und reich und das Leben ſo mannigfaltig, daß es an Anläſſen zu Gedichten nie feh=len wird. Aber es müſſen alles Gelegenheitsgedichte ſeyn, das heißt, die Wirklichkeit muß die Veranlaſſung und den Stoff dazu hergeben. Allgemein und poetiſch wird ein ſpecieller Fall eben dadurch, daß ihn der Dichter behandelt. Alle meine Gedichte ſind Gelegen=heitsgedichte, ſie ſind durch die Wirklichkeit angeregt und haben darin Grund und Boden. Von Gedichten, aus der Luft gegriffen, halte ich nichts."

„Man ſage nicht, daß es der Wirklichkeit an poeti=ſchem Intereſſe fehle; denn eben darin bewährt ſich ja der Dichter, daß er geiſtreich genug ſey, einem gewöhn=lichen Gegenſtande eine intereſſante Seite abzugewinnen. Die Wirklichkeit ſoll die Motive hergeben, die auszu=ſprechenden Puncte, den eigentlichen Kern; aber ein ſchönes belebtes Ganzes daraus zu bilden iſt Sache des Dichters. Sie kennen den Fürnſtein, den ſoge=nannten Naturdichter, er hat ein Gedicht gemacht über den Hopfenbau, es läßt ſich nicht artiger machen. Jetzt habe ich ihm Handwerkslieder aufgegeben, beſonders ein Weberlied, und ich bin gewiß, daß es ihm gelingen wird; denn er hat von Jugend auf unter ſolchen Leuten gelebt, er kennt den Gegenſtand durch und durch, er wird

Herr ſeines Stoffes ſeyn. Und das iſt eben der Vortheil bey kleinen Sachen, daß man nur ſolche Gegenſtände zu wählen braucht und wählen wird, die man kennet, von denen man Herr iſt. Bey einem großen dichteriſchen Werk geht das aber nicht, da läßt ſich nicht ausweichen, alles was zur Verknüpfung des Ganzen gehört und in den Plan hinein mit verflochten iſt, muß dargeſtellt werden und zwar mit getroffener Wahrheit. Bey der Jugend aber iſt die Kenntniß der Dinge noch einſeitig; ein großes Werk aber erfordert Vielſeitigkeit, und daran ſcheitert man."

Ich ſagte Goethen, daß ich im Willen gehabt, ein großes Gedicht über die Jahreszeiten zu machen und die Beſchäftigungen und Beluſtigungen aller Stände hinein zu verflechten. „Hier iſt derſelbige Fall, ſagte Goethe darauf, es kann Ihnen Vieles daran gelingen, aber Manches, was Sie vielleicht noch nicht gehörig durchforſcht haben und kennen, gelingt Ihnen nicht. Es gelingt Ihnen vielleicht der Fiſcher, aber der Jäger vielleicht nicht. Geräth aber am Ganzen etwas nicht, ſo iſt es als Ganzes mangelhaft, ſo gut einzelne Partien auch ſeyn mögen, und Sie haben nichts Vollendetes geleiſtet. Stellen Sie aber bloß die einzelnen Partien für ſich, ſelbſtſtändig dar, denen Sie gewachſen ſind, ſo machen Sie ſicher etwas Gutes."

„Beſonders warne ich vor eigenen großen Erfindungen; denn da will man eine Anſicht der Dinge geben

und die iſt in der Jugend ſelten reif. Ferner: Charactere und Anſichten löſen ſich als Seiten des Dichters von ihm ab und berauben ihn für fernere Productionen der Fülle. Und endlich: welche Zeit geht nicht an der Erfindung und inneren Anordnung und Verknüpfung verloren, worauf uns niemand etwas zu gute thut, vorausgeſetzt daß wir überall mit unſerer Arbeit zu Stande kommen."

„Bey einem gegebenen Stoff hingegen iſt alles anders und leichter. Da werden Facta und Charactere überliefert und der Dichter hat nur die Belebung des Ganzen. Auch bewahrt er dabey ſeine eigene Fülle, denn er braucht nur wenig von dem Seinigen hinzuzuthun; auch iſt der Verluſt von Zeit und Kräften bey weitem geringer, denn er hat nur die Mühe der Ausführung. Ja ich rathe ſogar zu ſchon bearbeiteten Gegenſtänden. Wie oft iſt nicht die Iphigenie gemacht, und doch ſind alle verſchieden; denn jeder ſieht und ſtellt die Sachen anders, eben nach ſeiner Weiſe."

„Aber laſſen Sie vor der Hand alles Große zur Seite. Sie haben lange genug geſtrebt, es iſt Zeit, daß Sie zur Heiterkeit des Lebens gelangen, und dazu eben iſt die Bearbeitung kleiner Gegenſtände das beſte Mittel."

Wir waren bey dieſem Geſpräch in ſeiner Stube auf und ab gegangen; ich konnte immer nur zuſtimmen, denn ich fühlte die Wahrheit eines jeden Wortes in meinem ganzen Weſen. Bey jedem Schritt ward es mir leich-

ter und glücklicher, denn ich will nur geſtehen, daß verſchiedene größere Pläne, womit ich bis jetzt nicht recht ins Klare kommen konnte, mir keine geringe Laſt geweſen ſind. Jetzt habe ich ſie von mir geworfen und ſie mögen nun ruhen, bis ich einmal einen Gegenſtand und eine Partie nach der andern mit Heiterkeit wieder aufnehme und hinzeichne, ſo wie ich nach und nach durch Erforſchung der Welt von den einzelnen Theilen des Stoffes Meiſter werde.

Ich fühle mich nun durch Goethe's Worte um ein paar Jahre klüger und fortgerückt und weiß in meiner tiefſten Seele das Glück zu erkennen, was es ſagen will, wenn man einmal mit einem rechten Meiſter zuſammentrifft. Der Vortheil iſt gar nicht zu berechnen.

Was werde ich nun dieſen Winter nicht noch bey ihm lernen, und was werde ich nicht durch den bloßen Umgang mit ihm gewinnen, auch in Stunden, wenn er eben nicht grade etwas Bedeutendes ſpricht! — Seine Perſon, ſeine bloße Nähe ſcheint mir bildend zu ſeyn, ſelbſt wenn er kein Wort ſagte.

Weimar, Donnerstag den 2. October 1823.

Bey ſehr freundlichem Wetter bin ich geſtern von Jena herübergefahren. Gleich nach meiner Ankunft ſendete mir Goethe, zum Willkommen in Weimar, ein

Abonnement ins Theater. Ich benutzte den geſtrigen Tag zu meiner häuslichen Einrichtung, da ohnehin im Goethe'ſchen Hauſe viel Bewegung war, indem der franzöſiſche Geſandte, Graf Reinhard aus Frankfurt, und der preußiſche Staatsrath Schultz aus Berlin gekommen waren, ihn zu beſuchen.

Dieſen Vormittag war ich dann bey Goethe. Er freute ſich über meine Ankunft und war überaus gut und liebenswürdig. Als ich gehen wollte, ſagte er, daß er mich doch zuvor mit dem Staatsrath Schultz bekannt machen wolle. Er führte mich in das angrenzende Zimmer, wo ich den gedachten Herrn mit Betrachtung von Kunſtwerken beſchäftigt fand und wo er mich ihm vorſtellte und uns dann zu weiterem Geſpräch allein ließ.

„Es iſt ſehr erfreulich, ſagte Schultz darauf, daß Sie in Weimar bleiben und Goethe bey der Redaction ſeiner bisher ungedruckten Schriften unterſtützen wollen. Er hat mir ſchon geſagt, welchen Gewinn er ſich von Ihrer Mitwirkung verſpricht, und daß er nun auch noch manches Neue zu vollenden hofft."

Ich antwortete ihm, daß ich keinen andern Lebenszweck habe als der deutſchen Literatur nützlich zu ſeyn, und daß ich, in der Hoffnung hier wohlthätig einzuwirken, gerne meine eigenen literariſchen Vorſätze vorläufig zurückſtehen laſſen wolle. Auch würde, fügte ich hinzu, ein practiſcher Verkehr mit Goethe höchſt wohlthätig auf meine fernere Ausbildung wirken, ich hoffe

dadurch nach einigen Jahren eine gewiſſe Reife zu erlangen, und ſodann weit beſſer zu vollbringen, was ich jetzt nur in geringerem Grade zu thun im Stande wäre.

„Gewiß, ſagte Schultz, iſt die perſönliche Einwirkung eines ſo außerordentlichen Menſchen und Meiſters wie Goethe ganz unſchätzbar. Ich bin auch herübergekommen, um mich an dieſem großen Geiſte einmal wieder zu erquicken.“

Er erkundigte ſich ſodann nach dem Druck meines Buches, wovon Goethe ihm ſchon im vorigen Sommer geſchrieben. Ich ſagte ihm, daß ich in einigen Tagen die erſten Exemplare von Jena zu bekommen hoffe und daß ich nicht verfehlen würde, ihm eins zu verehren und nach Berlin zu ſchicken, im Fall er nicht mehr hier ſeyn ſollte.

Wir ſchieden darauf unter herzlichem Händedrücken.

Dienſtag den 14. October 1823.

Dieſen Abend war ich bey Goethe das erſte Mal zu einem großen Thee. Ich war der erſte am Platz und freute mich über die hellerleuchteten Zimmer, die bey offenen Thüren eins ins andere führten. In einem der letzten fand ich Goethe, der mir ſehr heiter entgegen kam. Er trug auf ſchwarzem Anzug ſeinen Stern, welches ihn ſo wohl kleidete. Wir waren noch eine Weile allein und gingen in das ſogenannte Deckenzimmer, wo das

über einem rothen Kanapee hängende Gemälde der aldobrandiniſchen Hochzeit mich beſonders anzog. Das Bild war, bey zur Seite geſchobenen grünen Vorhängen, in voller Beleuchtung mir vor Augen und ich freute mich, es in Ruhe zu betrachten.

„Ja, ſagte Goethe, die Alten hatten nicht allein große Intentionen, ſondern es kam bey ihnen auch zur Erſcheinung. Dagegen haben wir Neueren auch wohl große Intentionen, allein wir ſind ſelten fähig, es ſo kräftig und lebensfriſch hervorzubringen als wir es uns dachten."

Nun kam auch Riemer und Meyer, auch der Canzler v. Müller und mehrere andere angeſehene Herren und Damen von Hofe. Auch Goethe's Sohn trat herein und Frau von Goethe, deren Bekanntſchaft ich hier zuerſt machte. Die Zimmer füllten ſich nach und nach und es ward in allen ſehr munter und lebendig. Auch einige hübſche junge Ausländer waren gegenwärtig mit denen Goethe franzöſiſch ſprach.

Die Geſellſchaft gefiel mir, es war alles ſo frey und ungezwungen, man ſtand, man ſaß, man ſcherzte, man lachte und ſprach mit dieſem und jenem, alles nach freyer Neigung. Ich ſprach mit dem jungen Goethe ſehr lebendig über das Bild von Houwald, welches vor einigen Tagen gegeben worden. Wir waren über das Stück einer Meinung und ich freute mich, wie der junge Goethe die Verhältniſſe mit ſo vielem Geiſt und Feuer auseinander zu ſetzen wußte.

Goethe ſelbſt erſchien in der Geſellſchaft ſehr liebenswürdig. Er ging bald zu dieſem und zu jenem und ſchien immer lieber zu hören und ſeine Gäſte reden zu laſſen als ſelber viel zu reden. Frau v. Goethe kam oft und hängte und ſchmiegte ſich an ihn und küßte ihn. Ich hatte ihm vor Kurzem geſagt, daß mir das Theater ſo große Freude mache und daß es mich ſehr aufheitere, indem ich mich bloß dem Eindruck der Stücke hingebe ohne darüber viel zu denken. Dieß ſchien ihm recht und für meinen gegenwärtigen Zuſtand paſſend zu ſeyn.

Er trat mit Frau v. Goethe zu mir heran. „Das iſt meine Schwiegertochter, ſagte er; kennt Ihr beyden Euch ſchon?“ Wir ſagten ihm, daß wir ſo eben unſere Bekanntſchaft gemacht. „Das iſt auch ſo ein Theaterkind wie Du, Ottilie, ſagte er dann, und wir freuten uns miteinander über unſere beyderſeitige Neigung. „Meine Tochter, fügte er hinzu, verſäumt keinen Abend.“ So lange gute heitere Stücke gegeben werden, erwiederte ich, laſſe ich es gelten, allein bey ſchlechten Stücken muß man auch etwas aushalten. „Das iſt eben recht, erwiederte Goethe, daß man nicht fort kann und gezwungen iſt auch das Schlechte zu hören und zu ſehen. Da wird man recht von Haß gegen das Schlechte durchdrungen und kommt dadurch zu einer deſto beſſeren Einſicht des Guten. Beym Leſen iſt das nicht ſo, da wirft man das Buch aus den Händen, wenn es einem nicht gefällt, aber im Theater muß man aushalten.“ Ich

gab ihm Recht und dachte, der Alte ſagt doch gelegentlich immer etwas Gutes.

Wir trennten uns und miſchten uns unter die Übrigen, die ſich um uns herum und in dieſem und jenem Zimmer laut und luſtig unterhielten. Goethe begab ſich zu den Damen; ich geſellte mich zu Riemer und Meyer, die uns viel von Italien erzählten.

Regierungsrath Schmidt ſetzte ſich ſpäter zum Flügel und trug Beethovenſche Sachen vor, welche die Anweſenden mit innigem Antheil aufzunehmen ſchienen. Eine geiſtreiche Dame erzählte darauf viel Intereſſantes von Beethovens Perſönlichkeit. Und ſo ward es nach und nach zehn Uhr, und es war mir der Abend im hohen Grade angenehm vergangen.

Sonntag den 19. October 1823.

Dieſen Mittag war ich das erſte Mal bey Goethe zu Tiſch. Es waren außer ihm nur Frau von Goethe, Fräulein Ulrike und der kleine Walter gegenwärtig und wir waren alſo bequem unter uns. Goethe zeigte ſich ganz als Familienvater, er legte alle Gerichte vor, tranchirte gebratenes Geflügel und zwar mit beſonderem Geſchick, und verfehlte auch nicht, mitunter einzuſchenken. Wir anderen ſchwatzten munteres Zeug über Theater, junge Engländer und andere Vorkommniſſe des Tages; beſonders war Fräulein Ulrike ſehr heiter und im hohen

Grade unterhaltend. Goethe war im Ganzen ſtill, indem er nur von Zeit zu Zeit als Zwiſchenbemerkung mit etwas Bedeutendem hervorkam. Dabey blickte er hin und wieder in die Zeitungen und theilte uns einige Stellen mit, beſonders über die Fortſchritte der Griechen.

Es kam dann zur Sprache, daß ich noch Engliſch lernen müſſe, wozu Goethe dringend rieth, beſonders des Lord Byron wegen, deſſen Perſönlichkeit von ſolcher Eminenz, wie ſie nicht dageweſen und wohl ſchwerlich wieder kommen werde. Man ging die hieſigen Lehrer durch, fand aber keinen von einer durchaus guten Ausſprache, weßhalb man es für beſſer hielt, ſich an junge Engländer zu halten.

Nach Tiſch zeigte Goethe mir einige Experimente in Bezug auf die Farbenlehre. Der Gegenſtand war mir jedoch durchaus fremd, ich verſtand ſo wenig das Phänomen als das, was er darüber ſagte; doch hoffte ich, daß die Zukunft mir Muße und Gelegenheit geben würde, in dieſer Wiſſenſchaft einigermaßen einheimiſch zu werden.

Dienſtag den 21. October 1823.

Ich war dieſen Abend bey Goethe. Wir ſprachen über die **Pandora**. Ich fragte ihn, ob man dieſe Dichtung wohl als ein Ganzes anſehen könne, oder ob noch etwas Weiteres davon exiſtire. Er ſagte, es ſey weiter nichts vorhanden, er habe es nicht weiter

gemacht, und zwar deſswegen nicht, weil der Zuſchnitt des erſten Theiles ſo groß geworden, daß er ſpäter einen zweyten nicht habe durchführen können. Auch wäre das Geſchriebene recht gut als ein Ganzes zu betrachten, weßhalb er ſich auch dabey beruhiget habe.

Ich ſagte ihm, daß ich bey dieſer ſchweren Dichtung erſt nach und nach zum Verſtändniß durchgedrungen, nachdem ich ſie ſo oft geleſen, daß ich ſie nun faſt auswendig wiſſe. Darüber lächelte Goethe. „Das glaube ich wohl, ſagte er, es iſt alles als wie in einander gekeilt.“

Ich ſagte ihm, daß ich wegen dieſes Gedichts nicht ganz mit Schubarth zufrieden, der darin alles das vereinigt finden wolle, was im Werther, Wilhelm Meiſter, Fauſt und Wahlverwandtſchaften einzeln ausgeſprochen ſey, wodurch doch die Sache ſehr unfaßlich und ſchwer werde.

„Schubarth, ſagte Goethe, geht oft ein wenig tief; doch iſt er ſehr tüchtig, es iſt bey ihm alles prägnant.“

Wir ſprachen über Uhland. „Wo ich große Wirkungen ſehe, ſagte Goethe, pflege ich auch große Urſachen vorauszuſetzen, und bey der ſo ſehr verbreiteten Popularität, die Uhland genießt, muß alſo wohl etwas Vorzügliches an ihm ſeyn. Übrigens habe ich über ſeine Gedichte kaum ein Urtheil. Ich nahm den Band mit der beſten Abſicht zu Händen, allein ich ſtieß von vorne herein gleich auf ſo viele ſchwache und trübſelige Ge-

dichte, daß mir das Weiterleſen verleidet wurde. Ich griff dann nach ſeinen Balladen, wo ich denn freylich ein vorzügliches Talent gewahr wurde und recht gut ſah, daß ſein Ruhm einigen Grund hat."

Ich fragte darauf Goethe um ſeine Meinung hinſichtlich der Verſe zur deutſchen Tragödie. „Man wird ſich in Deutſchland, antwortete er, ſchwerlich darüber vereinigen. Jeder machts wie er eben will und wie es dem Gegenſtande einigermaßen gemäß iſt. Der ſechsfüßige Jambus wäre freylich am würdigſten, allein er iſt für uns Deutſche zu lang, wir ſind, wegen der mangelnden Beywörter, gewöhnlich ſchon mit fünf Füßen fertig. Die Engländer reichen wegen ihrer vielen einſylbigen Wörter noch weniger."

Goethe zeigte mir darauf einige Kupferwerke und ſprach dann über die altdeutſche Baukunſt und daß er mir manches der Art nach und nach vorlegen wolle.

„Man ſieht in den Werken der altdeutſchen Baukunſt, ſagte er, die Blüthe eines außerordentlichen Zuſtandes. Wem eine ſolche Blüthe unmittelbar entgegentritt, der kann nichts als anſtaunen; wer aber in das geheime innere Leben der Pflanze hineinſieht, in das Regen der Kräfte und wie ſich die Blüthe nach und nach entwikkelt, der ſieht die Sache mit ganz anderen Augen, der weiß was er ſieht."

„Ich will dafür ſorgen, daß Sie im Lauf dieſes Winters in dieſem wichtigen Gegenſtande einige Einſicht

erlangen, damit, wenn Sie nächſten Sommer an den Rhein gehen, es Ihnen beym Straßburger Münſter und Cölner Dom zu Gute komme."

Ich freute mich dazu und fühlte mich ihm dankbar.

Sonnabend den 25. October 1823.

In der Dämmerung war ich ein halbes Stündchen bey Goethe. Er ſaß auf einem hölzernen Lehnſtuhl vor ſeinem Arbeitstiſche; ich fand ihn in einer wunderbar ſanften Stimmung, wie einer der von himmliſchem Frieden ganz erfüllt iſt, oder wie einer der an ein ſüßes Glück denkt, das er genoſſen hat und das ihm wieder in aller Fülle vor der Seele ſchwebt. Stadelmann mußte mir einen Stuhl in ſeine Nähe ſetzen.

Wir ſprachen ſodann vom Theater, welches zu meinen Hauptintereſſen dieſes Winters gehört. Raupachs Erdennacht war das letzte geweſen, was ich geſehen. Ich gab mein Urtheil darüber: daß das Stück nicht zur Erſcheinung gekommen, wie es im Geiſte des Dichters gelegen, daß mehr die Idee vorherrſche als das Leben, daß es mehr lyriſch als dramatiſch ſey, daß dasjenige, was durch fünf Acte hindurch geſponnen und hindurch gezogen wird, weit beſſer in zweyen oder dreyen wäre zu geben geweſen. Goethe fügte hinzu, daß die Idee des Ganzen ſich um Ariſtokratie und De-

mokratie drehe und daß dieſes kein allgemein menſchliches Intereſſe habe.

Ich lobte dagegen, was ich von Kotzebue geſehen, nämlich ſeine Verwandtſchaften und die Verſöhnung. Ich lobte daran den friſchen Blick ins wirkliche Leben, den glücklichen Griff für die intereſſanten Seiten deſſelben und die mitunter ſehr kernige wahre Darſtellung. Goethe ſtimmte mir bey. „Was zwanzig Jahre ſich erhält, ſagte er, und die Neigung des Volkes hat, das muß ſchon etwas ſeyn. Wenn er in ſeinem Kreiſe blieb und nicht über ſein Vermögen hinausging, ſo machte Kotzebue in der Regel etwas Gutes. Es ging ihm wie Chodowiecky; die bürgerlichen Scenen gelangen auch dieſem vollkommen, wollte er aber römiſche oder griechiſche Helden zeichnen, ſo ward es nichts.“

Goethe nannte mir noch einige gute Stücke von Kotzebue, beſonders die beyden Klingsberge. „Es iſt nicht zu läugnen, fügte er hinzu, er hat ſich im Leben umgethan und die Augen offen gehabt.“

„Geiſt und irgend Poeſie, fuhr Goethe fort, kann man den neueren tragiſchen Dichtern nicht abſprechen; allein den meiſten fehlt das Vermögen der leichten lebendigen Darſtellung; ſie ſtreben nach etwas, das über ihre Kräfte hinausgeht, und ich möchte ſie in dieſer Hinſicht forcirte Talente nennen.“

Ich zweifle, ſagte ich, daß ſolche Dichter ein Stück in Proſa ſchreiben können, und bin der Meinung, daß

dieß der wahre Probierſtein ihres Talentes ſeyn würde. Goethe ſtimmte mir bey und fügte hinzu, daß die Verſe den poetiſchen Sinn ſteigerten oder wohl gar hervorlockten.

Wir ſprachen darauf dieß und jenes über vorhabende Arbeiten. Es war die Rede von ſeiner Reiſe über Frankfurt und Stuttgart nach der Schweiz, die er in drey Heften liegen hat und die er mir zuſenden will, damit ich die Einzelnheiten leſe und Vorſchläge thue, wie daraus ein Ganzes zu machen. „Sie werden ſehen, ſagte er, es iſt alles nur ſo hingeſchrieben, wie es der Augenblick gab; an einen Plan und eine künſtleriſche Ründung iſt dabey car nicht gedacht, es iſt als wenn man einen Eimer Waſſer ausgießt.“

Ichfreute mich dieſes Gleichniſſes, welches mir ſehr geeignet ſchien, um etwas durchaus Planloſes zu bezeichnen.

Montag den 27. October 1823.

Heute früh wurde ich bey Goethe auf dieſen Abend zum Thee und Conzert eingeladen. Der Bediente zeigte mir die Liſte der zu invitirenden Perſonen, woraus ich ſah, daß die Geſellſchaft ſehr zahlreich und glänzend ſeyn würde. Er ſagte, es ſey eine junge Polin angekommen, die etwas auf dem Flügel ſpielen werde. Ich nahm die Einladung mit Freuden an.

Nachher wurde der Theaterzettel gebracht, die Schachmaſchine ſollte gegeben werden. Das Stück war mir unbekannt, meine Wirthin aber ergoß ſich darüber in ein ſolches Lob, daß ein großes Verlangen ſich meiner bemächtigte es zu ſehen. Überdieß befand ich mich den Tag über nicht zum beſten, und es ward mir immer mehr, als paſſe ich beſſer in eine luſtige Comödie als in eine ſo gute Geſellſchaft.

Gegen Abend eine Stunde vor dem Theater ging ich zu Goethe. Es war im Hauſe ſchon alles lebendig; ich hörte im Vorbeygehen in dem größeren Zimmer den Flügel ſtimmen, als Vorbereitung zu der muſikaliſchen Unterhaltung.

Ich traf Goethe in ſeinem Zimmer allein, er war bereits feſtlich angezogen, ich ſchien ihm gelegen. „Nun bleiben Sie gleich hier, ſagte er, wir wollen uns ſo lange unterhalten, bis die Übrigen auch kommen." Ich dachte, da kommſt du doch nicht los, da wirſt du doch bleiben müſſen; es iſt dir zwar jetzt mit Goethen allein ſehr angenehm, doch wenn erſt die vielen fremden Herren und Damen erſcheinen, da wirſt du dich nicht in deinem Elemente fühlen.

Ich ging mit Goethe im Zimmer auf und ab. Es dauerte nicht lange, ſo war das Theater der Gegenſtand unſeres Geſprächs und ich hatte Gelegenheit zu wiederholen, daß es mir die Quelle eines immer neuen Vergnügens ſey, zumal da ich in früherer Zeit ſo gut wie

gar nichts geſehen, und jetzt faſt alle Stücke auf mich eine ganz friſche Wirkung ausübten. Ja, fügte ich hinzu, es iſt mit mir ſo arg, daß es mich heute ſogar in Unruhe und Zwieſpalt gebracht hat, obgleich mir bey Ihnen eine ſo bedeutende Abendunterhaltung bevorſteht.

„Wiſſen Sie was? ſagte Goethe darauf, indem er ſtille ſtand und mich groß und freundlich anſah, gehen Sie hin! geniren Sie ſich nicht! iſt Ihnen das heitere Stück dieſen Abend vielleicht bequemer, Ihren Zuſtänden angemeſſener, ſo gehen Sie hin. Bey mir haben Sie Muſik, das werden Sie noch öfter haben.“ Ja, ſagte ich, ſo will ich hingehen, es wird mir überdieß vielleicht beſſer ſeyn, daß ich lache. „Nun, ſagte Goethe, ſo bleiben Sie bis gegen ſechs Uhr bey mir, da können wir noch ein Wörtchen reden.“

Stadelmann brachte zwey Wachslichter, die er auf Goethes Arbeitstiſch ſtellte. Goethe erſuchte mich, vor den Lichtern Platz zu nehmen, er wolle mir etwas zu leſen geben. Und was legte er mir vor? Sein neueſtes, liebſtes Gedicht, ſeine Elegie von Marienbad.

Ich muß hier in Bezug auf den Inhalt dieſes Gedichts Einiges nachholen. Gleich nach Goethe's dießmaliger Zurückkunft aus genanntem Badeort verbreitete ſich hier die Sage, er habe dort die Bekanntſchaft einer an Körper und Geiſt gleich liebenswürdigen jungen Dame gemacht und zu ihr eine leidenſchaftliche Neigung gefaßt. Wenn er in der Brunnen-Allee ihre Stimme ge-

hört, habe er immer raſch ſeinen Hut genommen und ſey zu ihr hinunter geeilt. Er habe keine Stunde verſäumt bey ihr zu ſeyn, er habe glückliche Tage gelebt; ſodann die Trennung ſey ihm ſehr ſchwer geworden und er habe in ſolchem leidenſchaftlichen Zuſtande ein überaus ſchönes Gedicht gemacht, das er jedoch wie eine Art Heiligthum anſehe und geheim halte.

Ich glaubte dieſer Sage, weil ſie nicht allein ſeiner körperlichen Rüſtigkeit, ſondern auch der productiven Kraft ſeines Geiſtes und der geſunden Friſche ſeines Herzens vollkommen entſprach. Nach dem Gedicht ſelbſt hatte ich längſt ein großes Verlangen getragen, doch mit Recht Anſtand genommen Goethe darum zu bitten. Ich hatte daher die Gunſt des Augenblickes zu preiſen, wodurch es mir nun vor Augen lag.

Er hatte die Verſe eigenhändig mit lateiniſchen Lettern auf ſtarkes Velinpapier geſchrieben und mit einer ſeidenen Schnur in einer Decke von rothem Maroquin befeſtigt, und es trug alſo ſchon im Äußern, daß er dieſes Manuſcript vor allen ſeinen übrigen beſonders werth halte.

Ich las den Inhalt mit hoher Freude und fand in jeder Zeile die Beſtätigung der allgemeinen Sage. Doch deuteten gleich die erſten Verſe darauf, daß die Bekanntſchaft nicht dieſesmal erſt gemacht, ſondern erneuert worden. Das Gedicht wälzte ſich ſtets um ſeine eigene Axe und ſchien immer dahin zurückzukehren

woher es ausgegangen. Der Schluß, wunderbar abgeriſſen, wirkte durchaus ungewohnt und tief ergreifend.

Als ich ausgeleſen, trat Goethe wieder zu mir heran. „Gelt! ſagte er, da habe ich Euch etwas Gutes gezeigt. In einigen Tagen ſollen Sie mir darüber weiſſagen.“ Es war mir ſehr lieb, daß Goethe durch dieſe Worte ein augenblickliches Urtheil meinerſeits ablehnte, denn ohnehin war der Eindruck zu neu und zu ſchnell vorübergehend, als daß ich etwas Gehöriges darüber hätte ſagen können.

Goethe verſprach, bey ruhiger Stunde es mir abermals vorzulegen. Es war indeß die Zeit des Theaters herangekommen und ich ſchied unter herzlichem Händedrücken.

Die Schachmaſchine mochte ein ſehr gutes Stück ſeyn und auch eben ſo gut geſpielt werden, allein ich war nicht dabey, meine Gedanken waren bey Goethe.

Nach dem Theater ging ich an ſeinem Hauſe vorüber, es glänzte alles von Lichtern, ich hörte, daß geſpielt wurde und bereute, daß ich nicht dort geblieben.

Am andern Tag erzählte man mir, daß die junge polniſche Dame, Madame Szymanowska, der zu Ehren der feſtliche Abend veranſtaltet worden, den Flügel ganz meiſterhaft geſpielt habe, zum Entzücken der ganzen Geſellſchaft. Ich erfuhr auch, daß Goethe ſie

dieſen Sommer in Marienbad kennen gelernt und daß ſie nun gekommen, ihn zu beſuchen.

Mittags communicirte mir Goethe ein kleines Manuſcript: Studien von Zauper, worin ich ſehr treffende Bemerkungen fand. Ich ſendete ihm dagegen einige Gedichte, die ich dieſen Sommer in Jena gemacht und wovon ich ihm geſagt hatte.

Mittwoch den 29. October 1823.

Dieſen Abend zur Zeit des Lichtanzündens ging ich zu Goethe. Ich fand ihn ſehr friſchen aufgeweckten Geiſtes, ſeine Augen funkelten im Wiederſchein des Lichtes, ſein ganzer Ausdruck war Heiterkeit, Kraft und Jugend.

Er fing ſogleich von den Gedichten, die ich ihm geſtern zugeſchickt, zu reden an, indem er mit mir in ſeinem Zimmer auf und ab ging.

„Ich begreife jetzt, begann er, wie Sie in Jena gegen mich äußern konnten, Sie wollten ein Gedicht über die Jahreszeiten machen. Ich rathe jetzt dazu; fangen Sie gleich mit dem Winter an. Sie ſcheinen für natürliche Gegenſtände beſondern Sinn und Blick zu haben.“

„Nur zwey Worte will ich Ihnen über die Gedichte ſagen. Sie ſtehen jetzt auf dem Punkt, wo Sie noth-

wendig zum eigentlich Hohen und Schweren der Kunſt durchbrechen müſſen, zur Auffaſſung des Individuellen. Sie müſſen mit Gewalt, damit Sie aus der Idee herauskommen; Sie haben das Talent und ſind ſo weit vorgeſchritten, jetzt müſſen Sie. Sie ſind dieſer Tage in Tiefurt geweſen, das möchte ich Ihnen zunächſt zu einer ſolchen Aufgabe machen. Sie können vielleicht noch drey bis viermal hingehen und Tiefurt betrachten, ehe Sie ihm die characteriſtiſche Seite abgewinnen und alle Motive beyſammen haben; doch ſcheuen Sie die Mühe nicht, ſtudiren Sie alles wohl und ſtellen Sie es dar; der Gegenſtand verdient es. Ich ſelbſt hätte es längſt gemacht, allein ich kann es nicht, ich habe jene bedeutenden Zuſtände ſelbſt mit durchlebt, ich bin zu ſehr darin befangen, ſo daß die Einzelnheiten ſich mir in zu großer Fülle aufdrängen. Sie aber kommen als Fremder, und laſſen ſich vom Caſtellan das Vergangene erzählen und ſehen nur das Gegenwärtige, Hervorſtechende, Bedeutende."

Ich verſprach, mich daran zu verſuchen, obgleich ich nicht läugnen könne, daß es eine Aufgabe ſey, die mir ſehr fern ſtehe und die ich für ſehr ſchwierig halte.

„Ich weiß wohl, ſagte Goethe, daß es ſchwer iſt, aber die Auffaſſung und Darſtellung des Beſonderen iſt auch das eigentliche Leben der Kunſt."

„Und dann: ſo lange man ſich im Allgemeinen hält, kann es uns jeder nachmachen; aber das Beſondere macht

uns niemand nach, warum? weil es die Anderen nicht erlebt haben.“

„Auch braucht man nicht zu fürchten, daß das Beſondere keinen Anklang finde. Jeder Character, ſo eigenthümlich er ſeyn möge, und jedes Darzuſtellende, vom Stein herauf bis zum Menſchen, hat Allgemeinheit; denn alles wiederholt ſich, und es giebt kein Ding in der Welt, das nur ein Mal da wäre.“

„Auf dieſer Stufe der individuellen Darſtellung, fuhr Goethe fort, beginnet dann zugleich dasjenige, was man Compoſition nennet.“

Dieſes war mir nicht ſogleich klar, doch enthielt ich mich danach zu fragen. Vielleicht, dachte ich, meint er damit die künſtleriſche Verſchmelzung des Idealen mit dem Realen, die Vereinigung von dem, was außer uns befindlich, mit dem, was innerlich uns angeboren. Doch vielleicht meint er auch etwas anderes. Goethe fuhr fort:

„Und dann ſetzen Sie unter jedes Gedicht immer das Datum wann Sie es gemacht haben.“ Ich ſah ihn fragend an, warum das ſo wichtig? „Es gilt dann, fügte er hinzu, zugleich als Tagebuch Ihrer Zuſtände. Und das iſt nichts Geringes. Ich habe es ſeit Jahren gethan und ſehe ein, was das heißen will.“

Es war indeß die Zeit des Theaters herangekommen und ich verließ Goethe. „Sie gehen nun nach Finnland!“ rief er mir ſcherzend nach. Es ward nämlich

gegeben: Johann von Finnland von der Frau von Weißenthurn.

Es fehlte dem Stück nicht an wirkſamen Situationen, doch war es mit Rührendem ſo überladen, und ich ſah überall ſo viel Abſicht, daß es im Ganzen auf mich keinen guten Eindruck machte. Der letzte Act indeß gefiel mir ſehr wohl und ſöhnte mich wieder aus.

In Folge dieſes Stückes machte ich nachſtehende Bemerkung. Von einem Dichter nur mittelmäßig gezeichnete Charactere werden bey der Theater-Darſtellung gewinnen, weil die Schauſpieler, als lebendige Menſchen, ſie zu lebendigen Weſen machen und ihnen zu irgend einer Art von Individualität verhelfen. Von einem großen Dichter meiſterhaft gezeichnete Charactere dagegen, die ſchon alle mit einer durchaus ſcharfen Individualität daſtehen, müſſen bey der Darſtellung nothwendig verlieren, weil die Schauſpieler in der Regel nicht durchaus paſſen und die Wenigſten ihre eigene Individualität ſo ſehr verläugnen können. Findet ſich beym Schauſpieler nicht ganz das Gleiche, oder beſitzt er nicht die Gabe einer gänzlichen Ablegung ſeiner eigenen Perſönlichkeit, ſo entſteht ein Gemiſch und der Character verliert ſeine Reinheit. Daher kommt es denn, daß ein Stück eines wirklich großen Dichters immer nur in einzelnen Figuren ſo zur Erſcheinung kommt, wie es die urſprüngliche Intention war.

Montag den 3. November 1823.

Ich ging gegen fünf zu Goethe. Als ich hinaufkam, hörte ich in dem größeren Zimmer ſehr laut und munter reden und ſcherzen. Der Bediente ſagte mir, die junge polniſche Dame ſey dort zu Tiſch geweſen und die Geſellſchaft noch beyſammen. Ich wollte wieder gehen, allein er ſagte, er habe den Befehl mich zu melden; auch wäre es ſeinem Herrn vielleicht lieb, weil es ſchon ſpät ſey. Ich ließ ihn daher gewähren und wartete ein Weilchen, wo denn Goethe ſehr heiter herauskam und mit mir gegenüber in ſein Zimmer ging. Mein Beſuch ſchien ihm angenehm zu ſeyn. Er ließ ſogleich eine Flaſche Wein bringen, wovon er mir einſchenkte und auch ſich ſelber gelegentlich.

„Ehe ich es vergeſſe, ſagte er dann, indem er auf dem Tiſch etwas ſuchte, hier haben Sie ein Billet ins Concert. Madame Szymanowska wird morgen Abend im Saale des Stadthauſes ein öffentliches Concert geben, das dürfen Sie ja nicht verſäumen.“ Ich ſagte ihm, daß ich meine Thorheit von neulich nicht zum zweytenmal begehen würde. Sie ſoll ſehr gut geſpielt haben, fügte ich hinzu. „Ganz vortrefflich!“ ſagte Goethe. Wohl ſo gut wie Hummel? fragte ich. „Sie müſſen bedenken, ſagte Goethe, daß ſie nicht allein eine große Virtuoſin, ſondern zugleich ein ſchönes Weib iſt; da kommt es uns denn vor, als ob alles anmuthiger wäre; ſie hat eine meiſterhafte Fertigkeit, man muß erſtaunen!“

Aber auch in der Kraft groß? fragte ich. „Ja auch in der Kraft, ſagte Goethe, und das iſt eben das Merkwürdigſte an ihr, weil man das ſonſt bey Frauenzimmern gewöhnlich nicht findet.“ Ich ſagte, daß ich mich ſehr freue, ſie nun doch noch zu hören.

Secretair Kräuter trat herein und referirte in Bibliotheksangelegenheiten. Als er gegangen war, lobte Goethe ſeine große Tüchtigkeit und Zuverläſſigkeit in Geſchäften.

Ich brachte ſodann das Geſpräch auf die im Jahre 1797 über Frankfurt und Stuttgart gemachte Reiſe in die Schweiz, wovon er mir die Manuſcripte in drey Heften dieſer Tage mitgetheilt und die ich bereits fleißig ſtudirt hatte. Ich erwähnte, wie er damals mit Meyer ſoviel über die Gegenſtände der bildenden Kunſt nachgedacht.

„Ja, ſagte Goethe, was iſt auch wichtiger als die Gegenſtände, und was iſt die ganze Kunſtlehre ohne ſie. Alles Talent iſt verſchwendet, wenn der Gegenſtand nichts taugt. Und eben weil dem neuern Künſtler die würdigen Gegenſtände fehlen, ſo hapert es auch ſo mit aller Kunſt der neuern Zeit. Darunter leiden wir alle; ich habe auch meine Modernität nicht verläugnen können.“

„Die wenigſten Künſtler, fuhr er fort, ſind über dieſen Punkt im Klaren und wiſſen was zu ihrem Frieden dient. Da malen ſie z. B. meinen Fiſcher und bedenken nicht, daß ſich das gar nicht malen laſſe.

Es iſt ja in dieſer Ballade bloß das Gefühl des Waſſers ausgedrückt, das Anmuthige, was uns im Sommer lockt, uns zu baden; weiter liegt nichts darin, und wie läßt ſich das malen!“

Ich erwähnte ferner, daß ich mich freue, wie er auf jener Reiſe an Allem Intereſſe genommen und Alles aufgefaßt habe: Geſtalt und Lage der Gebirge und ihre Steinarten; Boden, Flüſſe, Wolken, Luft, Wind und Wetter; dann Städte und ihre Entſtehung und ſucceſſive Bildung; Baukunſt, Malerey, Theater; Städtiſche Einrichtung und Verwaltung; Gewerbe, Oeconomie, Straßenbau; Menſchenraçe, Lebensart, Eigenheiten; dann wieder Politik und Kriegsangelegenheiten, und ſo noch hundert andere Dinge.

Goethe antwortete: „Aber Sie finden kein Wort über Muſik, und zwar deßwegen nicht, weil das nicht in meinem Kreiſe lag. Jeder muß wiſſen, worauf er bey einer Reiſe zu ſehen hat und was ſeine Sache iſt.“

Der Herr Canzler trat herein. Er ſprach Einiges mit Goethe und äußerte ſich dann gegen mich ſehr wohlwollend und mit vieler Einſicht über eine kleine Schrift, die er in dieſen Tagen geleſen. Er ging dann bald wieder zu den Damen hinüber, wo, wie ich hörte, der Flügel geſpielt wurde.

Als er gegangen war, ſprach Goethe ſehr gut über ihn und ſagte dann: „Alle dieſe vortrefflichen Menſchen, zu denen Sie nun ein angenehmes Verhältniß haben,

daß iſt es, was ich eine Heimath nenne, zu der man immer gerne wieder zurückkehrt."

Ich erwiederte ihm, daß ich bereits den wohlthätigen Einfluß meines hieſigen Aufenthaltes zu ſpüren beginne, daß ich aus meinen bisherigen ideellen und theoretiſchen Richtungen nach und nach herauskomme und immer mehr den Werth des augenblicklichen Zuſtandes zu ſchätzen wiſſe.

„Das müßte ſchlimm ſeyn, ſagte Goethe, wenn Sie das nicht ſollten. Beharren Sie nur dabey und halten Sie immer an der Gegenwart feſt. Jeder Zuſtand, ja jeder Augenblick iſt von unendlichem Werth, denn er iſt der Repräſentant einer ganzen Ewigkeit."

Es trat eine kleine Pauſe ein, dann brachte ich das Geſpräch auf Tiefurt und in welcher Art es etwa darzuſtellen. Es iſt ein mannigfaltiger Gegenſtand, ſagte ich, und ſchwer, ihm eine durchgreifende Form zu geben. Am Bequemſten wäre es mir, ihn in Proſa zu behandeln.

„Dazu, ſagte Goethe, iſt der Gegenſtand nicht bedeutend genug. Die ſogenannte didactiſch-beſchreibende Form würde zwar im Ganzen die zu wählende ſeyn, allein auch ſie iſt nicht durchgreifend paſſend. Am beſten iſt es, Sie ſtellen den Gegenſtand in zehn bis zwölf kleinen einzelnen Gedichten dar, in Reimen, aber in mannigfaltigen Versarten und Formen, ſo wie es die verſchiedenen Seiten und Anſichten verlangen, wodurch

denn das Ganze wird umſchrieben und beleuchtet ſeyn.“ Dieſen Rath ergriff ich als zweckmäßig. „Ja, was hindert Sie, dabey auch einmal dramatiſch zu verfahren und ein Geſpräch etwa mit dem Gärtner führen zu laſſen? — Und durch dieſe Zerſtückelung macht man es ſich leicht und kann beſſer das Characteriſtiſche der verſchiedenen Seiten des Gegenſtandes ausdrücken. Ein umfaſſendes größeres Ganze dagegen iſt immer ſchwierig und man bringt ſelten etwas Vollendetes zu Stande.“

Mittwoch den 10. November 1823.

Goethe befindet ſich ſeit einigen Tagen nicht zum beſten; eine heftige Erkältung ſcheint in ihm zu ſtecken. Er huſtet viel, obgleich laut und kräftig; doch ſcheint der Huſten ſchmerzlich zu ſeyn, denn er faßt dabey gewöhnlich mit der Hand nach der Seite des Herzens.

Ich war dieſen Abend vor dem Theater ein halbes Stündchen bey ihm. Er ſaß in einem Lehnſtuhl, mit dem Rücken in ein Kiſſen geſenkt; das Reden ſchien ihm ſchwer zu werden.

Nachdem wir Einiges geſprochen, wünſchte er, daß ich ein Gedicht leſen möchte, womit er ein neues jetzt im Werke begriffenes Heft von Kunſt und Alterthum eröffnet. Er blieb in ſeinem Stuhle ſitzen und bezeichnete mir den Ort, wo es lag. Ich nahm ein

Licht und ſetzte mich ein wenig entfernt von ihm an ſeinen Schreibtiſch, um es zu leſen.

Das Gedicht trug einen wunderbaren Character, ſo daß ich mich nach einmaligem Leſen, ohne es jedoch ganz zu verſtehen, davon eigenartig berührt und ergriffen fühlte. Es hatte die Verherrlichung des Paria zum Gegenſtande und war als Trilogie behandelt. Der darin herrſchende Ton war mir wie aus einer fremden Welt herüber, und die Darſtellung der Art, daß mir die Belebung des Gegenſtandes ſehr ſchwer ward. Auch war Goethe's perſönliche Nähe einer reinen Vertiefung hinderlich; bald hörte ich ihn huſten, bald hörte ich ihn ſeufzen, und ſo war mein Weſen getheilt, meine eine Hälfte las und die andere war im Gefühl ſeiner Gegenwart. Ich mußte das Gedicht daher leſen und wieder leſen, um nur einigermaßen hineinzukommen. Je mehr ich aber eindrang, von deſto bedeutenderem Character und auf einer deſto höheren Stufe der Kunſt wollte es mir erſcheinen.

Ich ſprach darauf mit Goethe ſowohl über den Gegenſtand als die Behandlung, wo mir denn durch einige ſeiner Andeutungen manches lebendiger entgegentrat.

„Freylich, ſagte er darauf, die Behandlung iſt ſehr knapp und man muß gut eindringen, wenn man es recht beſitzen will. Es kommt mir ſelber vor wie eine aus Stahldräthen geſchmiedete Damascenerklinge. Ich habe aber auch den Gegenſtand vierzig Jahre mit mir

herumgetragen, ſo daß er denn freylich Zeit hatte, ſich von allem Ungehörigen zu läutern.“

Es wird Wirkung thun, ſagte ich, wenn es beym Publicum hervortritt.

„Ach, das Publicum!“ — ſeufzete Goethe.

Sollte es nicht gut ſeyn, ſagte ich, wenn man dem Verſtändniß zu Hülfe käme und es machte, wie bey der Erklärung eines Gemäldes, wo man durch Vorführung der vorhergegangenen Momente das wirklich Gegenwärtige zu beleben ſucht?

„Ich bin nicht der Meinung, ſagte Goethe. Mit Gemälden iſt es ein anderes; weil aber ein Gedicht gleichfalls aus Worten beſteht, ſo hebt ein Wort das andere auf.“

Goethe ſcheint mir hierdurch ſehr treffend die Klippe angedeutet zu haben, woran Ausleger von Gedichten gewöhnlich ſcheitern. Es frägt ſich aber, ob es nicht möglich ſey, eine ſolche Klippe zu vermeiden und einem Gedichte dennoch durch Worte zu Hülfe zu kommen, ohne das Zarte ſeines innern Lebens im mindeſten zu verletzen.

Als ich ging, wünſchte er, daß ich die Bogen von Kunſt und Alterthum mit nach Hauſe nehme, um das Gedicht ferner zu betrachten; deßgleichen die öſtlichen Roſen von Rückert, von welchem Dichter er viel zu halten und die beſten Erwartungen zu hegen ſcheint.

Mittwoch den 12. November 1823.

Ich ging gegen Abend, um Goethe zu beſuchen, hörte aber unten im Hauſe, der preußiſche Staatsminiſter von Humboldt ſey bey ihm, welches mir lieb war, in der Überzeugung, daß dieſer Beſuch eines alten Freundes ihm die wohlthätigſte Aufheiterung gewähren würde.

Ich ging darauf ins Theater, wo die Schweſtern von Prag, bey ganz vollkommener Beſetzung, muſterhaft gegeben wurden, ſo daß man das ganze Stück hindurch nicht aus dem Lachen kam.

Donnerstag den 13. November 1823.

Vor einigen Tagen, als ich Nachmittags bey ſchönem Wetter die Straße nach Erfurt hinausging, geſellte ſich ein bejahrter Mann zu mir, den ich ſeinem Äußeren nach für einen wohlhabenden Bürger hielt. Wir hatten nicht lange geredet, als das Geſpräch auf Goethe kam. Ich fragte ihn, ob er Goethe perſönlich kenne. „Ob ich ihn kenne! antwortete er mit einigem Behagen, ich bin gegen zwanzig Jahre ſein Kammerdiener geweſen!“ Und nun ergoß er ſich in Lobſprüche über ſeinen früheren Herrn. Ich erſuchte ihn, mir etwas aus Goethe's Jugendzeit zu erzählen, worein er mit Freuden willigte.

„Als ich bey ihn kam, ſagte er, mochte er etwa

27 Jahre alt ſeyn; er war ſehr mager, behende und zierlich, ich hätte ihn leicht tragen können.“

Ich fragte ihn, ob Goethe in jener erſten Zeit ſeines Hierſeyns auch ſehr luſtig geweſen? „Allerdings, antwortete er, ſey er mit den Fröhlichen fröhlich geweſen, jedoch nie über die Grenze; in ſolchen Fällen ſey er gewöhnlich ernſt geworden. Immer gearbeitet und geforſcht und ſeinen Sinn auf Kunſt und Wiſſenſchaft gerichtet, das ſey im Allgemeinen ſeines Herrn fortwährende Richtung geweſen. Abends habe ihn der Herzog häufig beſucht und da hätten ſie oft bis tief in die Nacht hinein über gelehrte Gegenſtände geſprochen, ſo daß ihm oft Zeit und Weile lang geworden und er oft gedacht habe, ob denn der Herzog noch nicht gehen wolle. Und die Naturforſchung, fügte er hinzu, war ſchon damals ſeine Sache.“

„Einſt klingelte er mitten in der Nacht, und als ich zu ihm in die Kammer trete, hat er ſein eiſernes Rollbette vom unterſten Ende der Kammer herauf bis ans Fenſter gerollt und liegt und beobachtet den Himmel. „Haſt Du nichts am Himmel geſehen?“ fragte er mich, und als ich dieß verneinte: „ſo laufe einmal nach der Wache und frage den Poſten, ob der nichts geſehen.“ Ich lief hin, der Poſten hatte aber nichts geſehen, welches ich meinem Herrn meldete, der noch eben ſo lag und den Himmel unverwandt beobachtete. „Höre, ſagte er dann zu mir, wir ſind in einem be=

deutenden Moment, entweder wir haben in dieſem Augenblick ein Erdbeben, oder wir bekommen eins.“ Und nun mußte ich mich zu ihm aufs Bette ſetzen und er demonſtrirte mir, aus welchen Merkmalen er das abnehme.“

Ich fragte den guten Alten, was es für Wetter geweſen.

„Es war ſehr wolkig, ſagte er, und dabey regte ſich kein Lüftchen, es war ſehr ſtill und ſchwül.“

Ich fragte ihn, ob er denn Goethen jenen Ausſpruch ſogleich aufs Wort geglaubt habe.

„Ja, ſagte er, ich glaubte ihm aufs Wort, denn was er vorherſagte, war immer richtig. Am nächſten Tage, fuhr er fort, erzählte mein Herr ſeine Beobachtungen bey Hofe, wobey eine Dame ihrer Nachbarin ins Ohr fliſterte: „Höre! Goethe ſchwärmt!“ Der Herzog aber und die übrigen Männer glaubten an Goethe, und es wies ſich auch bald aus, daß er recht geſehen; denn nach einigen Wochen kam die Nachricht, daß in derſelbigen Nacht ein Theil von Meſſina durch ein Erdbeben zerſtört worden.“

Freitag den 14. November 1823.

Gegen Abend ſendete Goethe mir eine Einladung, ihn zu beſuchen. Humboldt ſey an Hof und ich würde

ihm daher um ſo willkommener ſeyn. Ich fand ihn noch wie vor einigen Tagen in ſeinem Lehnſtuhl ſitzend; er reichte mir freundlich die Hand, indem er mit himmliſcher Sanftmuth einige Worte ſprach. Ein großer Ofenſchirm ſtand ihm zur Seite und gab ihm zugleich Schatten vor den Lichtern, die weiterhin auf dem Tiſch ſtanden. Auch der Herr Canzler trat herein und geſellte ſich zu uns. Wir ſetzten uns in Goethe's Nähe und führten leichte Geſpräche, damit er ſich nur zuhörend verhalten könnte. Bald kam auch der Arzt, Hofrath Rehbein. Er fand Goethe's Puls, wie er ſich ausdrückte, ganz munter und leichtfertig, worüber wir uns freuten und Goethe einige Scherze machte. „Wenn nur der Schmerz von der Seite des Herzens weg wäre!" klagte er dann. Rehbein ſchlug vor, ihm ein Pflaſter dahin zu legen; wir ſprachen über die guten Wirkungen eines ſolchen Mittels, und Goethe ließ ſich dazu geneigt finden. Rehbein brachte das Geſpräch auf Marienbad, wodurch bey Goethe angenehme Erinnerungen erweckt zu werden ſchienen. Man machte Pläne, nächſten Sommer wieder hinzugehen und bemerkte, daß auch der Großherzog nicht fehlen würde, durch welche Ausſichten Goethe in die heiterſte Stimmung verſetzt wurde. Auch ſprach man über Madame Szymanowska und gedachte der Tage, wo ſie hier war und die Männer ſich um ihre Gunſt bewarben.

Als Rehbein gegangen war, las der Canzler die

indiſchen Gedichte. Goethe ſprach derweile mit mir über ſeine Elegie von Marienbad.

Um acht Uhr ging der Canzler; ich wollte auch gehen, Goethe bat mich aber, noch ein wenig zu bleiben. Ich ſetzte mich wieder. Das Geſpräch kam auf das Theater und daß morgen der Wallenſtein würde gegeben werden. Dieß gab Gelegenheit, über Schiller zu reden.

Es geht mir mit Schiller eigen, ſagte ich; einige Scenen ſeiner großen Theater=Stücke leſe ich mit wahrer Liebe und Bewunderung, dann aber komme ich auf Verſtöße gegen die Wahrheit der Natur, und ich kann nicht weiter. Selbſt mit dem Wallenſtein geht es mir nicht anders. Ich kann nicht umhin, zu glauben, daß Schillers philoſophiſche Richtung ſeiner Poeſie geſchadet hat; denn durch ſie kam er dahin, die Idee höher zu halten als alle Natur, ja die Natur dadurch zu vernichten. Was er ſich denken konnte, mußte geſchehen, es mochte nun der Natur gemäß oder ihr zuwider ſeyn.

„Es iſt betrübend, ſagte Goethe, wenn man ſieht, wie ein ſo außerordentlich begabter Menſch ſich mit philoſophiſchen Denkweiſen herumquälte, die ihm nichts helfen konnten. Humboldt hat mir Briefe mitgebracht, die Schiller in der unſeligen Zeit jener Speculationen an ihn geſchrieben. Man ſieht daraus, wie er ſich damals mit der Intention plagte, die ſentimentale Poeſie von der naiven ganz frey zu machen. Aber nun konnte er

für jene Dichtart keinen Boden finden, und dieß brachte ihn in unſägliche Verwirrung. Und als ob, fügte Goethe lächelnd hinzu, die ſentimentale Poeſie ohne einen naiven Grund, aus welchem ſie gleichſam hervorwächſt, nur irgend beſtehen könnte!“

„Es war nicht Schillers Sache, fuhr Goethe fort, mit einer gewiſſen Bewußtloſigkeit und gleichſam inſtinktmäßig zu verfahren, vielmehr mußte er über jedes, was er that, reflectiren; woher es auch kam, daß er über ſeine poetiſchen Vorſätze nicht unterlaſſen konnte, ſehr viel hin und her zu reden, ſo daß er alle ſeine ſpäteren Stücke Scene für Scene mit mir durchgeſprochen hat.“

„Dagegen war es ganz gegen meine Natur, über das, was ich von poetiſchen Plänen vorhatte, mit irgend jemanden zu reden, ſelbſt nicht mit Schiller. Ich trug Alles ſtill mit mir herum und niemand erfuhr in der Regel etwas als bis es vollendet war. Als ich Schillern meinen Hermann und Dorothea fertig vorlegte, war er verwundert, denn ich hatte ihm vorher mit keiner Sylbe geſagt, daß ich dergleichen vorhatte.“

„Aber ich bin neugierig, was Sie morgen zum Wallenſtein ſagen werden! Sie werden große Geſtalten ſehen und das Stück wird auf Sie einen Eindruck machen, wie Sie es ſich wahrſcheinlich nicht vermuthen.“

Sonnabend den 15. November 1823.

Abends war ich im Theater, wo ich zum erſten Mal den Wallenſtein ſah. Goethe hatte nicht zuviel geſagt; der Eindruck war groß und mein tiefſtes Innere aufregend. Die Schauſpieler, größtentheils noch aus der Zeit, wo Schiller und Goethe perſönlich auf ſie einwirkten, brachten mir ein Enſemble bedeutender Perſonen vor Augen, wie ſie, beym Leſen, meiner Einbildungskraft nicht mit der Individualität erſchienen waren, weßhalb denn das Stück mit außerordentlicher Kraft an mir vorüberging und ich es ſogar während der Nacht nicht aus dem Sinn brachte.

Sonntag den 16. November 1823.

Abends bey Goethe. Er ſaß noch in ſeinem Lehnſtuhl und ſchien ein wenig ſchwach. Seine erſte Frage war nach dem Wallenſtein. Ich gab ihm Rechenſchaft von dem Eindruck, den das Stück von der Bühne herunter auf mich gemacht; er hörte es mit ſichtbarer Freude.

Herr Soret kam, von Frau von Goethe hereingeführt, und blieb ein Stündchen, indem er im Auftrag des Großherzogs goldene Medaillen brachte, deren Vorzeigung und Beſprechung Goethen eine angenehme Unterhaltung zu gewähren ſchien.

Frau von Goethe und Herr Soret gingen an Hof, und ſo war ich mit Goethe wieder alleine gelaſſen.

Eingedenk des Verſprechens, mir ſeine Elegie von Marienbad zu einer paſſenden Stunde abermals zu zeigen, ſtand Goethe auf, ſtellte ein Licht auf ſeinen Schreibtiſch und gab mir das Gedicht. Ich war glücklich, es abermals vor Augen zu haben. Goethe ſetzte ſich wieder in Ruhe und überließ mich einer ungeſtörten Betrachtung.

Nachdem ich eine Weile geleſen, wollte ich ihm etwas darüber ſagen, es kam mir aber vor, als ob er ſchlief. Ich benutzte daher den günſtigen Augenblick und las es aber= und abermals und hatte dabey einen ſeltenen Genuß. Die jugendlichſte Glut der Liebe, gemildert durch die ſittliche Höhe des Geiſtes, das erſchien mir im Allgemeinen als des Gedichtes durchgreifender Character. Übrigens kam es mir vor, als ſeyen die ausgeſprochenen Gefühle ſtärker, als wir ſie in anderen Gedichten Goethe's anzutreffen gewohnt ſind, und ich ſchloß daraus auf einen Einfluß von Byron, welches Goethe auch nicht ablehnte.

„Sie ſehen das Product eines höchſt leidenſchaftlichen Zuſtandes, fügte er hinzu; als ich darin befangen war, hätte ich ihn um alles in der Welt nicht entbehren mögen, und jetzt möchte ich um keinen Preis wieder hineingerathen.“

„Ich ſchrieb das Gedicht, unmittelbar als ich von

Marienbad abreiſ'te und ich mich noch im vollen friſchen Gefühle des Erlebten befand. Morgens acht Uhr auf der erſten Station ſchrieb ich die erſte Strophe und ſo dichtete ich im Wagen fort und ſchrieb von Station zu Station das im Gedächtniß Gefaßte nieder, ſo daß es Abends fertig auf dem Papiere ſtand. Es hat daher eine gewiſſe Unmittelbarkeit und iſt wie aus einem Guſſe, welches dem Ganzen zu Gute kommen mag."

Zugleich, ſagte ich, hat es in ſeiner ganzen Art viel Eigenthümliches, ſo daß es an keins Ihrer anderen Gedichte erinnert.

„Das mag daher kommen, ſagte Goethe. Ich ſetzte auf die Gegenwart, ſo wie man eine bedeutende Summe auf eine Karte ſetzt, und ſuchte ſie ohne Übertreibung ſo hoch zu ſteigern als möglich."

Dieſe Äußerung erſchien mir ſehr wichtig, indem ſie Goethe's Verfahren ans Licht ſetzet und uns ſeine allgemein bewunderte Mannigfaltigkeit erklärlich macht.

Es war indeß gegen neun Uhr geworden; Goethe bat mich, ſeinen Bedienten Stadelmann zu rufen, welches ich that.

Er ließ ſich darauf von dieſem das verordnete Pflaſter auf die Bruſt zur Seite des Herzens legen. Ich ſtellte mich derweil ans Fenſter. Hinter meinem Rücken hörte ich nun, wie er gegen Stadelmann klagte, daß ſein Übel ſich gar nicht beſſern wolle und daß es einen bleibenden Character annehme. Als die Operation vor=

bey war, ſetzte ich mich noch ein wenig zu ihm. Er klagte nun auch gegen mich, daß er ſeit einigen Nächten gar nicht geſchlafen habe und daß auch zum Eſſen gar keine Neigung vorhanden. „Der Winter geht nun ſo hin, ſagte er, ich kann nichts thun, ich kann nichts zuſammenbringen, der Geiſt hat gar keine Kraft.“ Ich ſuchte ihn zu beruhigen, indem ich ihn bat, nur nicht ſo viel an ſeine Arbeiten zu denken und daß ja dieſer Zuſtand hoffentlich bald vorüber gehen werde. „Ach, ſagte er darauf, ungeduldig bin ich auch nicht, ich habe ſchon zu viel ſolcher Zuſtände durchlebt und habe ſchon gelernt zu leiden und zu dulden.“ Er ſaß in einem Schlafrock von weißem Flanell, über ſeine Kniee und Füße eine wollene Decke gelegt und gewickelt. „Ich werde gar nicht zu Bette gehen, ſagte er, ich werde ſo auf meinem Stuhl die Nacht ſitzen bleiben, denn zum rechten Schlaf komme ich doch nicht.“

Es war indeß Zeit geworden, er reichte mir ſeine liebe Hand und ich ging.

Als ich unten in das Bedientenzimmer trat, um meinen Mantel zu nehmen, fand ich Stadelmann ſehr beſtürzt. Er ſagte, er habe ſich über ſeinen Herrn erſchrocken; wenn er klage, ſo ſey das ein ſchlimmes Zeichen. Auch wären die Füße plötzlich ganz dünne geworden, die bisher ein wenig geſchwollen geweſen. Er wolle morgen in aller Frühe zum Arzt gehen, um ihm die ſchlimmen Zeichen zu melden. Ich ſuchte ihn zu

beruhigen, allein er ließ ſich ſeine Furcht nicht aus-reden.

Montag den 17. November 1823.

Als ich dieſen Abend ins Theater kam, drängten viele Perſonen ſich mir entgegen und erkundigten ſich ſehr ängſtlich nach Goethe's Befinden. Sein Zuſtand mußte ſich in der Stadt ſchnell verbreitet haben und vielleicht ärger gemacht worden ſeyn, als er wirklich war. Einige ſagten mir, er habe die Bruſtwaſſerſucht. Ich war betrübt den ganzen Abend.

Mittwoch den 19. November 1823.

Geſtern ging ich in Sorgen umher. Es ward außer ſeiner Familie niemand zu ihm gelaſſen.

Heute gegen Abend ging ich hin und wurde auch angenommen. Ich fand ihn noch in ſeinem Lehnſtuhl ſitzen, er ſchien dem Äußern nach noch ganz wie ich ihn am Sonntag verlaſſen, doch war er heiteren Geiſtes.

Wir ſprachen beſonders über Zauper und die ſehr ungleichen Wirkungen, die aus dem Studium der Literatur der Alten hervorgehen.

Freytag den 21. November 1823.

Goethe ließ mich rufen. Ich fand ihn zu meiner großen Freude wieder auf und in ſeinem Zimmer umhergehen. Er gab mir ein kleines Buch: Ghaſelen des Grafen Platen. „Ich hatte mir vorgenommen, ſagte er, in Kunſt und Alterthum etwas darüber zu ſagen, denn die Gedichte verdienen es. Mein Zuſtand läßt mich aber zu nichts kommen. Sehen Sie doch zu, ob es Ihnen gelingen will einzudringen und den Gedichten etwas abzugewinnen.“

Ich verſprach, mich daran zu verſuchen.

„Es iſt bey den Ghaſelen das Eigenthümliche, fuhr Goethe fort, daß ſie eine große Fülle von Gehalt verlangen; der ſtets wiederkehrende gleiche Reim will immer einen Vorrath ähnlicher Gedanken bereit finden. Deßhalb gelingen ſie nicht Jedem; dieſe aber werden Ihnen gefallen.“ Der Arzt trat herein und ich ging.

Montag den 24. November 1823.

Sonnabend und Sonntag ſtudirte ich die Gedichte. Dieſen Morgen ſchrieb ich meine Anſicht darüber und ſchickte ſie Goethen zu, denn ich hatte erfahren, daß er ſeit einigen Tagen niemanden vor ſich laſſe, indem der Arzt ihm alles Reden verboten.

Heute gegen Abend ließ er mich dennoch rufen.

Als ich zu ihm hineintrat, fand ich einen Stuhl bereits in ſeine Nähe geſetzt; er reichte mir ſeine Hand entgegen und war äußerſt liebevoll und gut. Er fing ſogleich an, über meine kleine Recenſion zu reden. „Ich habe mich ſehr darüber gefreut, ſagte er, Sie haben eine ſchöne Gabe. Ich will Ihnen etwas ſagen, fuhr er dann fort, wenn Ihnen vielleicht von andern Orten her literariſche Anträge gemacht werden ſollten, ſo lehnen Sie ſolche ab oder ſagen es mir wenigſtens zuvor; denn da Sie einmal mit mir verbunden ſind, ſo möchte ich nicht gerne, daß Sie auch zu Anderen ein Verhältniß hätten.“

Ich antwortete, daß ich mich bloß zu ihm halten wolle und daß es mir auch vor der Hand um anderweitige Verbindungen durchaus nicht zu thun ſey.

Das war ihm lieb, und er ſagte darauf, daß wir dieſen Winter noch manche hübſche Arbeit mit einander machen wollten.

Wir kamen dann auf die Ghaſelen ſelbſt zu ſprechen und Goethe freute ſich über die Vollendung dieſer Gedichte, und daß unſere neueſte Literatur doch manches Tüchtige hervorbringe.

„Ihnen, fuhr er dann fort, möchte ich unſere neueſten Talente zu einem beſonderen Studium und Augenmerk empfehlen. Ich möchte, daß Sie ſich von allem, was in unſerer Literatur Bedeutendes hervortritt, in Kenntniß ſetzten und mir das Verdienſtliche vor Augen brächten, damit wir in den Heften von Kunſt und Alterthum darüber

reden und das Gute, Edle und Tüchtige mit Anerkennung erwähnen könnten. Denn mit dem beſten Willen komme ich bey meinem hohen Alter und bey meinen tauſendfachen Obliegenheiten ohne anderweitige Hülfe nicht dazu."

Ich verſprach dieſes zu thun, indem ich mich zugleich freute zu ſehen, daß unſere neueſten Schriftſteller und Dichter Goethen mehr am Herzen liegen als ich mir gedacht hatte.

Die Tage darauf ſendete Goethe mir die neueſten literariſchen Tagesblätter zu dem beſprochenen Zwecke. Ich ging einige Tage nicht zu ihm und ward auch nicht gerufen. Ich hörte, ſein Freund Zelter ſey gekommen ihn zu beſuchen.

Montag den 1. December 1823.

Heute ward ich bey Goethe zu Tiſch geladen. Ich fand Zelter bey ihm ſitzen, als ich hereintrat. Sie kamen mir einige Schritte entgegen und gaben mir die Hände. „Hier, ſagte Goethe, haben wir meinen Freund Zelter. Sie machen an ihm eine gute Bekanntſchaft; ich werde Sie bald einmal nach Berlin ſchicken, da ſollen Sie denn von ihm auf das Beſte gepflegt werden." In Berlin mag es gut ſeyn, ſagte ich. „Ja, ſagte

Zelter lachend, es läßt ſich darin viel lernen und verlernen."

Wir ſetzten uns und führten allerley Geſpräche. Ich fragte nach Schubarth. „Er beſucht mich wenigſtens alle acht Tage, ſagte Zelter. Er hat ſich verheirathet, iſt aber ohne Anſtellung, weil er es in Berlin mit den Philologen verdorben."

Zelter fragte mich darauf, ob ich Immermann kenne. Seinen Namen, ſagte ich, habe ich bereits ſehr oft nennen hören, doch von ſeinen Schriften kenne ich bis jetzt nichts. „Ich habe ſeine Bekanntſchaft zu Münſter gemacht, ſagte Zelter; es iſt ein ſehr hoffnungsvoller junger Mann und es wäre ihm zu wünſchen, daß ſeine Anſtellung ihm für ſeine Kunſt mehr Zeit ließe." Goethe lobte gleichfalls ſein Talent. „Wir wollen ſehen, ſagte er, wie er ſich entwickelt; ob er ſich bequemen mag, ſeinen Geſchmack zu reinigen und hinſichtlich der Form die anerkannt beſten Muſter zur Richtſchnur zu nehmen. Sein originelles Streben hat zwar ſein Gutes, allein es führt gar zu leicht in die Irre."

Der kleine Walter kam geſprungen und machte ſich an Zelter und ſeinen Großpapa mit vielen Fragen. „Wenn Du kommſt, unruhiger Geiſt, ſagte Goethe, ſo verdirbſt Du gleich jedes Geſpräch." Übrigens liebte er den Knaben und war unermüdet ihm alles zu Willen zu thun.

Frau v. Goethe und Fräulein Ulrike traten herein; auch der junge Goethe in Uniform und Degen, um an Hof zu gehen. Wir ſetzten uns zu Tiſch. Fräulein Ulrike und Zelter waren beſonders munter und neckten ſich auf die anmuthigſte Weiſe während der ganzen Tafel. Zelters Perſon und Gegenwart that mir ſehr wohl. Er war als ein glücklicher geſunder Menſch immer ganz dem Augenblick hingegeben und es fehlte ihm nie am rechten Wort. Dabey war er voller Gutmüthigkeit und Behagen und ſo ungenirt, daß er alles herausſagen mochte und mitunter ſogar ſehr Derbes. Seine eigene geiſtige Freyheit theilte ſich mit, ſo daß alle beengende Rückſicht in ſeiner Nähe ſehr bald wegfiel. Ich that im Stillen den Wunſch, eine Zeitlang mit ihm zu leben, und bin gewiß, es würde mir gut thun.

Bald nach Tiſch ging Zelter. Auf den Abend war er zur Großfürſtinn gebeten.

Donnerstag den 4 December 1823.

Dieſen Morgen brachte mir Secretair *Kräuter* eine Einladung bey Goethe zu Tiſch. Dabey gab er mir von Goethe den Wink, Zeltern doch ein Exemplar meiner Beyträge zur Poeſie zu verehren. Ich that ſo und brachte es ihm ins Wirthshaus. Zelter gab mir

dagegen die Gedichte von Immermann. „Ich ſchenkte das Exemplar Ihnen gerne, ſagte er, allein Sie ſehen, der Verfaſſer hat es mir zugeſchrieben, und ſo iſt es mir ein werthes Andenken, das ich behalten muß.“

Ich machte darauf mit Zelter vor Tiſch einen Spaziergang durch den Park nach Oberweimar. Bey manchen Stellen erinnerte er ſich früherer Zeiten und erzählte mir dabey viel von Schiller, Wieland und Herder, mit denen er ſehr befreundet geweſen, was er als einen hohen Gewinn ſeines Lebens ſchätzte.

Er ſprach darauf viel über Compoſition und recitirte dabey mehrere Lieder von Goethe. „Wenn ich ein Gedicht componiren will, ſagte er, ſo ſuche ich zuvor in den Wortverſtand einzudringen und mir die Situation lebendig zu machen. Ich leſe es mir dann laut vor, bis ich es auswendig weiß, und ſo, indem ich es mir immer einmal wieder recitire, kommt die Melodie von ſelber.“

Wind und Regen nöthigten uns, früher zurückzugehen, als wir gerne wollten. Ich begleitete ihn bis vor Goethe's Haus, wo er zu Frau von Goethe hinauf ging, um mit ihr vor Tiſch noch Einiges zu ſingen.

Darauf um zwey Uhr kam ich zu Tiſch. Ich fand Zelter bereits bey Goethe ſitzen und Kupferſtiche italieniſcher Gegenden betrachten. Frau von Goethe trat herein und wir gingen zu Tiſch. Fräulein Ulrike war

heute abweſend, deßgleichen der junge Goethe, welcher bloß herein kam, um guten Tag zu ſagen und dann wieder an Hof ging.

Die Tiſchgeſpräche waren heute beſonders mannigfaltig. Sehr viel originelle Anekdoten wurden erzählt, ſowohl von Zelter als Goethe, welche alle dahin gingen, die Eigenſchaften ihres gemeinſchaftlichen Freundes Friedrich Auguſt Wolf zu Berlin ins Licht zu ſetzen. Dann ward über die Nibelungen viel geſprochen, dann über Lord Byron und ſeinen zu hoffenden Beſuch in Weimar, woran Frau v. Goethe beſonders Theil nahm. Das Rochusfeſt zu Bingen war ferner ein ſehr heiterer Gegenſtand, wobey Zelter ſich beſonders zwey ſchöner Mädchen erinnerte, deren Liebenswürdigkeit ſich ihm tief eingeprägt hatte und deren Andenken ihn noch heute zu beglücken ſchien. Das geſellige Lied Kriegsglück von Goethe, ward darauf ſehr heiter beſprochen. Zelter war unerſchöpflich in Anekdoten von bleſſirten Soldaten und ſchönen Frauen, welche alle dahin gingen, um die Wahrheit des Gedichts zu beweiſen. Goethe ſelber ſagte, er habe nach ſolchen Realitäten nicht weit zu gehen brauchen, er habe alles in Weimar perſönlich erlebt. Frau v. Goethe aber hielt immerwährend ein heiteres Widerſpiel, indem ſie nicht zugeben wollte, daß die Frauen ſo wären, als das „garſtige" Gedicht ſie ſchildere.

Und ſo vergingen denn auch heute die Stunden bey Tiſch ſehr angenehm.

Als ich darauf ſpäter mit Goethe allein war, fragte er mich über Zelter. „Nun, ſagte er, wie gefällt er Ihnen?“ Ich ſprach über das durchaus Wohlthätige ſeiner Perſönlichkeit. „Er kann, fügte Goethe hinzu, bey der erſten Bekanntſchaft etwas ſehr derbe, ja mitunter ſogar etwas roh erſcheinen. Allein das iſt nur äußerlich. Ich kenne kaum jemanden, der zugleich ſo zart wäre wie Zelter. Und dabey muß man nicht vergeſſen, daß er über ein halbes Jahrhundert in Berlin zugebracht hat. Es lebt aber, wie ich an allem merke, dort ein ſo verwegener Menſchenſchlag beyſammen, daß man mit der Delicateſſe nicht weit reicht, ſondern daß man Haare auf den Zähnen haben und mitunter etwas grob ſeyn muß, um ſich über Waſſer zu halten.“

Digitized by Google

1 8 2 4.

Digitized by Google

Dienſtag den 27. Januar 1824.

Goethe ſprach mit mir über die Fortſetzung ſeiner Lebensgeſchichte, mit deren Ausarbeitung er ſich gegenwärtig beſchäftigt. Es kam zur Erwähnung, daß dieſe Epoche ſeines ſpätern Lebens nicht die Ausführlichkeit des Details haben könne, wie die Jugendepoche von Wahrheit und Dichtung.

„Ich muß, ſagte Goethe, dieſe ſpäteren Jahre mehr als Annalen behandeln; es kann darin weniger mein Leben als meine Thätigkeit zur Erſcheinung kommen. Überhaupt iſt die bedeutendſte Epoche eines Individuums die der Entwickelung, welche ſich in meinem Fall mit den ausführlichen Bänden von Wahrheit und Dichtung abſchließt. Später beginnt der Conflict mit der Welt, und dieſer hat nur inſofern Intereſſe als etwas dabey herauskommt."

„Und dann, das Leben eines deutſchen Gelehrten, was iſt es? Was in meinem Fall daran etwa Gutes ſeyn möchte, iſt nicht mitzutheilen, und das Mittheil-

Digitized by Google

bare iſt nicht der Mühe werth. Und wo ſind denn die Zuhörer, denen man mit einigem Behagen erzählen möchte?"

„Wenn ich auf mein früheres und mittleres Leben zurückblicke und nun in meinem Alter bedenke, wie Wenige noch von denen übrig ſind, die mit mir jung waren, ſo fällt mir immer der Sommeraufenthalt in einem Bade ein. So wie man ankommt, ſchließt man Bekanntſchaften und Freundſchaften mit ſolchen, die ſchon eine Zeitlang dort waren und die in den nächſten Wochen wieder abgehen. Der Verluſt iſt ſchmerzlich. Nun hält man ſich an die zweyte Generation, mit der man eine gute Weile fortlebt und ſich auf das Innigſte verbindet. Aber auch dieſe geht und läßt uns einſam mit der dritten, die nahe vor unſerer Abreiſe ankommt und mit der man auch gar nichts zu thun hat."

„Man hat mich immer als einen vom Glück beſonders Begünſtigten geprieſen; auch will ich mich nicht beklagen und den Gang meines Lebens nicht ſchelten. Allein im Grunde iſt es nichts als Mühe und Arbeit geweſen, und ich kann wohl ſagen, daß ich in meinen fünf und ſiebzig Jahren keine vier Wochen eigentliches Behagen gehabt. Es war das ewige Wälzen eines Steines, der immer von neuem gehoben ſeyn wollte. Meine Annalen werden es deutlich machen, was hiemit geſagt iſt. Der Anſprüche an meine Thätigkeit, ſowohl von Außen als Innen, waren zu viele."

„Mein eigentliches Glück war mein poetiſches Sinnen und Schaffen. Allein wie ſehr war dieſes durch meine äußere Stellung geſtört, beſchränkt und gehindert. Hätte ich mich mehr vom öffentlichen und geſchäftlichen Wirken und Treiben zurückhalten und mehr in der Einſamkeit leben können, ich wäre glücklicher geweſen und würde als Dichter weit mehr gemacht haben. So aber ſollte ſich bald nach meinem Götz und Werther an mir das Wort eines Weiſen bewähren, welcher ſagte: wenn man der Welt etwas zu Liebe gethan habe, ſo wiſſe ſie dafür zu ſorgen, daß man es nicht zum zweyten Male thue."

„Ein weit verbreiteter Name, eine hohe Stellung im Leben ſind gute Dinge. Allein mit all meinem Namen und Stande habe ich es nicht weiter gebracht, als daß ich, um nicht zu verletzen, zu der Meinung Anderer ſchweige. Dieſes würde nun in der That ein ſehr ſchlechter Spaß ſeyn, wenn ich dabey nicht den Vortheil hätte, daß ich erfahre, wie die Anderen denken, aber ſie nicht wie ich."

Sonntag den 15. Februar 1824.

Heute vor Tiſch hatte Goethe mich zu einer Spazierfahrt einladen laſſen. Ich fand ihn frühſtückend, als

ich zu ihm ins Zimmer trat; er ſchien ſehr heiterer Stimmung.

„Ich habe einen angenehmen Beſuch gehabt, ſagte er mir freudig entgegen, ein ſehr hoffnungsvoller junger Mann, Meyer aus Weſtphalen, iſt vorhin bey mir geweſen. Er hat Gedichte gemacht, die ſehr viel erwarten laſſen. Er iſt erſt achtzehn Jahre alt und ſchon unglaublich weit.“

„Ich freue mich, ſagte Goethe darauf lachend, daß ich jetzt nicht achtzehn Jahre alt bin. Als ich achtzehn war, war Deutſchland auch erſt achtzehn, da ließ ſich noch etwas machen; aber jetzt wird unglaublich viel gefordert und es ſind alle Wege verrannt.“

„Deutſchland ſelbſt ſteht in allen Fächern ſo hoch, daß wir kaum alles überſehen können, und nun ſollen wir noch Griechen und Lateiner ſeyn, und Engländer und Franzoſen dazu! Ja obendrein hat man die Verrücktheit, auch nach dem Orient zu weiſen und da muß denn ein junger Menſch ganz confus werden.“

„Ich habe ihm zum Troſt meine coloſſale Juno gezeigt, als ein Symbol, daß er bey den Griechen verharren und dort Beruhigung finden möge. Er iſt ein prächtiger junger Menſch! Wenn er ſich vor Zerſplitterung in Acht nimmt, ſo kann etwas aus ihm werden.“

„Aber, wie geſagt, ich danke dem Himmel, daß ich jetzt, in dieſer durchaus gemachten Zeit, nicht jung bin. Ich würde nicht zu bleiben wiſſen. Ja ſelbſt wenn

ich nach Amerika flüchten wollte, ich käme zu ſpät, denn auch dort wäre es ſchon zu helle.“

Sonntag den 22. Februar 1824.

Zu Tiſch mit Goethe und ſeinem Sohn, welcher letztere uns manches heitere Geſchichtchen aus ſeiner Studentenzeit, namentlich aus ſeinem Aufenthalt in Heidelberg erzählte. Er hatte mit ſeinen Freunden in den Ferien manchen Ausflug am Rhein gemacht, wo ihm beſonders ein Wirth in gutem Andenken geblieben war, bey dem er einſt mit zehn andern Studenten übernachtet und welcher unentgeltlich den Wein hergegeben, bloß damit er einmal ſeine Freude an einem ſo genannten Kommerſch haben möge.

Nach Tiſch legte Goethe uns colorirte Zeichnungen italieniſcher Gegenden vor, beſonders des nördlichen Italiens mit den Gebirgen der angrenzenden Schweiz und dem Lago maggiore. Die Borromäiſchen Inſeln ſpiegelten ſich im Waſſer, man ſah am Ufer Fahrzeuge und Fiſchergeräth, wobey Goethe bemerklich machte, daß dieß der See aus ſeinen Wanderjahren ſey. Nordweſtlich, in der Richtung nach dem monte rosa ſtand das den See begrenzende Vorgebirge in dunkelen blauſchwarzen Maſſen, ſo wie es kurz nach Sonnenuntergange zu ſeyn pflegt.

Ich machte die Bemerkung, daß mir, als einem in der Ebene Geborenen, die düſtere Erhabenheit ſolcher Maſſen ein unheimliches Gefühl errege und daß ich keineswegs Luſt verſpüre, in ſolchen Schluchten zu wandern.

„Dieſes Gefühl, ſagte Goethe, iſt in der Ordnung. Denn im Grunde iſt dem Menſchen nur der Zuſtand gemäß, worin und wofür er geboren worden. Wen nicht große Zwecke in die Fremde treiben, der bleibt weit glücklicher zu Hauſe. Die Schweiz machte anfänglich auf mich ſo großen Eindruck, daß ich dadurch verwirrt und beunruhigt wurde; erſt bey wiederholtem Aufenthalt, erſt in ſpäteren Jahren, wo ich die Gebirge bloß in mineralogiſcher Hinſicht betrachtete, konnte ich mich ruhig mit ihnen befaſſen.“

Wir beſahen darauf eine große Folge von Kupferſtichen nach Gemälden neuer Künſtler aus einer franzöſiſchen Gallerie. Die Erfindung in dieſen Bildern war faſt durchgehends ſchwach, ſo daß wir unter vierzig Stücken kaum vier bis fünf gute fanden. Dieſe guten waren: ein Mädchen, das ſich einen Liebesbrief ſchreiben läßt; eine Frau in einem maison à vendre, das niemand kaufen will; ein Fiſchfang; Muſikanten vor einem Muttergottesbilde. Auch eine Landſchaft in Pouſſin's Manier war nicht übel, wobey Goethe ſich folgendermaßen äußerte: „Solche Künſtler, ſagte er, haben den allgemeinen Begriff von Pouſſin's Land-

ſchaften aufgefaßt und mit dieſem Begriff wirken ſie fort. Man kann ihre Bilder nicht gut und nicht ſchlecht nennen. Sie ſind nicht ſchlecht, weil überall ein tüchtiges Muſter hindurchblickt. Aber man kann ſie nicht gut heißen, weil den Künſtlern gewöhnlich Pouſſin's große Perſönlichkeit fehlt. Es iſt unter den Poeten nicht anders, und es giebt deren, die ſich z. B. in Shakſpeare's großer Manier ſehr unzulänglich ausnehmen würden."

Zum Schluß Rauch's Modell zu Goethe's Statue, für Frankfurt beſtimmt, lange betrachtet und beſprochen.

Dienſtag den 24. Februar 1824.

Heute um ein Uhr zu Goethe. Er legte mir Manuſcripte vor, die er für das erſte Heft des fünften Bandes von Kunſt und Alterthum dictirt hatte. Zu meiner Beurtheilung des deutſchen Paria fand ich von ihm einen Anhang gemacht, ſowohl in Bezug auf das franzöſiſche Trauerſpiel, als ſeine eigene lyriſche Trilogie, wodurch denn dieſer Gegenſtand gewiſſermaßen in ſich geſchloſſen war.

„Es iſt gut, ſagte Goethe, daß Sie bey Gelegenheit Ihrer Recenſion ſich die indiſchen Zuſtände zu eigen gemacht haben; denn wir behalten von unſern Studien am Ende doch nur das, was wir practiſch anwenden."

Ich gab ihm Recht und ſagte, daß ich bey meinem Aufenthalt auf der Academie dieſe Erfahrung gemacht, indem ich von den Vorträgen der Lehrer nur das behalten, zu deſſen Anwendung eine practiſche Richtung in mir gelegen; dagegen hätte ich alles, was nicht ſpäter bey mir zur Ausübung gekommen, durchaus vergeſſen. Ich habe, ſagte ich, bey Heeren alte und neue Geſchichte gehört, aber ich weiß davon kein Wort mehr. Würde ich aber jetzt einen Punkt der Geſchichte in der Abſicht ſtudiren, um ihn etwa dramatiſch darzuſtellen, ſo würde ich ſolche Studien mir ſicher für immer zu eigen machen.

„Überall, ſagte Goethe, treibt man auf Academien viel zu viel, und gar zu viel Unnützes. Auch dehnen die einzelnen Lehrer ihre Fächer zu weit aus, bey weitem über die Bedürfniſſe der Hörer. In früherer Zeit wurde Chemie und Botanik, als zur Arzneikunde gehörig, vorgetragen und der Mediciner hatte daran genug. Jetzt aber ſind Chemie und Botanik eigene unüberſehbare Wiſſenſchaften geworden, deren jede ein ganzes Menſchenleben erfordert, und man will ſie dem Mediciner mit zumuthen! Daraus aber kann nichts werden; das Eine wird über das Andere unterlaſſen und vergeſſen. Wer klug iſt, lehnet daher alle zerſtreuende Anforderungen ab und beſchränkt ſich auf ein Fach und wird tüchtig in Einem.“

Darauf zeigte mir Goethe eine kurze Critik, die er

über Byrons Cain geſchrieben und die ich mit großem Intereſſe las.

„Man ſieht, ſagte er, wie einem freyen Geiſte wie Byron die Unzulänglichkeit der kirchlichen Dogmen zu ſchaffen gemacht und wie er ſich durch ein ſolches Stück von einer ihm aufgedrungenen Lehre zu befreyen geſucht. Die engliſche Geiſtlichkeit wird es ihm freylich nicht Dank wiſſen; mich ſoll aber wundern, ob er nicht in Darſtellung nachbarlicher bibliſcher Gegenſtände fortſchreiten wird, und ob er ſich ein Süjet, wie den Untergang von Sodom und Gomorra, wird entgehen laſſen.“

Nach dieſen literariſchen Betrachtungen lenkte Goethe mein Intereſſe auf die bildende Kunſt, indem er mir einen antiken geſchnittenen Stein zeigte, von welchem er ſchon Tags vorher mit Bewunderung geſprochen. Ich war entzückt bey der Betrachtung der Naivität des dargeſtellten Gegenſtandes. Ich ſah einen Mann, der ein ſchweres Gefäß von der Schulter genommen, um einen Knaben daraus trinken zu laſſen. Dieſem aber iſt es noch nicht bequem, noch nicht mundrecht genug, das Getränk will nicht fließen, und, indem er ſeine beyden Händchen an das Gefäß legt, blickt er zu dem Manne hinauf und ſcheint ihn zu bitten, es noch ein wenig zu neigen.

„Nun, wie gefällt Ihnen das? ſagte Goethe. Wir Neueren, fuhr er fort, fühlen wohl die große Schön=

heit eines ſolchen rein natürlichen, rein naiven Motivs, wir haben auch wohl die Kenntniß und den Begriff wie es zu machen wäre, allein wir machen es nicht, der Verſtand herrſchet vor und es fehlet immer dieſe entzückende Anmuth."

Wir betrachteten darauf eine Medaille von Brandt in Berlin, den jungen Theſeus darſtellend, wie er die Waffen ſeines Vaters unter dem Stein hervornimmt. Die Stellung der Figur hatte viel Löbliches, jedoch vermißten wir eine genugſame Anſtrengung der Glieder gegen die Laſt des Steines. Auch erſchien es keineswegs gut gedacht, daß der Jüngling ſchon in der einen Hand die Waffen hält, während er noch mit der andern den Stein hebt; denn nach der Natur der Sache wird er zuerſt den ſchweren Stein zur Seite werfen und dann die Waffen aufnehmen. „Dagegen, ſagte Goethe, will ich Ihnen eine antike Gemme zeigen, worauf derſelbe Gegenſtand von einem Alten behandelt iſt."

Er ließ von Stadelmann einen Kaſten herbeyholen, worin ſich einige hundert Abdrücke antiker Gemmen fanden, die er bey Gelegenheit ſeiner italieniſchen Reiſe ſich aus Rom mitgebracht. Da ſah ich nun denſelbigen Gegenſtand von einem alten Griechen behandelt, und zwar wie anders! Der Jüngling ſtemmt ſich mit aller Anſtrengung gegen den Stein, auch iſt er einer ſolchen Laſt gewachſen, denn man ſieht das Gewicht ſchon überwunden und den Stein bereits zu dem Punkt gehoben,

um ſehr bald zur Seite geworfen zu werden. Seine ganze Körperkraft wendet der junge Held gegen die ſchwere Maſſe und nur ſeine Blicke richtet er niederwärts auf die unten vor ihm liegenden Waffen.

Wir freuten uns der großen Naturwahrheit dieſer Behandlung.

„Meyer pflegt immer zu ſagen, fiel Goethe lachend ein, wenn nur das Denken nicht ſo ſchwer wäre! — Das Schlimme aber iſt, fuhr er heiter fort, daß alles Denken zum Denken nichts hilft; man muß von Natur richtig ſeyn, ſo daß die guten Einfälle immer wie freye Kinder Gottes vor uns daſtehen und uns zurufen: da ſind wir! —“

Mittwoch den 25. Februar 1824.

Goethe zeigte mir heute zwey höchſt merkwürdige Gedichte, beyde in hohem Grade ſittlich in ihrer Tendenz, in einzelnen Motiven jedoch ſo ohne allen Rückhalt natürlich und wahr, daß die Welt dergleichen unſittlich zu nennen pflegt, weßhalb er ſie denn auch geheim hielt und an eine öffentliche Mittheilung nicht dachte.

„Könnten Geiſt und höhere Bildung, ſagte er, ein Gemeingut werden, ſo hätte der Dichter ein gutes Spiel; er könnte immer durchaus wahr ſeyn und brauchte ſich

nicht zu ſcheuen, das Beſte zu ſagen. So aber muß er ſich immer in einem gewiſſen Niveau halten; er hat zu bedenken, daß ſeine Werke in die Hände einer gemiſchten Welt kommen und er hat daher Urſache ſich in Acht zu nehmen, daß er der Mehrzahl guter Menſchen durch eine zu große Offenheit kein Ärgerniß gebe. Und dann iſt die Zeit ein wunderlich Ding. Sie iſt ein Tyrann, der ſeine Launen hat, und der zu dem, was einer ſagt und thut, in jedem Jahrhundert ein ander Geſicht macht. Was den alten Griechen zu ſagen erlaubt war, will uns zu ſagen nicht mehr anſtehen, und was Shakſpear's kräftigen Mitmenſchen durchaus anmuthete, kann der Engländer von 1820 nicht mehr ertragen, ſo daß in der neueſten Zeit ein Family-Shakspeare ein gefühltes Bedürfniß wird."

Auch liegt ſehr vieles in der Form, fügte ich hinzu. Das eine jener beyden Gedichte, in dem Ton und Versmaß der Alten, hat weit weniger Zurückſtoßendes. Einzelne Motive ſind allerdings an ſich widerwärtig, allein die Behandlung wirft über das Ganze ſo viel Großheit und Würde, daß es uns wird, als hörten wir einen kräftigen Alten und als wären wir in die Zeit griechiſcher Heroen zurückverſetzt. Das andere Gedicht dagegen, in dem Ton und der Versart von Meiſter Arioſt iſt, weit verfänglicher. Es behandelt ein Abenteuer von heute, in der Sprache von heute, und, indem es dadurch ohne alle Umhüllung ganz in unſere Gegen-

wart hereintritt, erſcheinen die einzelnen Kühnheiten bey weitem verwegener.

„Sie haben Recht, ſagte Goethe, es liegen in den verſchiedenen poetiſchen Formen geheimnißvolle große Wirkungen. Wenn man den Inhalt meiner Römiſchen Elegieen in den Ton und die Versart von Byrons Don Juan übertragen wollte, ſo müßte ſich das Geſagte ganz verrucht ausnehmen.“

Die franzöſiſchen Zeitungen wurden gebracht. Der beendigte Feldzug der Franzoſen in Spanien unter dem Herzog von Angoulême hatte für Goethe großes Intereſſe. „Ich muß die Bourbons wegen dieſes Schrittes durchaus loben, ſagte er, denn erſt hiedurch gewinnen ſie ihren Thron, indem ſie die Armee gewinnen. Und das iſt erreicht. Der Soldat kehret mit Treue für ſeinen König zurück, denn er hat aus ſeinen eigenen Siegen, ſo wie aus den Niederlagen der vielköpfig befehligten Spanier die Überzeugung gewonnen, was für ein Unterſchied es ſey, einem Einzelnen gehorchen oder Vielen. Die Armee hat den alten Ruhm behauptet und an den Tag gelegt, daß ſie fortwährend in ſich ſelber brav ſey und daß ſie auch ohne Napoleon zu ſiegen vermöge.“

Goethe wendete darauf ſeine Gedanken in der Geſchichte rückwärts und ſprach ſehr viel über die preußiſche Armee im ſiebenjährigen Kriege, die durch Friedrich den Großen an ein beſtändiges Siegen gewöhnt und dadurch

verwöhnt worden, ſo daß ſie in ſpäterer Zeit, aus zu großem Selbſtvertrauen, ſo viele Schlachten verloren. Alle einzelnen Details waren ihm gegenwärtig und ich hatte ſein glückliches Gedächtniß zu bewundern.

„Ich habe den großen Vortheil, fuhr er fort, daß ich zu einer Zeit geboren wurde, wo die größten Weltbegebenheiten an die Tagesordnung kamen und ſich durch mein langes Leben fortſetzten, ſo daß ich vom ſiebenjährigen Krieg, ſodann von der Trennung Amerika's von England, ferner von der franzöſiſchen Revolution, und endlich von der ganzen Napoleoniſchen Zeit bis zum Untergange des Helden und den folgenden Ereigniſſen lebendiger Zeuge war. Hiedurch bin ich zu ganz anderen Reſultaten und Einſichten gekommen, als allen denen möglich ſeyn wird, die jetzt geboren werden und die ſich jene großen Begebenheiten durch Bücher aneignen müſſen, die ſie nicht verſtehen."

„Was uns die nächſten Jahre bringen werden, iſt durchaus nicht vorherzuſagen; doch ich fürchte, wir kommen ſo bald nicht zur Ruhe. Es iſt der Welt nicht gegeben, ſich zu beſcheiden; den Großen nicht, daß kein Mißbrauch der Gewalt Statt finde, und der Maſſe nicht, daß ſie in Erwartung allmählicher Verbeſſerungen mit einem mäßigen Zuſtande ſich begnüge. Könnte man die Menſchheit vollkommen machen, ſo wäre auch ein vollkommener Zuſtand denkbar; ſo aber wird es ewig herüber und hinüber ſchwanken, der eine

Theil wird leiden, während der andere ſich wohl befindet, Egoismus und Neid werden als böſe Dämonen immer ihr Spiel treiben und der Kampf der Parteyen wird kein Ende haben."

„Das Vernünftigſte iſt immer, daß jeder ſein Metier treibe, wozu er geboren iſt und was er gelernt hat, und daß er den Andern nicht hindere, das Seinige zu thun. Der Schuſter bleibe bey ſeinem Leiſten, der Bauer hinter dem Pflug und der Fürſt wiſſe zu regieren. Denn dieß iſt auch ein Metier, das gelernt ſeyn will, und das ſich niemand anmaßen ſoll, der es nicht verſteht."

Goethe kam darauf wieder auf die franzöſiſchen Zeitungen. „Die Liberalen, ſagte er, mögen reden; denn wenn ſie vernünftig ſind, hört man ihnen gerne zu; allein den Royaliſten, in deren Händen die ausübende Gewalt iſt, ſteht das Reden ſchlecht, ſie müſſen handeln. Mögen ſie Truppen marſchiren laſſen und köpfen und hängen, das iſt recht; allein in öffentlichen Blättern Meinungen bekämpfen und ihre Maßregeln rechtfertigen, das will ihnen nicht kleiden. Gäbe es ein Publicum von Königen, da möchten ſie reden."

„In dem, was ich ſelber zu thun und zu treiben hatte, fuhr Goethe fort, habe ich mich immer als Royaliſt behauptet. Die Anderen habe ich ſchwatzen laſſen und ich habe gethan, was ich für gut fand. Ich überſah meine Sache und wußte wohin ich wollte. Hatte

ich als Einzelner einen Fehler begangen, ſo konnte ich ihn wieder gut machen; hätte ich ihn aber zu dreyen und mehreren begangen, ſo wäre ein Gutmachen unmöglich geweſen, denn unter Vielen iſt zu vielerley Meinung."

Darauf bey Tiſch war Goethe von der heiterſten Laune. Er zeigte mir das Stammbuch der Frau von Spiegel, worin er ſehr ſchöne Verſe geſchrieben. Es war ein Platz für ihn zwey Jahre lang offen gelaſſen und er war nun froh, daß es ihm gelungen, ein altes Verſprechen endlich zu erfüllen. Nachdem ich das Gedicht an Frau von Spiegel geleſen, blätterte ich in dem Buche weiter, wobey ich auf manchen bedeutenden Namen ſtieß. Gleich auf der nächſten Seite ſtand ein Gedicht von Tiedge, ganz in der Geſinnung und dem Tone ſeiner Urania geſchrieben. „In einer Anwandlung von Verwegenheit, ſagte Goethe, war ich im Begriff einige Verſe darunter zu ſetzen; es freut mich aber, daß ich es unterlaſſen, denn es iſt nicht das erſte Mal, daß ich durch rückhaltloſe Äußerungen gute Menſchen zurückgeſtoßen und die Wirkung meiner beſten Sachen verdorben habe."

„Indeſſen, fuhr Goethe fort, habe ich von Tiedge's Urania nicht wenig auszuſtehen gehabt; denn es gab eine Zeit, wo nichts geſungen und nichts declamirt wurde als die Urania. Wo man hinkam, fand man die Urania auf allen Tiſchen; die Urania und die Un-

ſterblichkeit war der Gegenſtand jeder Unterhaltung. Ich möchte keineswegs das Glück entbehren an eine künftige Fortdauer zu glauben; ja ich möchte mit Lorenzo von Medici ſagen, daß alle diejenigen auch für dieſes Leben todt ſind, die kein anderes hoffen; allein ſolche unbegreifliche Dinge liegen zu fern, um ein Gegenſtand täglicher Betrachtung und gedankenzerſtörender Speculation zu ſeyn. Und ferner: wer eine Fortdauer glaubt, der ſey glücklich im Stillen, aber er hat nicht Urſache ſich darauf etwas einzubilden. Bey Gelegenheit von Tiedge's Urania indeß machte ich die Bemerkung, daß, eben wie der Adel, ſo auch die Frommen eine gewiſſe Ariſtokratie bilden. Ich fand dumme Weiber, die ſtolz waren weil ſie mit Tiedge an Unſterblichkeit glaubten, und ich mußte es leiden, daß manche mich über dieſen Punkt auf eine ſehr dünkelhafte Weiſe examinirte. Ich ärgerte ſie aber, indem ich ſagte: es könne mir ganz recht ſeyn, wenn nach Ablauf dieſes Lebens uns ein abermaliges beglücke; allein ich wolle mir ausbitten, daß mir drüben niemand von denen begegne, die hier daran geglaubt hätten. Denn ſonſt würde meine Plage erſt recht angehen! Die Frommen würden um mich herumkommen und ſagen: haben wir nicht Recht gehabt? haben wir es nicht vorhergeſagt? iſt es nicht eingetroffen? Und damit würde denn auch drüben der Langenweile kein Ende ſeyn."

„Die Beſchäftigung mit Unſterblichkeits-Ideen, fuhr

Goethe fort, iſt für vornehme Stände und beſonders für Frauenzimmrr, die nichts zu thun haben. Ein tüchtiger Menſch aber, der ſchon hier etwas Ordentliches zu ſeyn gedenkt und der daher täglich zu ſtreben, zu kämpfen und zu wirken hat, läßt die künftige Welt auf ſich beruhen, und iſt thätig und nützlich in dieſer. Ferner ſind Unſterblichkeits-Gedanken für ſolche, die in Hinſicht auf Glück hier nicht zum Beſten weggekommen ſind, und ich wollte wetten: wenn der gute Tiedge ein beſſeres Geſchick hätte, ſo hätte er auch beſſere Gedanken."

Donnerstag den 26. Februar 1824.

Mit Goethe zu Tiſch. — Nachdem gegeſſen und abgeräumt war, ließ er durch Stadelmann große Portefeuille's mit Kupferſtichen herbeyſchleppen. Auf den Mappen hatte ſich einiger Staub geſammelt, und da keine paſſende Tücher zum Abwiſchen in der Nähe waren, ſo ward Goethe unwillig und ſchalt ſeinen Diener. „Ich erinnere Dich zum letzten Mal, ſagte er, denn gehſt Du nicht noch heute, die oft verlangten Tücher zu kaufen, ſo gehe ich morgen ſelbſt, und Du ſollſt ſehen, daß ich Wort halte." Stadelmann ging.

„Ich hatte einmal einen ähnlichen Fall mit dem Schauſpieler Becker, fuhr Goethe gegen mich heiter fort,

der ſich weigerte, einen Reiter im Wallenſtein zu ſpielen. Ich ließ ihm aber ſagen, wenn er die Rolle nicht ſpielen wolle, ſo würde ich ſie ſelber ſpielen. Das wirkte. Denn ſie kannten mich beym Theater und wußten, daß ich in ſolchen Dingen keinen Spaß verſtand, und daß ich verrückt genug war, mein Wort zu halten und das Tollſte zu thun."

Und würden Sie im Ernſt die Rolle geſpielt haben? fragte ich.

„Ja, ſagte Goethe, ich hätte ſie geſpielt und würde den Herrn Becker herunter geſpielt haben, denn ich kannte die Rolle beſſer als er."

Wir öffneten darauf die Mappen und ſchritten zur Betrachtung der Kupfer und Zeichnungen. Goethe verfährt hiebey in Bezug auf mich ſehr ſorgfältig, und ich fühle, daß es ſeine Abſicht iſt, mich in der Kunſtbetrachtung auf eine höhere Stufe der Einſicht zu bringen. Nur das in ſeiner Art durchaus Vollendete zeigt er mir und macht mir des Künſtlers Intention und Verdienſt deutlich, damit ich erreichen möge, die Gedanken der Beſten nachzudenken und den Beſten gleich zu empfinden. „Dadurch, ſagte er heute, bildet ſich das, was wir Geſchmack nennen. Denn den Geſchmack kann man nicht am Mittelgut bilden, ſondern nur am Allervorzüglichſten. Ich zeige Ihnen daher nur das Beſte; und wenn Sie ſich darin befeſtigen, ſo haben Sie einen Maßſtab für das Übrige, das Sie nicht überſchätzen,

aber doch ſchätzen werden. Und ich zeige Ihnen das Beſte in jeder Gattung, damit Sie ſehen, daß keine Gattung gering zu achten, ſondern daß jede erfreulich iſt, ſobald ein großes Talent darin den Gipfel erreichte. Dieſes Bild eines franzöſiſchen Künſtlers z. B. iſt galant wie kein anderes und daher ein Muſterſtück ſeiner Art."

Goethe reichte mir das Blatt und ich ſah es mit Freuden. In einem reizenden Zimmer eines Sommerpalais, wo man durch offene Fenſter und Thüren die Ausſicht in den Garten hat, ſieht man eine Gruppe der anmuthigſten Perſonen. Eine ſitzende ſchöne Frau von etwa dreyßig Jahren hält ein Notenbuch, woraus ſie ſo eben geſungen zu haben ſcheint. Etwas tiefer, an ihrer Seite ſitzend, lehnt ſich ein junges Mädchen von etwa fünfzehn. Rückwärts am offenen Fenſter ſteht eine andere junge Dame; ſie hält eine Laute und ſcheint noch Töne zu greifen. In dieſem Augenblick iſt ein junger Herr hereingetreten, auf den die Blicke der Frauen ſich richten; er ſcheint die muſikaliſche Unterhaltung unterbrochen zu haben, und, indem er mit einer leichten Verbeugung vor ihnen ſteht, macht er den Eindruck, als ſagte er entſchuldigende Worte, die von den Frauen mit Wohlgefallen gehört werden.

„Das, dächte ich, ſagte Goethe, wäre ſo galant, wie irgend ein Stück von Calderon, und Sie haben nun in dieſer Art das Vorzüglichſte geſehen. Was aber ſagen Sie hiezu?"

Mit dieſen Worten reichte er mir einige radirte Blätter des berühmten Thiermalers Roos; lauter Schafe, und dieſe Thiere in allen ihren Lagen und Zuſtänden. Das Einfältige der Phyſiognomieen, das Häßliche, Struppige der Haare, alles mit der äußerſten Wahrheit, als wäre es die Natur ſelber.

„Mir wird immer bange, ſagte Goethe, wenn ich dieſe Thiere anſehe. Das Beſchränkte, Dumpfe, Träumende, Gähnende ihres Zuſtandes zieht mich in das Mitgefühl deſſelben hinein; man fürchtet zum Thier zu werden, und möchte faſt glauben, der Künſtler ſey ſelber eins geweſen. Auf jeden Fall bleibt es im hohen Grade erſtaunenswürdig, wie er ſich in die Seelen dieſer Geſchöpfe hat hineindenken und hineinempfinden können, um den innern Character in der äußern Hülle mit ſolcher Wahrheit durchblicken zu laſſen. Man ſieht aber, was ein großes Talent machen kann, wenn es bey Gegenſtänden bleibt, die ſeiner Natur analog ſind."

Hat denn dieſer Künſtler, ſagte ich, nicht auch Hunde, Katzen und Raubthiere mit einer ähnlichen Wahrheit gebildet? ja hat er, bey der großen Gabe ſich in einen fremden Zuſtand hineinzufühlen, nicht auch menſchliche Charactere mit einer gleichen Treue behandelt?

„Nein, ſagte Goethe, alles das lag außer ſeinem Kreiſe; dagegen die frommen, grasfreſſenden Thiere, wie Schafe, Ziegen, Kühe und dergleichen, ward er nicht

müde ewig zu wiederholen; dieß war ſeines Talentes eigentliche Region, aus der er auch zeitlebens nicht herausging. Und daran that er wohl! Das Mitgefühl der Zuſtände dieſer Thiere war ihm angeboren, die Kenntniß ihres Pſychologiſchen war ihm gegeben, und ſo hatte er denn auch für deren Körperliches ein ſo glückliches Auge. Andere Geſchöpfe dagegen waren ihm vielleicht nicht ſo durchſichtig und es fehlte ihm daher zu ihrer Darſtellung ſowohl Beruf als Trieb."

Durch dieſe Äußerung Goethe's ward manches Analoge in mir aufgeregt, das mir wieder lebhaft vor die Seele trat. So hatte er mir vor einiger Zeit geſagt, daß dem echten Dichter die Kenntniß der Welt angeboren ſey und daß er zu ihrer Darſtellung keineswegs vieler Erfahrung und einer großen Empirie bedürfe. „Ich ſchrieb meinen Götz von Berlichingen, ſagte er, als junger Menſch von zwey und zwanzig, und erſtaunte zehn Jahre ſpäter über die Wahrheit meiner Darſtellung. Erlebt und geſehen hatte ich bekanntlich dergleichen nicht und ich mußte alſo die Kenntniß mannigfaltiger menſchlicher Zuſtände durch Anticipation beſitzen."

„Überhaupt hatte ich nur Freude an der Darſtellung meiner innern Welt, ehe ich die äußere kannte. Als ich nachher in der Wirklichkeit fand, daß die Welt ſo war, wie ich ſie mir gedacht hatte, war ſie mir verdrießlich und ich hatte keine Luſt mehr ſie darzuſtellen. Ja ich möchte ſagen: hätte ich mit Darſtellung der

Welt ſo lange gewartet, bis ich ſie kannte ſo wäre meine Darſtellung Perſiflage geworden.“

„Es liegt in den Characteren, ſagte er ein ander Mal, eine gewiſſe Nothwendigkeit, eine gewiſſe Conſequenz, vermöge welcher bey dieſem oder jenem Grundzuge eines Characters gewiſſe ſecundäre Züge Statt finden. Dieſes lehrt die Empirie genugſam, es kann aber auch einzelnen Individuen die Kenntniß davon angeboren ſeyn. Ob bey mir Angeborenes und Erfahrung ſich vereinige, will ich nicht unterſuchen; aber ſo viel weiß ich: wenn ich jemanden eine Viertelſtunde geſprochen habe, ſo will ich ihn zwey Stunden reden laſſen.“

So hatte Goethe von Lord Byron geſagt, daß ihm die Welt durchſichtig ſey und daß ihm ihre Darſtellung durch Anticipation möglich. Ich äußerte darauf einige Zweifel: ob es Byron z. B. gelingen möchte, eine untergeordnete thieriſche Natur darzuſtellen, indem ſeine Individualität mir zu gewaltſam erſcheine, um ſich ſolchen Gegenſtänden mit Liebe hinzugeben. Goethe gab dieſes zu und erwiederte, daß die Anticipation ſich überall nur ſoweit erſtrecke, als die Gegenſtände dem Talent analog ſeyen, und wir wurden einig, daß in dem Verhältniß, wie die Anticipation beſchränkt oder umfaſſend ſey, das darſtellende Talent ſelbſt von größerem oder geringerem Umfange befunden werde.

Wenn Eure Excellenz behaupten, ſagte ich darauf, daß dem Dichter die Welt angeboren ſey, ſo haben Sie

wohl nur die Welt des Innern dabey im Sinne, aber nicht die empiriſche Welt der Erſcheinung und Convenienz; und wenn alſo dem Dichter eine wahre Darſtellung derſelben gelingen ſoll, ſo muß doch wohl die Erforſchung des Wirklichen hinzukommen?

„Allerdings, erwiederte Goethe, es iſt ſo. — Die Region der Liebe, des Haſſes, der Hoffnung, der Verzweiflung und wie die Zuſtände und Leidenſchaften der Seele heißen, iſt dem Dichter angeboren und ihre Darſtellung gelingt ihm. Es iſt aber nicht angeboren: wie man Gericht hält, oder wie man im Parlament oder bey einer Kaiſerkrönung verfährt, und um nicht gegen die Wahrheit ſolcher Dinge zu verſtoßen, muß der Dichter ſie aus Erfahrung oder Überlieferung ſich aneignen. So konnte ich im Fauſt den düſtern Zuſtand des Lebensüberdruſſes im Helden, ſo wie die Liebesempfindungen Gretchens recht gut durch Anticipation in meiner Macht haben; allein um z. B. zu ſagen:

Wie traurig ſteigt die unvollkommne Scheibe
Des ſpäten Monds mit feuchter Glut heran,

bedurfte es einiger Beobachtung der Natur."

Es iſt aber, ſagte ich, im ganzen Fauſt keine Zeile, die nicht von ſorgfältiger Durchforſchung der Welt und des Lebens unverkennbare Spuren trüge, und man wird keineswegs erinnert, als ſey Ihnen das alles, ohne die reichſte Erfahrung, nur ſo geſchenkt worden.

„Mag ſeyn, antwortete Goethe, allein hätte ich nicht die Welt durch Anticipation bereits in mir getragen, ich wäre mit ſehenden Augen blind geblieben und alle Erforſchung und Erfahrung wäre nichts geweſen als ein ganz todtes vergebliches Bemühen. Das Licht iſt da und die Farben umgeben uns; allein trügen wir kein Licht und keine Farben im eigenen Auge, ſo würden wir auch außer uns dergleichen nicht wahrnehmen.“

Sonnabend den 28. Februar 1824.

„Es giebt vortreffliche Menſchen, ſagte Goethe, die nichts aus dem Stegreife, nichts obenhin zu thun vermögen, ſondern deren Natur es verlangt, ihre jedesmaligen Gegenſtände mit Ruhe tief zu durchdringen. Solche Talente machen uns oft ungeduldig, indem man ſelten von ihnen erlangt was man augenblicklich wünſcht, allein auf dieſem Wege wird das Höchſte geleiſtet.“

Ich brachte das Geſpräch auf Ramberg. „Das iſt freylich ein Künſtler ganz anderer Art, ſagte Goethe, ein höchſt erfreuliches Talent, und zwar ein improviſirendes, das nicht ſeines Gleichen hat. Er verlangte einſt in Dresden von mir eine Aufgabe. Ich gab ihm den Agamemnon, wie er, von Troja in ſeine Heimath zurückkehrend, vom Wagen ſteigt, und wie es ihm unheimlich wird, die Schwelle ſeines Hauſes zu betre-

ten. Sie werden zugeben, daß dieß ein Gegenſtand der allerſchwierigſten Sorte iſt, der bey einem anderen Künſtler die reiflichſte Überlegung würde erfordert haben. Ich hatte aber kaum das Wort ausgeſprochen, als Ramberg ſchon an zu zeichnen fing, und zwar mußte ich bewundern, wie er den Gegenſtand ſogleich richtig auffaßte. Ich kann nicht läugnen, ich möchte einige Blätter von Rambergs Hand beſitzen."

Wir ſprachen ſodann über andere Künſtler, die in ihren Werken leichtſinnig verfahren und zuletzt in Manier zu Grunde gehen.

„Die Manier, ſagte Goethe, will immer fertig ſeyn und hat keinen Genuß an der Arbeit. Das echte, wahrhaft große Talent aber findet ſein höchſtes Glück in der Ausführung. Roos iſt unermüdlich in emſiger Zeichnung der Haare und Wolle ſeiner Ziegen und Schafe, und man ſieht an dem unendlichen Detail, daß er während der Arbeit die reinſte Seligkeit genoß und nicht daran dachte fertig zu werden."

„Geringeren Talenten genügt nicht die Kunſt als ſolche; ſie haben während der Ausführung immer nur den Gewinn vor Augen, den ſie durch ein fertiges Werk zu erreichen hoffen. Bey ſo weltlichen Zwecken und Richtungen aber kann nichts Großes zu Stande kommen."

Sonntag den 29. Februar 1824.

Ich ging um zwölf Uhr zu Goethe, der mich vor Tiſch zu einer Spazierfahrt hatte einladen laſſen. Ich fand ihn frühſtückend als ich zu ihm hereintrat, und ſetzte mich ihm gegenüber, indem ich das Geſpräch auf die Arbeiten brachte, die uns gemeinſchaftlich in Bezug auf die neue Ausgabe ſeiner Werke beſchäftigen. Ich redete ihm zu, ſowohl ſeine Götter, Helden und Wieland als auch ſeine Briefe des Paſtors in dieſe neue Edition mit aufzunehmen.

„Ich habe, ſagte Goethe, auf meinem jetzigen Standpunct über jene jugendlichen Productionen eigentlich kein Urtheil. Da mögt Ihr Jüngeren entſcheiden. Ich will indeß jene Anfänge nicht ſchelten; ich war freylich noch dunkel und ſtrebte in bewußtloſem Drange vor mir hin, aber ich hatte ein Gefühl des Rechten, eine Wünſchelruthe, die mir anzeigte wo Gold war."

Ich machte bemerklich, daß dieſes bey jedem großen Talent der Fall ſeyn müſſe, indem es ſonſt bey ſeinem Erwachen in der gemiſchten Welt, nicht das Rechte ergreifen und das Verkehrte vermeiden würde.

Es war indeß angeſpannt und wir fuhren den Weg nach Jena hinaus. Wir ſprachen verſchiedene Dinge, Goethe erwähnte die neuen franzöſiſchen Zeitungen.

„Die Conſtitution in Frankreich, ſagte er, bey einem

Volke, das ſo viele verdorbene Elemente in ſich hat, ruht auf ganz anderem Fundament als die in England. Es iſt in Frankreich alles durch Beſtechungen zu erreichen; ja die ganze franzöſiſche Revolution iſt durch Beſtechungen geleitet worden."

Darauf erzählte mir Goethe die Nachricht von dem Tode Eugen Napoleons (Herzog von Leuchtenberg), die dieſen Morgen eingegangen, welcher Fall ihn tief zu betrüben ſchien. „Er war einer von den großen Characteren, ſagte Goethe, die immer ſeltener werden, und die Welt iſt abermals um einen bedeutenden Menſchen ärmer. Ich kannte ihn perſönlich; noch vorigen Sommer war ich mit ihm in Marienbad zuſammen. Er war ein ſchöner Mann von etwa zwey und vierzig Jahren, aber er ſchien älter zu ſeyn, und das war kein Wunder, wenn man bedenkt, was er ausgeſtanden und wie in ſeinem Leben ſich ein Feldzug und eine große That auf die andere drängte. Er theilte mir in Marienbad einen Plan mit, über deſſen Ausführung er viel mit mir verhandelte. Er ging nämlich damit um, den Rhein mit der Donau durch einen Canal zu vereinigen. Ein rieſenhaftes Unternehmen! wenn man die widerſtrebende Localität bedenkt. Aber jemandem, der unter Napoleon gedient und mit ihm die Welt erſchüttert hat, erſcheint nichts unmöglich. Carl der Große hatte ſchon denſelbigen Plan und ließ auch mit der Arbeit anfangen, allein das Unternehmen gerieth bald in Stocken: der

Sand wollte nicht Stich halten, die Erdmaſſen fielen von beyden Seiten immer wieder zuſammen.“

Montag den 22. März 1824.

Mit Goethe vor Tiſch nach ſeinem Garten gefahren.

Die Lage dieſes Gartens, jenſeits der Ilm, in der Nähe des Parks, an dem weſtlichen Abhange eines Hügelzuges, hat etwas ſehr Trauliches. Vor Nord- und Oſtwinden geſchützt, iſt er den erwärmenden und belebenden Einwirkungen des ſüdlichen und weſtlichen Himmels offen, welches ihn, beſonders im Herbſt und Frühling, zu einem höchſt angenehmen Aufenthalte macht.

Der in nordweſtlicher Richtung liegenden Stadt iſt man ſo nahe, daß man in wenigen Minuten dort ſeyn kann, und doch, wenn man umherblickt, ſieht man nirgend ein Gebäude oder eine Thurmſpitze ragen, die an eine ſolche ſtädtiſche Nähe erinnern könnte; die hohen dichten Bäume des Parks verhüllen alle Ausſicht nach jener Seite. Sie ziehen ſich links, nach Norden zu, unter dem Namen des Sternes, ganz nahe an den Fahrweg heran, der unmittelbar vor dem Garten vorüberführt.

Gegen Weſten und Südweſten blickt man frey über eine geräumige Wieſe hin, durch welche, in der Entfernung eines guten Pfeilſchuſſes, die Ilm in ſtillen Windungen vorbeygeht. Jenſeits des Fluſſes erhebt ſich

das Ufer gleichfalls hügelartig, an deſſen Abhängen und auf deſſen Höhe, in den mannigfaltigen Laub-Schattirungen hoher Erlen, Eſchen, Pappelweiden und Birken, der ſich breit hinziehende Park grünet, indem er den Horizont gegen Mittag und Abend in erfreulicher Entfernung begrenzet.

Dieſe Anſicht des Parkes über die Wieſe hin, beſonders im Sommer, gewährt den Eindruck, als ſey man in der Nähe eines Waldes, der ſich Stundenweit ausdehnt. Man denkt, es müſſe jeden Augenblick ein Hirſch, ein Reh auf die Wieſenfläche hervorkommen. Man fühlt ſich in den Frieden tiefer Natureinſamkeit verſetzt, denn die große Stille iſt oft durch nichts unterbrochen, als durch die einſamen Töne der Amſel oder durch den pauſenweiſe abwechſelnden Geſang einer Walddroſſel.

Aus ſolchen Träumen gänzlicher Abgeſchiedenheit erwecket uns jedoch das gelegentliche Schlagen der Thurmuhr, das Geſchrey der Pfauen von der Höhe des Parks herüber, oder das Trommeln und Hörnerblaſen des Militairs der Caſerne. Und zwar nicht unangenehm; denn es erwacht mit ſolchen Tönen das behagliche Nähegefühl der heimatlichen Stadt, von der man ſich meilenweit verſetzt glaubte.

Zu gewiſſen Tages- und Jahres-Zeiten ſind dieſe Wieſenflächen nichts weniger als einſam. Bald ſieht man Landleute, die nach Weimar zu Markt oder in

Arbeit gehen und von dort zurückkommen; bald Spaziergänger aller Art längs den Krümmungen der Ilm, beſonders in der Richtung nach Oberweimar, das zu gewiſſen Tagen ein ſehr beſuchter Ort iſt. Sodann die Zeit der Heuerndte belebt dieſe Räume auf das Heiterſte. Hinterdrein ſieht man weidende Schafherden, auch wohl die ſtattlichen Schweizerkühe der nahen Oeconomie.

Heute jedoch war von allen dieſen die Sinne erquickenden Sommer-Erſcheinungen noch keine Spur. Auf den Wieſen waren kaum einige grünende Stellen ſichtbar, die Bäume des Parks ſtanden noch in braunen Zweigen und Knospen; doch verkündigte der Schlag der Finken, ſo wie der hin und wieder vernehmbare Geſang der Amſel und Droſſel das Herannahen des Frühlings.

Die Luft war ſommerartig, angenehm; es wehte ein ſehr linder Südweſtwind. Einzelne kleine Gewitterwolken zogen am heitern Himmel herüber; ſehr hoch bemerkte man ſich auflöſende Cirrus-Streifen. Wir betrachteten die Wolken genau und ſahen, daß ſich die ziehenden geballten der untern Region gleichfalls auflöſten, woraus Goethe ſchloß, daß das Barometer im Steigen begriffen ſeyn müſſe.

Goethe ſprach darauf ſehr viel über das Steigen und Fallen des Barometers, welches er die Waſſerbejahung und Waſſerverneinung nannte. Er ſprach über das Ein- und Ausathmen der Erde nach ewigen Geſetzen; über eine mögliche Sündfluth bey fortwährender

Waſſerbejahung. Ferner: daß jeder Ort ſeine eigene Atmoſphäre habe, daß jedoch in den Barometerſtänden von Europa eine große Gleichheit Statt finde. Die Natur ſey incommenſurabel, und bey den großen Irregularitäten ſey es ſehr ſchwer das Geſetzliche zu finden.

Während er mich ſo über höhere Dinge belehrte, gingen wir in dem breiten Sandwege des Gartens auf und ab. Wir traten in die Nähe des Hauſes, das er ſeinem Diener aufzuſchließen befahl, um mir ſpäter das Innere zu zeigen. Die weißabgetünchten Außenſeiten ſah ich ganz mit Roſenſtöcken umgeben, die, von Spalieren gehalten, ſich bis zum Dach hinaufgerankt hatten. Ich ging um das Haus herum und bemerkte zu meinem beſonderen Intereſſe an den Wänden in den Zweigen des Roſengebüſches eine große Zahl mannigfaltiger Vogelneſter, die ſich von vorigem Sommer her erhalten hatten und jetzt bey mangelndem Laube den Blicken frey ſtanden. Beſonders Neſter der Hänflinge und verſchiedener] Art Graſemücken, wie ſie höher oder niedriger zu bauen Neigung haben.

Goethe führte mich darauf in das Innere des Hauſes, das ich vorigen Sommer zu ſehen verſäumt hatte. Unten fand ich nur e i n wohnbares Zimmer, an deſſen Wänden einige Karten und Kupferſtiche hingen; deßgleichen ein farbiges Portrait Goethe's in Lebensgröße und zwar von M e y e r gemalt bald nach der Zurückkunft beyder Freunde aus Italien. Goethe erſcheint hier

im kräftigen mittleren Mannesalter, ſehr braun und etwas ſtark. Der Ausdruck des wenig belebten Geſichtes iſt ſehr ernſt; man glaubt einen Mann zu ſehen, dem die Laſt künftiger Thaten auf der Seele liegt.

Wir gingen die Treppe hinauf in die oberen Zimmer; ich fand deren drey und ein Cabinetchen, aber alle ſehr klein und ohne eigentliche Bequemlichkeit. Goethe ſagte, daß er in früheren Jahren hier eine ganze Zeit mit Freuden gewohnt und ſehr ruhig gearbeitet habe.

Die Temperatur dieſer Zimmer war etwas kühl und wir trachteten wieder nach der milden Wärme im Freyen. In dem Hauptwege in der Mittagsſonne auf- und abgehend, kam das Geſpräch auf die neueſte Literatur, auf Schelling, und unter andern auch auf einige neue Schauſpiele von Platen.

Bald jedoch kehrte unſere Aufmerkſamkeit auf die uns umgebende nächſte Natur zurück. Die Kaiſerkronen und Lilien ſproßten ſchon mächtig, auch kamen die Malven zu beyden Seiten des Weges ſchon grünend hervor.

Der obere Theil des Gartens, am Abhange des Hügels, liegt als Wieſe mit einzelnen zerſtreut ſtehenden Obſtbäumen. Wege ſchlängeln ſich hinauf, längs der Höhe hin und wieder herunter, welches einige Neigung in mir erregte mich oben umzuſehen. Goethe ſchritt, dieſe Wege hinanſteigend, mir raſch voran und ich freute mich über ſeine Rüſtigkeit.

Oben an der Hecke fanden wir eine Pfauhenne, die

Digitized by Google

vom fürſtlichen Park herübergekommen zu ſeyn ſchien; wobey Goethe mir ſagte, daß er in Sommertagen die Pfauen durch ein beliebtes Futter herüberzulocken und herzugewöhnen pflege.

An der anderen Seite den ſich ſchlängelnden Weg herabkommend, fand ich von Gebüſch umgeben einen Stein mit den eingehauenen Verſen des bekannten Gedichtes:

„Hier im Stillen gedachte der Liebende ſeiner Geliebten"

und ich hatte das Gefühl, daß ich mich an einer claſſiſchen Stelle befinde.

Ganz nahe dabey kamen wir auf eine Baumgruppe halbwüchſiger Eichen, Tannen, Birken und Buchen. Unter den Tannen fand ich ein herabgeworfenes Gewölle eines Raubvogels; ich zeigte es Goethen, der mir erwiederte, daß er dergleichen an dieſer Stelle häufig gefunden, woraus ich ſchloß, daß dieſe Tannen ein beliebter Aufenthalt einiger Eulen ſeyn mögen, die in dieſer Gegend häufig gefunden werden.

Wir traten um die Baumgruppe herum und befanden uns wieder an dem Hauptwege in der Nähe des Hauſes. Die ſo eben umſchrittenen Eichen, Tannen, Birken und Buchen, wie ſie untermiſcht ſtehen, bilden hier einen Halbkreis, den innern Raum grottenartig überwölbend, worin wir uns auf kleinen Stühlen ſetzten die einen runden Tiſch umgaben. Die Sonne war ſo mächtig, daß der geringe Schatten dieſer blätterloſen

Bäume bereits als eine Wohlthat empfunden ward „Bey großer Sommerhitze, ſagte Goethe, weiß ich keine beſſere Zuflucht als dieſe Stelle. Ich habe die Bäume vor vierzig Jahren alle eigenhändig gepflanzt, ich habe die Freude gehabt, ſie heranwachſen zu ſehen und genieße nun ſchon ſeit geraumer Zeit die Erquickung ihres Schattens. Das Laub dieſer Eichen und Buchen iſt der mächtigſten Sonne undurchdringlich; ich ſitze hier gerne an warmen Sommertagen nach Tiſche, wo denn auf dieſen Wieſen und auf dem ganzen Park umher oft eine Stille herrſcht, von der die Alten ſagen würden: daß der Pan ſchlafe."

Indeſſen hörten wir es in der Stadt zwey Uhr ſchlagen und fuhren zurück.

Dienſtag den 30. März 1824.

Abends bey Goethe. — Ich war alleine mit ihm, wir ſprachen vielerley und tranken eine Flaſche Wein dazu. Wir ſprachen über das franzöſiſche Theater im Gegenſatz zum deutſchen.

„Es wird ſchwer halten, ſagte Goethe, daß das deutſche Publicum zu einer Art von reinem Urtheil komme, wie man es etwa in Italien und Frankreich findet. Und zwar iſt uns beſonders hinderlich, daß auf unſeren Bühnen alles durch einander gegeben wird. An

derſelbigen Stelle, wo wir geſtern den Hamlet ſahen, ſehen wir heute den Staberle, und wo uns morgen die Zauberflöte entzückt, ſollen wir übermorgen an den Späßen des neuen Sonntagskindes Gefallen finden. Dadurch entſteht beym Publicum eine Confuſion im Urtheil, eine Vermengung der verſchiedenen Gattungen, die es nie gehörig ſchätzen und begreifen lernt. Und dann hat Jeder ſeine individuellen Forderungen und ſeine perſönlichen Wünſche, mit denen er ſich wieder nach der Stelle wendet, wo er ſie realiſirt fand. An demſelbigen Baum, wo er heute Feigen gepflückt, will er ſie morgen wieder pflücken, und er würde ein ſehr verdrießliches Geſicht machen, wenn etwa über Nacht Schlehen gewachſen wären. Iſt aber jemand Freund von Schlehen, der wendet ſich an die Dornen."

„Schiller hatte den guten Gedanken, ein eigenes Haus für die Tragödie zu bauen, auch jede Woche ein Stück bloß für Männer zu geben. Allein dieß ſetzte eine ſehr große Reſidenz voraus und war in unſern kleinen Verhältniſſen nicht zu realiſiren."

Wir ſprachen über die Stücke von Iffland und Kotzebue, die Goethe in ihrer Art ſehr hoch ſchätzte. „Eben aus dem gedachten Fehler, ſagte er, daß niemand die Gattungen gehörig unterſcheidet, ſind die Stücke jener Männer oft ſehr ungerechter Weiſe getadelt worden. Man kann aber lange warten, ehe ein paar ſo populare Talente wieder kommen."

Ich lobte Ifflands Hageſtolzen, die mir von der Bühne herunter ſehr wohl gefallen hatten. „Es iſt ohne Frage Ifflands beſtes Stück, ſagte Goethe; es iſt das einzige, wo er aus der Proſa ins Ideelle geht.“

Er erzählte mir darauf von einem Stück, welches er mit Schiller als Fortſetzung der Hageſtolzen gemacht, aber nicht geſchrieben, ſondern bloß geſprächsweiſe gemacht. Goethe entwickelte mir die Handlung Scene für Scene; es war ſehr artig und heiter und ich hatte daran große Freude.

Goethe ſprach darauf über einige neue Schauſpiele von Platen. „Man ſieht, ſagte er, an dieſen Stükken die Einwirkung Calderons. Sie ſind durchaus geiſtreich und in gewiſſer Hinſicht vollendet, allein es fehlt ihnen ein ſpecifiſches Gewicht, eine gewiſſe Schwere des Gehalts. Sie ſind nicht der Art, um im Gemüth des Leſers ein tiefes und nachwirkendes Intereſſe zu erregen, vielmehr berühren ſie die Saiten unſeres Innern nur leicht und vorübereilend. Sie gleichen dem Kork, der, auf dem Waſſer ſchwimmend, keinen Eindruck macht, ſondern von der Oberfläche ſehr leicht getragen wird.“

„Der Deutſche verlangt einen gewiſſen Ernſt, eine gewiſſe Größe der Geſinnung, eine gewiſſe Fülle des Innern, weßhalb denn auch Schiller von allen ſo hoch gehalten wird. Ich zweifle nun keineswegs an Platens ſehr tüchtigem Character, allein das kommt, wahrſchein-

lich aus einer abweichenden Kunſtanſicht, hier nicht zur Erſcheinung. Er entwickelt eine reiche Bildung, Geiſt, treffenden Witz, und ſehr viele künſtleriſche Vollendung, allein damit iſt es, beſonders bey uns Deutſchen, nicht gethan."

„Überhaupt: der perſönliche Character des Schriftſtellers bringt ſeine Bedeutung beym Publicum hervor, nicht die Künſte ſeines Talents. Napoleon ſagte von Corneille: S'il vivait, je le ferais Prince! — Und er las ihn nicht. Den Racine las er, aber von dieſem ſagte er es nicht. Deßhalb ſteht auch der Lafontaine bey den Franzoſen in ſo hoher Achtung, nicht ſeines poetiſchen Verdienſtes wegen, ſondern wegen der Großheit ſeines Characters, der aus ſeinen Schriften hervorgeht."

Wir kamen ſodann auf die Wahlverwandtſchaften zu reden, und Goethe erzählte mir von einem durchreiſenden Engländer, der ſich ſcheiden laſſen wolle, wenn er nach England zurückkäme. Er lachte über ſolche Thorheit und erwähnte mehrerer Beyſpiele von Geſchiedenen, die nachher doch nicht hätten von einander laſſen können.

„Der ſelige Reinhard in Dresden, ſagte er, wunderte ſich oft über mich, daß ich in Bezug auf die Ehe ſo ſtrenge Grundſätze habe, während ich doch in allen übrigen Dingen ſo läßlich denke."

Dieſe Äußerung Goethe's war mir aus dem Grunde merkwürdig, weil ſie ganz entſchieden an den Tag legt,

wie er es mit jenem ſo oft gemißdeuteten Romane eigentlich gemeint hat.

Wir ſprachen darauf über Tieck und deſſen perſönliche Stellung zu Goethe.

„Ich bin Tiecken herzlich gut, ſagte Goethe, und er iſt auch im Ganzen ſehr gut gegen mich geſinnt; allein es iſt in ſeinem Verhältniß zu mir doch etwas, wie es nicht ſeyn ſollte. Und zwar bin ich daran nicht Schuld, und er iſt es auch nicht, ſondern es hat ſeine Urſachen anderer Art."

„Als nämlich die Schlegel anfingen bedeutend zu werden, war ich ihnen zu mächtig, und um mich zu balanciren, mußten ſie ſich nach einem Talent umſehen, das ſie mir entgegenſtellten. Ein ſolches fanden ſie in Tieck, und damit er mir gegenüber in den Augen des Publicums genugſam bedeutend erſcheine, ſo mußten ſie mehr aus ihm machen, als er war. Dieſes ſchadete unſerm Verhältniß; denn Tieck kam dadurch zu mir, ohne es ſich eigentlich bewußt zu werden, in eine ſchiefe Stellung."

„Tieck iſt ein Talent von hoher Bedeutung und es kann ſeine außerordentlichen Verdienſte niemand beſſer erkennen als ich ſelber; allein wenn man ihn über ihn ſelbſt erheben und mir gleichſtellen will, ſo iſt man im Irrthum. Ich kann dieſes gerade herausſagen, denn was geht es mich an, ich habe mich nicht gemacht. Es wäre eben ſo, wenn ich mich mit Shakſpeare verglei-

chen wollte, der ſich auch nicht gemacht hat, und der doch ein Weſen höherer Art iſt, zu dem ich hinaufblicke und das ich zu verehren habe."

Goethe war dieſen Abend beſonders kräftig, heiter und aufgelegt. Er holte ein Manuſcript ungedruckter Gedichte herbey, woraus er mir vorlas. Es war ein Genuß ganz einziger Art ihm zuzuhören, denn nicht allein daß die originelle Kraft und Friſche der Gedichte mich in hohem Grade anregte, ſondern Goethe zeigte ſich auch beym Vorleſen von einer mir bisher unbekannten höchſt bedeutenden Seite. Welche Mannigfaltigkeit und Kraft der Stimme! welcher Ausdruck und welches Leben des großen Geſichtes voller Falten! und welche Augen! —

Mittwoch den 14. April 1824.

Um ein Uhr mit Goethe ſpazieren gefahren. Wir ſprachen über den Styl verſchiedener Schriftſteller.

„Den Deutſchen, ſagte Goethe, iſt im Ganzen die philoſophiſche Speculation hinderlich, die in ihren Styl oft ein unſinnliches, unfaßliches, breites und aufdröſelndes Weſen hineinbringt. Je näher ſie ſich gewiſſen philoſophiſchen Schulen hingegeben, deſto ſchlechter ſchreiben ſie. Diejenigen Deutſchen aber, die als Geſchäfts- und Lebemenſchen bloß aufs Praktiſche gehen, ſchreiben

am beſten. So iſt Schillers Styl am prächtigſten und wirkſamſten, ſobald er nicht philoſophirt, wie ich noch heute an ſeinen höchſt bedeutenden Briefen geſehen, mit denen ich mich grade beſchäftige."

„Gleicherweiſe giebt es unter deutſchen Frauenzimmern geniale Weſen, die einen ganz vortrefflichen Styl ſchreiben, ſo daß ſie ſogar manche unſerer geprieſenen Schriftſteller darin übertreffen."

„Die Engländer ſchreiben in der Regel alle gut, als geborene Redner und als practiſche auf das Reale gerichtete Menſchen."

„Die Franzoſen verläugnen ihren allgemeinen Character auch in ihrem Styl nicht. Sie ſind geſelliger Natur und vergeſſen als ſolche nie das Publicum zu dem ſie reden; ſie bemühen ſich klar zu ſeyn, um ihren Leſer zu überzeugen, und anmuthig, um ihm zu gefallen."

„Im Ganzen iſt der Styl eines Schriftſtellers ein treuer Abdruck ſeines Innern; will jemand einen klaren Styl ſchreiben, ſo ſey es ihm zuvor klar in ſeiner Seele, und will jemand einen großartigen Styl ſchreiben, ſo habe er einen großartigen Character."

Goethe ſprach darauf über ſeine Gegner und daß dieſes Geſchlecht nie ausſterbe. „Ihre Zahl iſt Legion, ſagte er, doch iſt es nicht unmöglich, ſie einigermaßen zu claſſificiren."

„Zuerſt nenne ich meine Gegner aus Dummheit; es ſind ſolche, die mich nicht verſtanden, und die

mich tadelten, ohne mich zu kennen. Dieſe anſehnliche Maſſe hat mir in meinem Leben viele Langeweile gemacht; doch es ſoll ihnen verziehen ſeyn, denn ſie wußten nicht was ſie thaten."

„Eine zweyte große Menge bilden ſodann meine Neider. Dieſe Leute gönnen mir das Glück und die ehrenvolle Stellung nicht, die ich durch mein Talent mir erworben. Sie zerren an meinem Ruhm und hätten mich gerne vernichtet. Wäre ich unglücklich und elend, ſo würden ſie aufhören."

„Ferner kommt eine große Anzahl derer, die aus Mangel an eigenem Succeß meine Gegner geworden. Es ſind begabte Talente darunter, allein ſie können mir nicht verzeihen, daß ich ſie verdunkele."

„Viertens nenne ich meine Gegner aus Gründen. Denn da ich ein Menſch bin und als ſolcher menſchliche Fehler und Schwächen habe, ſo können auch meine Schriften davon nicht frey ſeyn. Da es mir aber mit meiner Bildung ernſt war und ich an meiner Veredelung unabläſſig arbeitete, ſo war ich im beſtändigen Fortſtreben begriffen, und es ereignete ſich oft, daß ſie mich wegen eines Fehlers tadelten, den ich längſt abgelegt hatte. Dieſe Guten haben mich am wenigſten verletzt; ſie ſchoſſen nach mir, wenn ich ſchon meilenweit von ihnen entfernt war. Überhaupt war ein abgemachtes Werk mir ziemlich gleichgültig; ich befaßte mich nicht weiter damit und dachte ſogleich an etwas Neues.

„Eine fernere große Maſſe zeigt ſich als meine Gegner aus abweichender Denkungsweiſe und verſchiedenen Anſichten. Man ſagt von den Blättern eines Baumes, daß deren kaum zwey vollkommen gleich befunden werden, und ſo möchten ſich auch unter tauſend Menſchen kaum zwey finden, die in ihrer Geſinnungs= und Denkungsweiſe vollkommen harmoniren. Setze ich dieſes voraus, ſo ſollte ich mich billig weniger darüber wundern, daß die Zahl meiner Widerſacher ſo groß iſt, als vielmehr darüber, daß ich noch ſo viele Freunde und Anhänger habe. Meine ganze Zeit wich vor mir ab, denn ſie war ganz in ſubjectiver Richtung begriffen, während ich in meinem objectiven Beſtreben im Nachtheile und völlig allein ſtand."

„Schiller hatte in dieſer Hinſicht vor mir große Avantagen. Ein wohlmeinender General gab mir daher einſt nicht undeutlich zu verſtehen, ich möchte es doch machen, wie Schiller. Darauf ſetzte ich ihm Schillers Verdienſte erſt recht auseinander, denn ich kannte ſie doch beſſer als er. Ich ging auf meinem Wege ruhig fort, ohne mich um den Succeß weiter zu bekümmern, und von allen meinen Gegnern nahm ich ſo wenige Notiz als möglich."

Wir fuhren zurück und waren darauf bey Tiſche ſehr heiter. Frau von Goethe erzählte viel von Berlin, woher ſie vor Kurzem gekommen; ſie ſprach mit beſonderer Wärme von der Herzogin von Cumberland, die

ihr viel Freundliches erwieſen. Goethe erinnerte ſich dieſer Fürſtin, die als ſehr junge Prinzeß eine Zeitlang bey ſeiner Mutter gewohnt, mit beſonderer Neigung.

Abends hatte ich bey Goethe einen muſikaliſchen Kunſtgenuß bedeutender Art, indem ich den Meſſias von Händel theilweiſe vortragen hörte, wozu einige treffliche Sänger ſich unter Eberweins Leitung vereinigt hatten. Auch Gräfin Caroline von Egloffſtein, Fräulein von Froriep, ſo wie Frau v. Pogwiſch und Frau v. Goethe hatten ſich den Sängerinnen angeſchloſſen und wirkten dadurch zur Erfüllung eines lange gehegten Wunſches von Goethe auf das Freundlichſte mit.

Goethe, in einiger Ferne ſitzend, im Zuhören vertieft, verlebte einen glücklichen Abend, voll Bewunderung des großartigen Werkes.

Montag den 19. April 1824.

Der größte Philologe unſerer Zeit, Friedrich Auguſt Wolf aus Berlin, iſt hier, auf ſeiner Durchreiſe nach dem ſüdlichen Frankreich begriffen. Goethe gab ihm zu Ehren heute ein Diner, wobey von Weimariſchen Freunden: General-Superintendent Röhr, Canzler v. Müller, Oberbaudirector Coudray, Profeſſor Riemer und Hofrath Rehbein außer mir anweſend waren. Über Tiſch ging es äußerſt heiter zu; Wolf gab manchen geiſtreichen Ein-

fall zum Beſten; Goethe, in der anmuthigſten Laune, ſpielte immer den Gegner. „Ich kann mit Wolf nicht anders auskommen, ſagte Goethe mir ſpäter, als daß ich immer als Mephiſtopheles gegen ihn agire. Auch geht er ſonſt mit ſeinen inneren Schätzen nicht hervor.“

Die geiſtreichen Scherze über Tiſch waren zu flüchtig und zu ſehr die Frucht des Augenblicks, als daß man ſich ihrer hätte bemächtigen können. Wolf war in witzigen und ſchlagenden Antworten und Wendungen ſehr groß, doch kam es mir vor, als ob Goethe dennoch eine gewiſſe Superiorität über ihn behauptet hätte.

Die Stunden bey Tiſch entſchwanden wie mit Flügeln und es war ſechs Uhr geworden, ehe man es ſich verſah. Ich ging mit dem jungen Goethe ins Theater, wo man die Zauberflöte gab. Später ſah ich auch Wolf in der Loge mit dem Großherzog Carl Auguſt.

Wolf blieb bis zum 25. in Weimar, wo er in das ſüdliche Frankreich abreiſte. Der Zuſtand ſeiner Geſundheit war der Art, daß Goethe die innigſte Beſorgniß über ihn nicht verhehlte.

Digitized by Google

Sonntag den 2. May 1824

Goethe machte mir Vorwürfe, daß ich eine hieſige angeſehene Familie nicht beſucht. „Sie hätten, ſagte er, im Laufe des Winters dort manchen genußreichen Abend verleben, auch die Bekanntſchaft manches bedeutenden Fremden dort machen können; das iſt Ihnen nun, Gott weiß durch welche Grille, alles verloren gegangen.“

Bey meiner erregbaren Natur, antwortete ich, und bey meiner Dispoſition vielſeitig Intereſſe zu nehmen und in fremde Zuſtände einzugehen, hätte mir nichts läſtiger und verderblicher ſeyn können, als eine zu große Fülle neuer Eindrücke. Ich bin nicht zu Geſellſchaften erzogen und nicht darin hergekommen. Meine früheren Lebenszuſtände waren der Art, daß es mir iſt, als hätte ich erſt ſeit der kurzen Zeit zu leben angefangen, die ich in Ihrer Nähe bin. Nun iſt mir alles neu. Jeder Theaterabend, jede Unterredung mit Ihnen macht in meinem Innern Epoche. Was an anders cultivirten und anders gewöhnten Perſonen gleichgültig vorübergeht, iſt bey mir im höchſten Grade wirkſam; und da die Begier mich zu belehren groß iſt, ſo ergreift meine Seele Alles mit einer gewiſſen Energie und ſaugt daraus ſo viele Nahrung als möglich. Bey ſolcher Lage meines Innern hatte ich daher im Laufe des letzten Winters am Theater und dem Verkehr mit Ihnen vollkom-

men genug, und ich hätte mich nicht neuen Bekanntſchaften und anderem Umgange hingeben können, ohne mich im Innerſten zu zerſtören.

„Ihr ſeyd ein wunderlicher Chriſt, ſagte Goethe lachend; thut, was Ihr wollt, ich will Euch gewähren laſſen.“

Und dann, fuhr ich fort, trage ich in die Geſellſchaft gewöhnlich meine perſönlichen Neigungen und Abneigungen, und ein gewiſſes Bedürfniß zu lieben und geliebt zu werden. Ich ſuche eine Perſönlichkeit, die meiner eigenen Natur gemäß ſey; dieſer möchte ich mich gerne hingeben und mit den Andern nichts zu thun haben.

„Dieſe Ihre Natur-Tendenz, erwiederte Goethe, iſt freylich nicht geſelliger Art; allein was wäre alle Bildung, wenn wir unſere natürlichen Richtungen nicht wollten zu überwinden ſuchen. Es iſt eine große Thorheit, zu verlangen, daß die Menſchen zu uns harmoniren ſollen. Ich habe es nie gethan. Ich habe einen Menſchen immer nur als ein für ſich beſtehendes Individuum angeſehen, das ich zu erforſchen und das ich in ſeiner Eigenthümlichkeit kennen zu lernen trachtete, wovon ich aber durchaus keine weitere Sympathie verlangte. Dadurch habe ich es nun dahin gebracht, mit jedem Menſchen umgehen zu können, und dadurch allein entſteht die Kenntniß mannigfaltiger Charactere, ſo wie die nöthige Gewandtheit im Leben. Denn gerade bey

widerſtrebenden Naturen muß man ſich zuſammennehmen, um mit ihnen durchzukommen, und dadurch werden alle die verſchiedenen Seiten in uns angeregt und zur Entwickelung und Ausbildung gebracht, ſo daß man ſich denn bald jedem Vis-à-vis gewachſen fühlt. So ſollen Sie es auch machen. Sie haben dazu mehr Anlage als Sie ſelber glauben; und das hilft nun einmal nichts, Sie müſſen in die große Welt hinein, Sie mögen ſich ſtellen wie Sie wollen."

Ich merkte mir dieſe guten Worte und nahm mir vor, ſo viel wie möglich danach zu handeln.

Gegen Abend hatte Goethe mich zu einer Spazierfahrt einladen laſſen. Unſer Weg ging durch Oberweimar über die Hügel, wo man gegen Weſten die Anſicht des Parkes hat. Die Bäume blühten, die Birken waren ſchon belaubt und die Wieſen durchaus ein grüner Teppich, über welche die ſinkende Sonne herſtreifte. Wir ſuchten maleriſche Gruppen und konnten die Augen nicht genug aufthun. Es ward bemerkt, daß weißblühende Bäume nicht zu malen, weil ſie kein Bild machen; ſo wie daß grünende Birken nicht im Vordergrunde eines Bildes zu gebrauchen, indem das ſchwache Laub dem weißen Stamme nicht das Gleichgewicht zu halten vermöge; es bilde keine große Partieen, die man durch mächtige Licht- und Schatten-Maſſen herausheben könne. „Ruysdael, ſagte Goethe, hat daher nie belaubte Birken in den Vordergrund geſtellt, ſondern bloße Birken-Stämme,

abgebrochene, die kein Laub haben. Ein ſolcher Stamm paßt vortrefflich in den Vordergrund, denn ſeine helle Geſtalt tritt auf das mächtigſte heraus.“

Wir ſprachen ſodann nach flüchtiger Berührung anderer Gegenſtände, über die falſche Tendenz ſolcher Künſtler, welche die Religion zur Kunſt machen wollen, während ihnen die Kunſt Religion ſeyn ſollte. „Die Religion, ſagte Goethe, ſteht in demſelbigen Verhältniß zur Kunſt, wie jedes andere höhere Lebensintereſſe auch. Sie iſt bloß als Stoff zu betrachten, der mit allen übrigen Lebens-Stoffen gleiche Rechte hat. Auch ſind Glaube und Unglaube durchaus nicht diejenigen Organe, mit welchen ein Kunſtwerk aufzufaſſen iſt, vielmehr gehören dazu ganz andere menſchliche Kräfte und Fähigkeiten. Die Kunſt aber ſoll für diejenigen Organe bilden, mit denen wir ſie auffaſſen; thut ſie das nicht, ſo verfehlt ſie ihren Zweck und geht ohne die eigentliche Wirkung an uns vorüber. Ein religiöſer Stoff kann indeß gleichfalls ein guter Gegenſtand für die Kunſt ſeyn, jedoch nur in dem Fall, wenn er allgemein menſchlich iſt. Deßhalb iſt eine Jungfrau mit dem Kinde ein durchaus guter Gegenſtand, der hundertmal behandelt worden und immer gern wieder geſehen wird.“

Wir waren indeß um das Gehölz, das Webicht, gefahren und bogen in der Nähe von Tiefurt in den Weg nach Weimar zurück, wo wir die untergehende Sonne im Anblick hatten. Goethe war eine Weile in

Digitized by Google

Gedanken verloren, dann ſprach er zu mir die Worte eines Alten:

Untergehend ſogar iſt's immer dieſelbige Sonne.

„Wenn einer fünf und ſiebzig Jahre alt iſt, fuhr er darauf mit großer Heiterkeit fort, kann es nicht fehlen, daß er mitunter an den Tod denke. Mich läßt dieſer Gedanke in völliger Ruhe, denn ich habe die feſte Überzeugung, daß unſer Geiſt ein Weſen iſt ganz unzerſtörbarer Natur; es iſt ein fortwirkendes von Ewigkeit zu Ewigkeit. Es iſt der Sonne ähnlich, die bloß unſern irdiſchen Augen unterzugehen ſcheint, die aber eigentlich nie untergeht, ſondern unaufhörlich fortleuchtet."

Die Sonne war indeß hinter dem Ettersberge hinabgegangen; wir ſpürten in dem Gehölz einige Abendkühle und fuhren deſto raſcher in Weimar hinein und an ſeinem Hauſe vor. Goethe bat mich, noch ein wenig mit hinauf zu kommen, welches ich that. Er war in äußerſt guter, liebenswürdiger Stimmung. Er ſprach darauf beſonders viel über die Farbenlehre, über ſeine verſtockten Gegner, und daß er das Bewußtſeyn habe, in dieſer Wiſſenſchaft etwas geleiſtet zu haben.

‚Um Epoche in der Welt zu machen, ſagte er bey dieſer Gelegenheit, dazu gehören bekanntlich zwey Dinge; erſtens, daß man ein guter Kopf ſey, und zweytens, daß man eine große Erbſchaft thue. Napoleon erbte die franzöſiſche Revolution, Friedrich der Große den ſchleſiſchen Krieg, Luther die Finſterniß der Pfaffen,

und mir iſt der Irrthum der Newtoniſchen Lehre zu Theil geworden. Die gegenwärtige Generation hat zwar keine Ahnung, was hierin von mir geleiſtet worden; doch künftige Zeiten werden geſtehen, daß mir keineswegs eine ſchlechte Erbſchaft zugefallen."

Goethe hatte mir heute früh ein Convolut Papiere in Bezug auf das Theater zugeſendet; beſonders fand ich darin zerſtreute einzelne Bemerkungen, die Regeln und Studien enthaltend, die er mit Wolff und Grüner durchgemacht, um ſie zu tüchtigen Schauſpielern zu bilden. Ich fand dieſe Einzelnheiten von Bedeutung und für junge Schauſpieler in hohem Grade lehrreich, weßhalb ich mir vornahm, ſie zuſammen zu ſtellen und daraus eine Art von Theater-Catechismus zu bilden. Goethe billigte dieſes Vorhaben und wir ſprachen die Angelegenheit weiter durch. Dieß gab Veranlaſſung, einiger bedeutender Schauſpieler zu gedenken, die aus ſeiner Schule hervorgegangen, und ich fragte bey dieſer Gelegenheit unter andern auch nach der Frau von Heigendorf. „Ich mag auf ſie gewirkt haben, ſagte Goethe, allein meine eigentliche Schülerin iſt ſie nicht. Sie war auf den Brettern wie geboren und gleich in allem ſicher und entſchieden gewandt und fertig wie die Ente auf dem Waſſer. Sie bedurfte meiner Lehre nicht, ſie that inſtinktmäßig das Rechte, vielleicht ohne es ſelber zu wiſſen."

Wir ſprachen darauf über die manchen Jahre ſeiner

Theaterleitung, und welche unendliche Zeit er damit für ſein ſchriftſtelleriſches Wirken verloren. „Freylich, ſagte Goethe, ich hätte indeß manches gute Stück ſchreiben können, doch wenn ich es recht bedenke, gereut es mich nicht. Ich habe all mein Wirken und Leiſten immer nur ſymboliſch angeſehen, und es iſt mir im Grunde ziemlich gleichgültig geweſen, ob ich Töpfe machte oder Schüſſeln."

Donnerſtag den 6. May 1824.

Als ich im vorigen Sommer nach Weimar kam, war es, wie geſagt, nicht meine Abſicht, hier zu bleiben, ich wollte vielmehr bloß Goethe's perſönliche Bekanntſchaft machen und dann an den Rhein gehen, wo ich an einem paſſenden Ort längere Zeit zu verweilen gedachte.

Gleichwohl ward ich in Weimar durch Goethe's beſonderes Wohlwollen gefeſſelt, auch geſtaltete ſich mein Verhältniß zu ihm immer mehr zu einem practiſchen, indem er mich immer tiefer in ſein Intereſſe zog und mir, als Vorbereitung einer vollſtändigen Ausgabe ſeiner Werke, manche nicht unwichtige Arbeit übertrug.

So ſtellte ich im Laufe dieſes Winters unter andern verſchiedene Abtheilungen zahmer Xenien aus den confuſeſten Convoluten zuſammen, redigirte einen Band

neuer Gedichte, ſo wie den erwähnten Theater-Catechismus und eine ſkizzirte Abhandlung über den Dilettantismus in den verſchiedenen Künſten.

Jener Vorſatz, den Rhein zu ſehen, war indeß in mir beſtändig wach geblieben, und damit ich nicht ferner den Stachel einer unbefriedigten Sehnſucht in mir tragen möchte, ſo rieth Goethe ſelber dazu, einige Monate dieſes Sommers auf einen Beſuch jener Gegenden zu verwenden.

Es war jedoch ſein ganz entſchiedener Wunſch, daß ich nach Weimar zurückkehren möchte. Er führte an, daß es nicht gut ſey, kaum geknüpfte Verhältniſſe wieder zu zerreißen, und daß alles im Leben, wenn es gedeihen wolle, eine Folge haben müſſe. Er ließ dabey nicht undeutlich merken, daß er mich in Verbindung mit Riemer dazu auserſehen, ihn nicht allein bey der bevorſtehenden neuen Ausgabe ſeiner Werke thätigſt zu unterſtützen, ſondern auch jenes Geſchäft mit gedachtem Freunde allein zu übernehmen, im Fall er bey ſeinem hohen Alter abgerufen werden ſollte.

Er zeigte mir dieſen Morgen große Convolute ſeiner Correſpondenz, die er im ſogenannten Büſten-Zimmer hatte auseinander legen laſſen. „Es ſind dieß alle Briefe, ſagte er, die ſeit Anno 1780 von den bedeutendſten Männern der Nation an mich eingegangen; es ſteckt darin ein wahrer Schatz von Ideen, und es ſoll ihre öffentliche Mittheilung Euch künftig vorbehalten

ſeyn. Ich laſſe jetzt einen Schrank machen, wohinein dieſe Briefe nebſt meinem übrigen literariſchen Nachlaſſe gelegt werden. Das ſollen Sie erſt alles in Ordnung und bey einander ſehen, bevor Sie Ihre Reiſe antreten, damit ich ruhig ſey und eine Sorge weniger habe."

Er eröffnete mir ſodann, daß er dieſen Sommer Marienbad abermals zu beſuchen gedenke, daß er jedoch erſt Ende July gehen könne, wovon er mir alle Gründe zutraulich entdeckte. Er äußerte den Wunſch, daß ich noch vor ſeiner Abreiſe zurück ſeyn möchte, um mich vorher noch zu ſprechen.

Ich beſuchte darauf nach einigen Wochen meine Lieben zu Hannover, verweilte dann während der Monate Juny und July am Rhein, wo ich, beſonders zu Frankfurt, Heidelberg und Bonn, unter Goethe's Freunden manche werthe Bekanntſchaft machte.

Dienſtag den 10. Auguſt 1824.

Seit etwa acht Tagen bin ich von meiner Rheinreiſe zurück. Goethe äußerte bey meiner Ankunft eine lebhafte Freude, und ich meinerſeits war nicht weniger glücklich, wieder bey ihm zu ſeyn. Er hatte ſehr viel zu reden und mitzutheilen, ſo daß ich die erſten Tage

wenig von ſeiner Seite kam. Seine frühere Abſicht, nach Marienbad zu gehen, hat er aufgegeben, er will dieſen Sommer gar keine Reiſe machen. „Nun, da Sie wieder hier ſind, ſagte er geſtern, kann es noch einen recht hübſchen Auguſt für mich geben.“

Vor einigen Tagen communicirte er mir die Anfänge einer Fortſetzung von Wahrheit und Dichtung, ein auf Quartblättern geſchriebenes Heft, kaum von der Stärke eines Fingers. Einiges iſt ausgeführt, das Meiſte jedoch nur in Andeutungen enthalten. Doch iſt bereits eine Abtheilung in fünf Bücher gemacht und die ſchematiſirten Blätter ſind ſo zuſammengelegt, daß man bey einigem Studium den Inhalt des Ganzen wohl überſehen kann.

Das bereits Ausgeführte erſcheint mir nun ſo vortrefflich und der Inhalt des Schematiſirten von ſolcher Bedeutung, daß ich auf das Lebhafteſte bedaure, eine ſo viel Belehrung und Genuß verſprechende Arbeit in Stocken gerathen zu ſehen und daß ich Goethe auf alle Weiſe zu einer baldigen Fortſetzung und Vollendung treiben werde.

Die Anlage des Ganzen hat ſehr viel vom Roman. Zartes, anmuthiges, leidenſchaftliches Liebesverhältniß, heiter im Entſtehen, idylliſch im Fortgange, tragiſch am Ende durch ein ſtillſchweigendes gegenſeitiges Entſagen, ſchlingt ſich durch vier Bücher hindurch und verbindet dieſe zu einem wohlgeordneten Ganzen. Der Zauber von Lili's Weſen, im Detail geſchildert, iſt geeignet

jeden Leſer zu feſſeln, ſo wie er den Liebenden ſelbſt dergeſtalt in Banden hielt, daß er ſich nur durch eine wiederholte Flucht zu retten im Stande war.

Die dargeſtellte Lebensepoche iſt gleichfalls höchſt romantiſcher Natur, oder ſie wird es, indem ſie ſich an dem Hauptcharacter entwickelt. Von ganz beſonderer Bedeutung und Wichtigkeit aber iſt ſie dadurch, daß ſie, als Vor=Epoche der Weimariſchen Verhältniſſe, für das ganze Leben entſcheidet. Wenn alſo irgend ein Abſchnitt aus Goethe's Leben Intereſſe hat und den Wunſch einer detaillirten Darſtellung rege macht, ſo iſt es dieſer.

Um nun bey Goethe für die unterbrochene und ſeit Jahren ruhende Arbeit neue Luſt und Liebe zu erregen, habe ich dieſe Angelegenheit nicht allein ſogleich mündlich mit ihm beſprochen, ſondern ich habe ihm auch heute folgende Notizen zugehen laſſen, damit es ihm vor die Augen trete, was vollendet iſt und welche Stellen noch einer Ausführung und anderweiten Anordnung bedürfen.

Erſtes Buch.

Dieſes Buch, welches der anfänglichen Abſicht gemäß als fertig anzuſehen iſt, enthält eine Art von Expoſition, indem namentlich darin der Wunſch nach Theilnahme an Weltgeſchäften ausgeſprochen wird, auf deſſen Erfüllung das Ende der ganzen Epoche durch die Berufung nach Weimar abläuft. Damit es ſich aber dem

Ganzen noch inniger anſchließen möge, ſo rathe ich, das durch die folgenden vier Bücher gehende Verhältniß zu Lili ſchon in dieſem erſten Buche anzuknüpfen und fortzuführen bis zu der Ausflucht nach Offenbach. Dadurch würde auch dieſes erſte Buch an Umfang und Bedeutung gewinnen und ein allzuſtarkes Anwachſen des zweyten verhütet werden.

Zweytes Buch.

Das idylliſche Leben zu Offenbach eröffnete ſodann dieſes zweyte Buch und führte das glückliche Liebesverhältniß durch, bis es zuletzt einen bedenklichen, ernſten, ja tragiſchen Character anzunehmen beginnt. Hier iſt nun die Betrachtung ernſter Dinge, wie ſie das Schema in Bezug auf Stilling verſpricht, wohl am Platze, und es läßt ſich aus den nur mit wenigen Worten angedeuteten Intentionen auf viel Belehrendes von hoher Bedeutung ſchließen.

Drittes Buch.

Das dritte Buch, welches den Plan zu einer Fortſetzung des Fauſt u. ſ. w. enthält, iſt als Epiſode zu betrachten, welche ſich, durch den noch auszuführenden Verſuch der Trennung von Lili, den übrigen Büchern gleichfalls anſchließt.

Ob nun dieſer Plan zu Fauſt mitzutheilen oder zurückzuhalten ſeyn wird, dieſer Zweifel dürfte ſich dann beſeitigen laſſen, wenn man die bereits fertigen Bruchſtücke zur Prüfung vor Augen hat, und erſt darüber klar iſt, ob man überall die Hoffnung einer Fortſetzung des Fauſt aufgeben muß oder nicht.

Viertes Buch.

Das dritte Buch ſchlöſſe mit dem Verſuch einer Trennung von Lili. Dieſes vierte beginnet daher ſehr paſſend mit der Ankunft der Stolberge und Haugwitzens, wodurch die Schweizerreiſe und mithin die erſte Flucht von Lili motivirt wird. Das über dieſes Buch vorhandene ausführliche Schema verſpricht uns die intereſſanteſten Dinge und erregt den Wunſch nach möglichſt detaillirter Ausführung auf das Lebendigſte. Die immer wieder hervorbrechende nicht zu unterdrückende Leidenſchaft zu Lili durchwärmt auch dieſes Buch mit der Glut jugendlicher Liebe und wirft auf den Zuſtand des Reiſenden eine höchſt eigene, angenehme, zauberiſche Beleuchtung.

Fünftes Buch.

Dieſes ſchöne Buch iſt gleichfalls beynahe vollendet. Fortgang und Ende, welche an das unerforſchliche höchſte Schickſalsweſen hinanſtreifen, ja es ausſprechen, ſind

wenigſtens als durchaus fertig anzuſehen, und es bedarf nur noch mit Wenigem der Einleitung, worüber ja auch bereits ein ſehr klares Schema vorliegt. Die Ausführung dieſes iſt aber um ſo nothwendiger und wünſchenswerther, als dadurch die Weimariſchen Verhältniſſe zuerſt zur Sprache kommen und das Intereſſe für ſie zuerſt rege gemacht wird.

Montag den 16. Auguſt 1824.

Der Verkehr mit Goethe war in dieſen Tagen ſehr reichhaltig, ich jedoch mit anderen Dingen zu beſchäftigt, als daß es mir möglich geweſen, etwas Bedeutendes aus der Fülle ſeiner Geſpräche niederzuſchreiben.

Nur folgende Einzelnheiten finden ſich in meinem Tagebuche notirt, wovon ich die Verbindung und die Anläſſe vergeſſen, aus denen ſie hervorgegangen.

„Menſchen ſind ſchwimmende Töpfe, die ſich an einander ſtoßen.“

„Am Morgen ſind wir am klügſten, aber auch am ſorglichſten; denn auch die Sorge iſt eine Klugheit,

wiewohl nur eine paſſive. Die Dummheit weiß von keiner Sorge.“

„Man muß keine Jugendfehler ins Alter hineinnehmen; denn das Alter führt ſeine eigenen Mängel mit ſich.“

„Das Hofleben gleicht einer Muſik, wo jeder ſeine Takte und Pauſen halten muß.“

„Die Hofleute müßten vor Langerweile umkommen, wenn ſie ihre Zeit nicht durch Ceremonie auszufüllen wüßten.“

„Es iſt nicht gut einem Fürſten zu rathen, auch in der geringfügigſten Sache abzudanken.“

„Wer Schauſpieler bilden will, muß unendliche Geduld haben.“

Dienſtag den 9. November 1824.

Abends bey Goethe. Wir ſprachen über Klopſtock und Herder, und ich hörte ihm gerne zu, wie er die großen Verdienſte dieſer Männer gegen mich auseinanderſetzte.

„Unſere Literatur, ſagte er, wäre ohne dieſe gewaltigen Vorgänger das nicht geworden, was ſie jetzt iſt. Mit ihrem Auftreten waren ſie der Zeit voran und haben ſie gleichſam nach ſich geriſſen; jetzt aber iſt die Zeit ihnen vorangeeilt, und ſie, die einſt ſo nothwendig und wichtig waren, haben jetzt aufgehört Mittel zu ſeyn. Ein junger Menſch, der heut zu Tage ſeine Cultur aus Klopſtock und Herder ziehen wollte, würde ſehr zurückbleiben.“

Wir ſprachen über Klopſtock's Meſſias und ſeine Oden und gedachten ihrer Verdienſte und Mängel. Wir waren einig, daß Klopſtock zur Anſchauung und Auffaſſung der ſinnlichen Welt und Zeichnung von Characteren keine Richtung und Anlage gehabt und daß ihm alſo das Weſentlichſte zu einem epiſchen und dramatiſchen Dichter, ja man könnte ſagen, zu einem Dichter überhaupt, gefehlt habe.

„Mir fällt hier jene Ode ein, ſagte Goethe, wo er die deutſche Muſe mit der brittiſchen einen Wettlauf machen läßt, und in der That, wenn man bedenkt,

Digitized by Google

was es für ein Bild giebt, wenn die beyden Mädchen mit einander laufen und die Beine werfen und den Staub mit ihren Füßen erregen, ſo muß man wohl annehmen, der gute Klopſtock habe nicht lebendig vor Augen gehabt, und ſich nicht ſinnlich ausgebildet, was er machte, denn ſonſt hätte er ſich unmöglich ſo vergreifen können."

Ich fragte Goethe, wie er in der Jugend zu Klopſtock geſtanden und wie er ihn in jener Zeit angeſehen.

„Ich verehrte ihn, ſagte Goethe, mit der Pietät, die mir eigen war; ich betrachtete ihn wie meinen Oheim. Ich hatte Ehrfurcht vor dem was er machte, und es fiel mir nicht ein, darüber denken und daran etwas ausſetzen zu wollen. Sein Vortreffliches ließ ich auf mich wirken und ging übrigens meinen eigenen Weg."

Wir kamen auf Herder zurück und ich fragte Goethe, was er für das Beſte ſeiner Werke halte. „Seine Ideen zur Geſchichte der Menſchheit, antwortete Goethe, ſind unſtreitig das vorzüglichſte. Später warf er ſich auf die negative Seite und da war er nicht erfreulich."

Bey der großen Bedeutung Herders, verſetzte ich, kann ich nicht mit ihm vereinigen, wie er in gewiſſen Dingen ſo wenig Urtheil zu haben ſchien. Ich kann ihm z. B. nicht vergeben, daß er, zumal bey dem damaligen Stande der deutſchen Literatur, das Manuſcript des Götz von Berlichingen, ohne Würdigung ſeines Guten, mit ſpöttelnden Anmerkungen zurückſandte. Es

mußte ihm doch für gewiſſe Gegenſtände an allen Organen fehlen.

„In dieſer Hinſicht war es arg mit Herder, erwiederte Goethe; ja wenn er als Geiſt in dieſem Augenblick hier gegenwärtig wäre, fügte er lebhaft hinzu, er würde uns nicht verſtehen."

Dagegen muß ich den Merk loben, ſagte ich, daß er Sie trieb den Götz drucken zu laſſen.

„Das war freylich ein wunderlicher bedeutender Menſch, erwiederte Goethe. „„Laß das Zeug drucken! ſagte er; es taugt zwar nichts, aber laß es nur drucken!"" Er war nicht für das Umarbeiten und er hatte Recht; denn es wäre wohl anders geworden, aber nicht beſſer."

TAYLOR INST. OXFORD

Mittwoch den 24. November 1824.

Ich beſuchte Goethe Abends vor dem Theater und fand ihn ſehr wohl und heiter. Er erkundigte ſich nach den hier anweſenden jungen Engländern, und ich ſagte ihm, daß ich die Abſicht habe, mit Herrn Doolan eine deutſche Überſetzung des Plutarch zu leſen. Dieß führte das Geſpräch auf die römiſche und griechiſche Geſchichte und Goethe äußerte ſich darüber folgendermaßen:

„Die römiſche Geſchichte, ſagte er, iſt für uns

eigentlich nicht mehr an der Zeit. Wir ſind zu human geworden, als daß uns die Triumphe des Cäſar nicht widerſtehen ſollten. So auch die griechiſche Geſchichte bietet wenig Erfreuliches. Wo ſich dieſes Volk gegen äußere Feinde wendet, iſt es zwar groß und glänzend, allein die Zerſtückelung der Staaten und der ewige Krieg im Innern, wo der eine Grieche die Waffen gegen den andern kehrt, iſt auch deſto unerträglicher. Zudem iſt die Geſchichte unſerer eigenen Tage durchaus groß und bedeutend; die Schlachten von Leipzig und Waterloo ragen ſo gewaltig hervor, daß jene von Marathon und ähnliche andere nachgerade verdunkelt werden. Auch ſind unſere einzelnen Helden nicht zurückgeblieben: die franzöſiſchen Marſchälle und Blücher und Wellington ſind denen des Alterthums völlig an die Seite zu ſetzen."

Das Geſpräch wendete ſich auf die neueſte franzöſiſche Literatur und der Franzoſen täglich zunehmendes Intereſſe an deutſchen Werken.

„Die Franzoſen, ſagte Goethe, thun ſehr wohl, daß ſie anfangen unſere Schriftſteller zu ſtudiren und zu überſetzen; denn beſchränkt in der Form und beſchränkt in den Motiven, wie ſie ſind, bleibt ihnen kein anderes Mittel als ſich nach außen zu wenden. Mag man uns Deutſchen eine gewiſſe Formloſigkeit vorwerfen, allein wir ſind ihnen doch an Stoff überlegen. Die Theater-Stücke von Kotzebue und Iffland ſind ſo reich an Motiven, daß ſie ſehr lange daran werden zu pflücken ha-

ben, bis alles verbraucht ſeyn wird. Beſonders aber iſt ihnen unſere philoſophiſche Idealität willkommen; denn jedes Ideelle iſt dienlich zu revolutionären Zwecken."

„Die Franzoſen, fuhr Goethe fort, haben Verſtand und Geiſt, aber kein Fundament und keine Pietät. Was ihnen im Augenblick dient, was ihrer Partey zu Gute kommen kann, iſt ihnen das Rechte. Sie loben uns daher auch nie aus Anerkennung unſerer Verdienſte, ſondern nur wenn ſie durch unſere Anſichten ihre Partey verſtärken können."

Wir ſprachen darauf über unſere eigene Literatur und was einigen unſerer neueſten jungen Dichter hinderlich.

„Der Mehrzahl unſerer jungen Poeten, ſagte Goethe, fehlt weiter nichts, als daß ihre Subjectivität nicht bedeutend iſt und daß ſie im Objectiven den Stoff nicht zu finden wiſſen. Im höchſten Falle finden ſie einen Stoff, der ihnen ähnlich iſt, der ihrem Subjecte zuſagt; den Stoff aber um ſein ſelbſt willen, weil er ein poetiſcher iſt, auch dann zu ergreifen, wenn er dem Subject widerwärtig wäre, daran iſt nicht zu denken."

„Aber, wie geſagt, wären es nur bedeutende Perſonagen, die durch große Studien und Lebensverhältniſſe gebildet würden, ſo möchte es, wenigſtens um unſere jungen Dichter lyriſcher Art, dennoch ſehr gut ſtehen."

Freytag den 3. December 1824.

Es war mir in dieſen Tagen ein Antrag zugekommen, für ein engliſches Journal unter ſehr vortheilhaften Bedingungen monatliche Berichte über die neueſten Erzeugniſſe deutſcher Literatur einzuſenden. Ich war ſehr geneigt, das Anerbieten anzunehmen, doch dachte ich, es wäre vielleicht gut, die Angelegenheit zuvor mit Goethe zu bereden.

Ich ging deßhalb dieſen Abend zur Zeit des Lichtanzündens zu ihm. Er ſaß bey herabgelaſſenen Rouleaux vor einem großen Tiſch, auf welchem geſpeiſ't worden und wo zwey Lichter brannten, die zugleich ſein Geſicht und eine coloſſale Büſte beleuchteten, die vor ihm auf dem Tiſche ſtand und mit deren Betrachtung er ſich beſchäftigte. „Nun? ſagte Goethe, nachdem er mich freundlich begrüßt, auf die Büſte deutend, wer iſt das?" Ein Poet, und zwar ein Italiener ſcheint es zu ſeyn, ſagte ich. „Es iſt Dante, ſagte Goethe. Er iſt gut gemacht, es iſt ein ſchöner Kopf, aber er iſt doch nicht ganz erfreulich. Er iſt ſchon alt, gebeugt, verdrießlich, die Züge ſchlaff und herabgezogen, als wenn er eben aus der Hölle käme. Ich beſitze eine Medaille, die bey ſeinen Lebzeiten gemacht worden, da iſt alles bey weitem ſchöner." Goethe ſtand auf und holte die Medaille. „Sehen Sie, was hier die Naſe für Kraft hat, wie

die Oberlippe ſo kräftig aufſchwillet und das Kinn ſo ſtrebend iſt und mit den Knochen der Kinnlade ſo ſchön zuſammenfließt! — Die Partie um die Augen, die Stirn, iſt in dieſem coloſſalen Bilde faſt dieſelbige geblieben, alles Übrige iſt ſchwächer und älter. Doch damit will ich das neue Werk nicht ſchelten, das im Ganzen ſehr verdienſtlich und ſehr zu loben iſt.

Goethe erkundigte ſich ſodann, wie ich in dieſen Tagen gelebt und was ich gedacht und getrieben. Ich ſagte ihm, daß mir eine Aufforderung zugekommen, unter ſehr vortheilhaften Bedingungen für ein engliſches Journal monatliche Berichte über die neueſten Erzeugniſſe deutſcher ſchöner Proſa einzureichen, und daß ich ſehr geneigt ſey, das Anerbieten anzunehmen.

Goethe's Geſicht, das bisher ſo freundlich geweſen, zog ſich bey dieſen Worten ganz verdrießlich, und ich konnte in jeder ſeiner Mienen die Mißbilligung meines Vorhabens leſen.

„Ich wollte, ſagte er, Ihre Freunde hätten Sie in Ruhe gelaſſen. Was wollen Sie ſich mit Dingen befaſſen, die nicht in Ihrem Wege liegen und die den Richtungen Ihrer Natur ganz zuwider ſind? Wir haben Gold, Silber und Papiergeld, und jedes hat ſeinen Werth und ſeinen Cours, aber um jedes zu würdigen, muß man den Cours kennen. Mit der Literatur iſt es nicht anders. Sie wiſſen wohl die Metalle zu ſchätzen, aber nicht das Papiergeld, Sie ſind darin nicht herge=

kommen, und da wird Ihre Critik ungerecht ſeyn und Sie werden die Sachen vernichten. Wollen Sie aber gerecht ſeyn, und Jedes in ſeiner Art anerkennen und gelten laſſen, ſo müſſen Sie ſich zuvor mit unſerer mittleren Literatur ins Gleichgewicht ſetzen und ſich zu keinen geringen Studien bequemen. Sie müſſen zurückgehen und ſehen, was die Schlegel gewollt und geleiſtet, und dann alle neueſten Autoren, Franz Horn, Hoffmann, Clauren u. ſ. w., alle müſſen Sie leſen. Und das iſt nicht genug. Auch alle Zeitſchriften, vom Morgenblatt bis zur Abendzeitung müſſen Sie halten, damit Sie von allem Neuhervortretenden ſogleich in Kenntniß ſind, und damit verderben Sie Ihre ſchönſten Stunden und Tage. Und dann alle neuen Bücher, die Sie einigermaßen gründlich anzeigen wollen, müſſen Sie doch auch nicht bloß durchblättern, ſondern ſogar ſtudiren. Wie würde Ihnen das munden! — Und endlich, wenn Sie das Schlechte ſchlecht finden, dürfen Sie es nicht einmal ſagen, wenn Sie ſich nicht der Gefahr ausſetzen wollen, mit aller Welt in Krieg zu gerathen."

„Nein, wie geſagt, ſchreiben Sie das Anerbieten ab, es liegt nicht in Ihrem Wege. Überhaupt hüten Sie ſich vor Zerſplitterung und halten Sie Ihre Kräfte zuſammen. — Wäre ich vor dreyßig Jahren ſo klug geweſen, ich würde ganz andere Dinge gemacht haben. Was habe ich mit Schiller an den Horen nnd Muſenalmanachen nicht für Zeit verſchwendet! — Grade in

dieſen Tagen, bey Durchſicht unſerer Briefe, iſt mir al-les recht lebendig geworden, und ich kann nicht ohne Verdruß an jene Unternehmungen zurückdenken, wobey die Welt uns mißbrauchte und die für uns ſelbſt ganz ohne Folge waren. Das Talent glaubt freylich, es könne das auch, was es andere Leute thun ſieht, allein es iſt nicht ſo und es wird ſeine Faux-frais bereuen. Was haben wir davon, wenn unſere Haare auf eine Nacht gewickelt ſind? — Wir haben Papier in den Haaren, das iſt alles, und am andern Abend ſind ſie doch wieder ſchlicht."

„Es kommt darauf an, fuhr Goethe fort, daß Sie ſich ein Capital bilden, das nie ausgeht. Dieſes wer-den Sie erlangen in dem begonnenen Studium der engliſchen Sprache und Literatur. Halten Sie ſich dazu und benutzen Sie die treffliche Gelegenheit der jungen Engländer zu jeder Stunde. Die alten Sprachen ſind Ihnen in der Jugend größtentheils entgangen, deßhalb ſuchen Sie in der Literatur einer ſo tüchtigen Nation wie die Engländer einen Halt. Zudem iſt ja unſere eigene Literatur größtentheils aus der ihrigen hergekom-men. Unſere Romane, unſere Trauerſpiele, woher ha-ben wir ſie denn als von Goldſmith, Fielding und Shakſpeare? Und noch heut zu Tage, wo wollen Sie denn in Deutſchland drey literariſche Helden finden, die dem Lord Byron, Moore und Walter Scott an die Seite zu ſetzen wären? — Alſo noch einmal, befeſtigen

Sie ſich im Engliſchen, halten Sie Ihre Kräfte zu etwas Tüchtigem zuſammen, und laſſen Sie alles fahren, was für Sie keine Folge hat und Ihnen nicht gemäß iſt."

Ich freute mich, daß ich Goethe zu reden gebracht und war in meinem Innern vollkommen beruhigt und entſchloſſen, nach ſeinem Rath in alle Wege zu handeln.

Herr Canzler von Müller ließ ſich melden und ſetzte ſich zu uns. Und ſo kam das Geſpräch wieder auf die vor uns ſtehende Büſte des Dante und deſſen Leben und Werke. Beſonders ward der Dunkelheit jener Dichtungen gedacht, wie ſeine eigenen Landsleute ihn nie verſtanden, und daß es einem Ausländer umſomehr unmöglich ſey, ſolche Finſterniſſe zu durchdringen. „Ihnen, wendete ſich Goethe freundlich zu mir, ſoll das Studium dieſes Dichters von Ihrem Beichtvater hiemit durchaus verboten ſeyn."

Goethe bemerkte ferner, daß der ſchwere Reim an jener Unverſtändlichkeit vorzüglich mit Schuld ſey. Übrigens ſprach Goethe von Dante mit aller Ehrfurcht, wobey es mir merkwürdig war, daß ihm das Wort Talent nicht genügte, ſondern daß er ihn eine Natur nannte, als womit er ein Umfaſſenderes, Ahndungsvolleres, tiefer und weiter um ſich Blickendes ausdrücken zu wollen ſchien.

Donnerstag den 9. December 1824.

Ich ging gegen Abend zu Goethe. Er reichte mir freundlich die Hand entgegen und begrüßte mich mit dem Lobe meines Gedichtes zu Schellhorn's Jubiläum. Ich brachte ihm dagegen die Nachricht, daß ich geſchrieben und das engliſche Anerbieten abgelehnt habe.

„Gottlob, ſagte er, daß Sie wieder frey und in Ruhe ſind. Nun will ich Sie gleich noch vor etwas warnen. Es werden die Componiſten kommen und eine Oper haben wollen; aber da ſeyn Sie gleichfalls nur ſtandhaft und lehnen Sie ab, denn das iſt auch eine Sache, die zu nichts führt und womit man ſeine Zeit verdirbt."

Goethe erzählte mir darauf, daß er dem Verfaſſer des Paria durch Nees von Eſenbeck den Comödienzettel nach Bonn geſchickt habe, woraus der Dichter ſehen möge, daß ſein Stück hier gegeben worden. „Das Leben iſt kurz, fügte er hinzu, man muß ſich einander einen Spaß zu machen ſuchen."

Die Berliner Zeitungen lagen vor ihm und er erzählte mir von der großen Waſſerfluth in Petersburg. Er gab mir das Blatt, daß ich es leſen möchte. Er ſprach dann über die ſchlechte Lage von Petersburg und lachte beyfällig über eine Äußerung Rouſſeau's, welcher geſagt habe, daß man ein Erdbeben dadurch nicht verhindern

könne, daß man in die Nähe eines feuerſpeienden Berges eine Stadt baue. „Die Natur geht ihren Gang, ſagte er, und dasjenige, was uns als Ausnahme erſcheint, iſt in der Regel.“

Wir gedachten darauf der großen Stürme, die an allen Küſten gewüthet, ſo wie der übrigen gewaltſamen Naturäußerungen, welche die Zeitungen gemeldet, und ich fragte Goethe, ob man wohl wiſſe, wie dergleichen zuſammenhänge. „Das weiß niemand, antwortete Goethe, man hat kaum bey ſich von ſolchen geheimen Dingen eine Ahndung, vielweniger könnte man es ausſprechen.“

Oberbaudirector Coudray ließ ſich melden, deßgleichen Profeſſor Riemer; beyde geſellten ſich zu uns und ſo wurde denn die Waſſersnoth von Petersburg abermals durchgeſprochen, wobey Coudray uns durch Zeichnung des Planes jener Stadt die Einwirkungen der Newa und übrige Localität deutlich machte.

1 8 2 5.

Digitized by Google

Montag den 10. Januar 1825.

Bey ſeinem großen Intereſſe für die engliſche Nation hatte Goethe mich erſucht, die hier anweſenden jungen Engländer ihm nach und nach vorzuſtellen. Heute um fünf Uhr erwartete er mich mit dem engliſchen Ingenieur-Officier, Herrn H., von welchem ich ihm vorläufig viel Gutes hatte ſagen können. Wir gingen alſo zur beſtimmten Stunde hin und wurden durch den Bedienten in ein angenehm erwärmtes Zimmer geführt, wo Goethe in der Regel Nachmittags und Abends zu ſeyn pflegt. Drey Lichter brannten auf dem Tiſch; aber Goethe war nicht darin, wir hörten ihn in dem anſtoßenden Saale ſprechen.

Herr H. ſah ſich derweile um und bemerkte, außer den Gemälden und einer großen Gebirgscharte an den Wänden, ein Repoſitorium mit vielen Mappen, von welchen ich ihm ſagte, daß ſie viele Handzeichnungen berühmter Meiſter und Kupferſtiche nach den beſten Gemälden aller Schulen enthielten, die Goethe im Leben

nach und nach geſammelt habe und deren wiederholte Betrachtung ihm Unterhaltung gewähre.

Nachdem wir einige Minuten gewartet hatten, trat Goethe zu uns herein und begrüßte uns freundlich. „Ich darf Sie gradezu in deutſcher Sprache anreden, wendete er ſich an Herrn H., denn ich höre, Sie ſind im Deutſchen ſchon recht bewandert.“ Dieſer erwiederte hierauf mit Wenigem freundlich, und Goethe bat uns darauf, Platz zu nehmen.

Die Perſönlichkeit des Herrn H. mußte auf Goethe einen guten Eindruck machen, denn ſeine große Liebenswürdigkeit und heitere Milde zeigte ſich dem Fremden gegenüber heute in ihrer wahren Schönheit. „Sie haben wohl gethan, ſagte er, daß Sie, um deutſch zu lernen, zu uns herüber gekommen ſind, wo Sie nicht allein die Sprache leicht und ſchnell gewinnen, ſondern auch die Elemente, worauf ſie ruhet, unſern Boden, Clima, Lebensart, Sitten, geſellſchaftlichen Verkehr, Verfaſſung und dergleichen mit nach England im Geiſte hinüber nehmen.“

Das Intereſſe für die deutſche Sprache, erwiederte Herr H., iſt jetzt in England groß und wird täglich allgemeiner, ſo daß jetzt faſt kein junger Engländer von guter Familie iſt, der nicht deutſch lernte.

„Wir Deutſchen, verſetzte Goethe freundlich, haben es jedoch Ihrer Nation in dieſer Hinſicht um ein halbes Jahrhundert zuvorgethan. Ich beſchäftige mich ſeit

fünfzig Jahren mit der engliſchen Sprache und Literatur, ſo daß ich Ihre Schriftſteller und das Leben und die Einrichtung Ihres Landes ſehr gut kenne. Käme ich nach England hinüber, ich würde kein Fremder ſeyn.“

„Aber, wie geſagt, Ihre jungen Landsleute thun wohl, daß ſie jetzt zu uns kommen und auch unſere Sprache lernen. Denn nicht allein, daß unſere eigene Literatur es an ſich verdient, ſondern es iſt auch nicht zu läugnen, daß, wenn einer jetzt das Deutſche gut verſteht, er viele andere Sprachen entbehren kann. Von der franzöſiſchen rede ich nicht, ſie iſt die Sprache des Umgangs und ganz beſonders auf Reiſen unentbehrlich, weil ſie jeder verſteht und man ſich in allen Ländern mit ihr, ſtatt eines guten Dolmetſchers aushelfen kann. Was aber das Griechiſche, Lateiniſche, Italieniſche und Spaniſche betrifft, ſo können wir die vorzüglichſten Werke dieſer Nationen in ſo guten deutſchen Überſetzungen leſen, daß wir, ohne ganz beſondere Zwecke nicht Urſache haben, auf die mühſame Erlernung jener Sprachen viele Zeit zu verwenden. Es liegt in der deutſchen Natur, alles Ausländiſche in ſeiner Art zu würdigen und ſich fremder Eigenthümlichkeit zu bequemen. Dieſes, und die große Fügſamkeit unſerer Sprache macht denn die deutſchen Überſetzungen durchaus treu und vollkommen.“

„Und dann iſt wohl nicht zu läugnen, daß man im Allgemeinen mit einer guten Überſetzung ſehr weit

kommt. Friedrich der Große konnte kein Latein, aber er las ſeinen Cicero in der franzöſiſchen Überſetzung eben ſo gut als wir andern in der Urſprache.“

Dann das Geſpräch auf das Theater wendend fragte Goethe Herrn H., ob er es viel beſuche. Ich beſuche das Theater jeden Abend, antwortete dieſer, und ich finde, daß der Gewinn für das Verſtehen der Sprache ſehr groß iſt. „Es iſt merkwürdig, erwiederte Goethe, daß das Ohr, und überall das Vermögen des Verſtehens dem des Sprechens voraufeilt, ſo daß einer bald ſehr gut alles verſtehen, aber keinesweges alles ausdrücken kann.“ Ich finde täglich, entgegnete Herr H., daß dieſe Bemerkung ſehr wahr iſt; denn ich verſtehe ſehr gut alles was geſprochen wird, auch ſehr gut alles was ich leſe, ja ich fühle ſogar, wenn einer im Deutſchen ſich nicht richtig ausdrückt. Allein wenn ich ſpreche, ſo ſtockt es und ich weiß nicht recht zu ſagen was ich möchte. Eine leichte Converſation bey Hofe, ein Spaß mit den Damen, eine Unterhaltung beym Tanz und dergleichen gelingt mir ſchon. Will ich aber im Deutſchen über einen höheren Gegenſtand meine Meinung hervorbringen, will ich etwas Eigenthümliches und Geiſtreiches ſagen, ſo ſtockt es und ich kann nicht fort. „Da tröſten und beruhigen Sie ſich nur, erwiederte Goethe, denn dergleichen Ungewöhnliches auszudrücken wird uns wohl in unſerer eigenen Mutterſprache ſchwer.“

Goethe fragte darauf Herrn H., was er von deutſcher Literatur geleſen habe. Ich habe den Egmont geleſen, antwortete dieſer, und habe an dem Buche ſo viele Freude gehabt, daß ich dreymal zu ihm zurückgekehrt bin. So auch hat Torquato Taſſo mir vielen Genuß gewährt. Jetzt leſe ich den Fauſt, ich finde aber, daß er ein wenig ſchwer iſt. Goethe lachte bey dieſen letzten Worten. „Freylich, ſagte er, würde ich Ihnen zum Fauſt noch nicht gerathen haben. Es iſt tolles Zeug und geht über alle gewöhnlichen Empfindungen hinaus. Aber da Sie es von ſelbſt gethan haben, ohne mich zu fragen, ſo mögen Sie ſehen wie Sie durchkommen. Fauſt iſt ein ſo ſeltſames Individuum, daß nur wenige Menſchen ſeine inneren Zuſtände nachempfinden können. So der Character des Mephiſtopheles iſt durch die Ironie und als lebendiges Reſultat einer großen Weltbetrachtung wieder etwas ſehr Schweres. Doch ſehen Sie zu, was für Lichter ſich Ihnen dabey aufthun. Der Taſſo dagegen ſteht dem allgemeinen Menſchengefühl bey weitem näher, auch iſt das Ausführliche ſeiner Form einem leichteren Verſtändniß günſtig.“ Dennoch, erwiederte Herr H., hält man in Deutſchland den Taſſo für ſchwer, ſo daß man ſich wunderte, als ich ſagte, daß ich ihn leſe. „Die Hauptſache beym Taſſo, ſagte Goethe, iſt die, daß man kein Kind mehr ſey und gute Geſellſchaft nicht entbehrt habe. Ein junger Mann von guter Familie mit hinreichendem Geiſt und Zartſinn

und genugſamer äußeren Bildung, wie ſie aus dem Umgange mit vollendeten Menſchen der höheren und höchſten Stände hervorgeht, wird den Taſſo nicht ſchwer finden."

Das Geſpräch lenkte ſich auf den Egmont, und Goethe ſagte darüber Folgendes: „Ich ſchrieb den Egmont im Jahre 1775, alſo vor funfzig Jahren. Ich hielt mich ſehr treu an die Geſchichte und ſtrebte nach möglichſter Wahrheit. Als ich darauf zehn Jahre ſpäter in Rom war, las ich in den Zeitungen, daß die geſchilderten revolutionären Scenen in den Niederlanden ſich buchſtäblich wiederholten. Ich ſah daraus, daß die Welt immer dieſelbige bleibt und daß meine Darſtellung einiges Leben haben mußte."

Unter dieſen und ähnlichen Geſprächen war die Zeit des Theaters herangekommen und wir ſtanden auf und wurden von Goethe freundlich entlaſſen.

Im Nachhauſegehen fragte ich Herrn H., wie ihm Goethe gefallen. Ich habe nie einen Mann geſehen, antwortete dieſer, der bey aller liebevollen Milde ſo viel angeborene Würde beſäße. Er iſt immer groß, er mag ſich ſtellen und ſich herablaſſen wie er wolle.

Dienſtag den 18. Januar 1825.

Ich ging heute um fünf Uhr zu Goethe, den ich in einigen Tagen nicht geſehen hatte, und verlebte mit ihm einen ſchönen Abend. Ich fand ihn in ſeiner Arbeitsſtube in der Dämmerung ſitzend in Geſprächen mit ſeinem Sohn und dem Hofrath Rehbein, ſeinem Arzt. Ich ſetzte mich zu ihnen an den Tiſch. Wir ſprachen noch eine Weile in der Dämmerung, dann ward Licht gebracht und ich hatte die Freude, Goethe vollkommen friſch und heiter vor mir zu ſehen.

Er erkundigte ſich, wie gewöhnlich, theilnehmend nach dem, was mir in dieſen Tagen Neues begegnet, und ich erzählte ihm, daß ich die Bekanntſchaft einer Dichterin gemacht habe. Ich konnte zugleich ihr nicht gewöhnliches Talent rühmen, und Goethe, der einige ihrer Producte gleichfalls kannte, ſtimmte in dieſes Lob mit ein. „Eins von ihren Gedichten, ſagte er, wo ſie eine Gegend ihrer Heimath beſchreibt, iſt von einem höchſt eigenthümlichen Character. Sie hat eine gute Richtung auf äußere Gegenſtände, auch fehlt es ihr nicht an guten inneren Eigenſchaften. Freylich wäre auch manches an ihr auszuſetzen, wir wollen ſie jedoch gehen laſſen und ſie auf dem Wege nicht irren, den das Talent ihr zeigen wird."

Das Geſpräch kam nun auf die Dichterinnen im

Allgemeinen und der Hofrath Rehbein bemerkte, daß das poetiſche Talent der Frauenzimmer ihm oft als eine Art von geiſtigem Geſchlechtstrieb vorkomme. „Da hören Sie nur, ſagte Goethe lachend, indem er mich anſah, geiſtigen Geſchlechtstrieb! — wie der Arzt das zurechtlegt! —“ Ich weiß nicht, ob ich mich recht ausdrücke, fuhr dieſer fort, aber es iſt ſo etwas. Gewöhnlich haben dieſe Weſen das Glück der Liebe nicht genoſſen und ſie ſuchen nun in geiſtigen Richtungen Erſatz. Wären ſie zu rechter Zeit verheirathet und hätten ſie Kinder geboren, ſie würden an poetiſche Productionen nicht gedacht haben.

„Ich will nicht unterſuchen, ſagte Goethe, in wiefern Sie in dieſem Falle Recht haben; aber bey Frauenzimmer-Talenten anderer Art habe ich immer gefunden, daß ſie mit der Ehe aufhörten. Ich habe Mädchen gekannt, die vortrefflich zeichneten, aber ſobald ſie Frauen und Mütter wurden, war es aus; ſie hatten mit den Kindern zu thun und nahmen keinen Griffel mehr in die Hand.“

„Doch unſere Dichterinnen, fuhr er ſehr lebhaft fort, möchten immer dichten und ſchreiben, ſoviel ſie wollten, wenn nur unſere Männer nicht wie die Weiber ſchrieben! Aber das iſt es, was mir nicht gefällt. Man ſehe doch nur unſere Zeitſchriften und Taſchenbücher, wie das alles ſo ſchwach iſt und immer ſchwächer wird! — Wenn man jetzt ein Capitel des Cellini im Mor-

genblatt abdrucken ließe, wie würde ſich das aus-
nehmen! —"

„Unterdeſſen, fuhr er heiter fort, wollen wir es gut ſeyn laſſen und uns unſeres kräftigen Mädchens in Halle freuen, die uns mit männlichem Geiſte in die ſerbiſche Welt einführt. Die Gedichte ſind vortrefflich! es ſind einige darunter, die ſich dem hohen Liede an die Seite ſetzen laſſen, und das will etwas heißen. Ich habe den Aufſatz über dieſe Gedichte beendigt und er iſt auch bereits abgedruckt." Mit dieſen Worten reichte er mir die erſten vier Aushängebogen eines neuen Heftes von Kunſt und Alterthum zu, wo ich dieſen Aufſatz fand. „Ich habe die einzelnen Gedichte ihrem Hauptinhalte nach mit kurzen Worten characteriſirt und Sie werden ſich über die köſtlichen Motive freuen. Rehbein iſt ja auch der Poeſie nicht unkundig, wenigſtens was den Gehalt und Stoff betrifft, und er hört vielleicht gerne mit zu, wenn Sie dieſe Stelle vorleſen."

Ich las den Inhalt der einzelnen Gedichte langſam. Die angedeuteten Situationen waren ſo ſprechend und ſo zeichnend, daß mir bey einem jeden Wort ein ganzes Gedicht ſich vor den Augen aufbildete. Beſonders anmuthig wollten mir die folgenden erſcheinen.

1.

Sittſamkeit eines ſerbiſchen Mädchens, welches die ſchönen Augenwimpern niemals aufſchlägt.

2.

Innerer Streit des Liebenden, der als Brautführer ſeine Geliebte einem Dritten zuführen ſoll.

3.

Beſorgt um den Geliebten, will das Mädchen nicht ſingen, um nicht froh zu ſcheinen.

4.

Klage über Umkehrung der Sitten, daß der Jüngling die Wittwe freye, der Alte die Jungfrau.

5.

Klage eines Jünglings, daß die Mutter der Tochter zu viel Freyheit gebe.

6.

Vertraulich=frohes Geſpräch des Mädchens mit dem Pferde, das ihr ſeines Herrn Neigung und Abſichten verräth.

7.

Mädchen will den Ungeliebten nicht.

8.

Die ſchöne Kellnerin; ihr Geliebter iſt nicht mit unter den Gäſten.

9.

Finden und zartes Aufwecken der Geliebten.

10.

Welches Gewerbes wird der Gatte ſeyn?

11.

Liebesfreuden verſchwatzt.

12.

Der Liebende kommt aus der Fremde, beobachtet ſie am Tage, überraſcht ſie zu Nacht.

Ich bemerkte, daß dieſe bloßen Motive ſo viel Leben in mir anregten, als läſe ich die Gedichte ſelbſt, und daß ich daher nach dem Ausgeführten gar kein Verlangen trage.

„Sie haben ganz Recht, ſagte Goethe, es iſt ſo. Aber Sie ſehen daraus die große Wichtigkeit der Motive, die niemand begreifen will. Unſere Frauenzimmer haben davon nun vollends keine Ahndung. Dieß Gedicht iſt ſchön, ſagen ſie, und denken dabey bloß an die Empfindungen, an die Worte, an die Verſe. Daß aber die wahre Kraft und Wirkung eines Gedichts in der Situation, in den Motiven beſteht, daran denkt niemand. Und aus dieſem Grunde werden denn auch Tauſende von Gedichten gemacht, wo das Motiv durchaus null iſt, und die bloß durch Empfindungen und klingende Verſe eine Art von Exiſtenz vorſpiegeln. Überhaupt haben die Dilettanten und beſonders die Frauen von der Poeſie ſehr ſchwache Begriffe. Sie glauben gewöhnlich, wenn ſie nur das Techniſche loshätten, ſo hätten ſie das Weſen und wären gemachte Leute; allein ſie ſind ſehr in der Irre."

Profeſſor Riemer ließ ſich melden; Hofrath Rehbein empfahl ſich. Riemer ſetzte ſich zu uns. Das Geſpräch über die Motive der ſerbiſchen Liebesgedichte ging fort.

Riemer kannte ſchon, wovon die Rede war, und er machte die Bemerkung, daß man nach den obigen Inhalts-Andeutungen nicht allein Gedichte machen könne, ſondern daß auch jene Motive, ohne ſie aus dem Serbiſchen gekannt zu haben, von deutſcher Seite ſchon wären gebraucht und gebildet worden. Er gedachte hierauf einiger Gedichte von ſich ſelber, ſo wie mir während dem Leſen ſchon einige Gedichte von Goethe eingefallen waren, die ich erwähnte.

„Die Welt bleibt immer dieſelbe, ſagte Goethe, die Zuſtände wiederholen ſich, das eine Volk lebt, liebt und empfindet wie das andere, warum ſollte denn der eine Poet nicht wie der andere dichten? Die Situationen des Lebens ſind ſich gleich, warum ſollten denn die Situationen der Gedichte ſich nicht gleich ſeyn?“

Und eben dieſe Gleichheit des Lebens und der Empfindungen, ſagte Riemer, macht es ja, daß wir im Stande ſind, die Poeſie anderer Völker zu verſtehen. Wäre dieſes nicht, ſo würden wir ja bey ausländiſchen Gedichten nie wiſſen, wovon die Rede iſt.

Mir ſind daher, nahm ich das Wort, immer die Gelehrten höchſt ſeltſam vorgekommen, welche die Meinung zn haben ſcheinen, das Dichten geſchehe nicht vom Leben zum Gedicht, ſondern vom Buche zum Gedicht. Sie ſagen immer: das hat er dort her und das dort! — Finden ſie z. B. beym Shakſpeare Stellen, die bey den Alten auch vorkommen, ſo ſoll er es auch

von den Alten haben! So giebt es unter andern beym Shakſpeare eine Situation, wo man beym Anblick eines ſchönen Mädchens die Eltern glücklich preiſet, die ſie Tochter nennen, und den Jüngling glücklich, der ſie als Braut heimführen wird. Und weil nun beym Homer daſſelbige vorkommt, ſo ſoll es der Sheakſpeare auch vom Homer haben! — Wie wunderlich! Als ob man nach ſolchen Dingen ſo weit zu gehen brauchte, und als ob man dergleichen nicht täglich vor Augen hätte und empfände und ausſpräche!

„Ach ja, ſagte Goethe, das iſt höchſt lächerlich!“

So auch, fuhr ich fort, zeigt ſelbſt Lord Byron ſich nicht klüger, wenn er Ihren Fauſt zerſtückelt und der Meinung iſt, als hätten Sie dieſes hier her und jenes dort.

„Ich habe, ſagte Goethe, alle jene von Lord Byron angeführten Herrlichkeiten größtentheils nicht einmal geleſen, viel weniger habe ich daran gedacht, als ich den Fauſt machte. Aber Lord Byron iſt nur groß wenn er dichtet, ſobald er reflectirt, iſt er ein Kind. So weiß er ſich auch gegen dergleichen ihn ſelbſt betreffende unverſtändige Angriffe ſeiner eigenen Nation nicht zu helfen; er hätte ſich ſtärker dagegen ausdrücken ſollen. Was da iſt, das iſt mein! hätte er ſagen ſollen, und ob ich es aus dem Leben oder aus dem Buche genommen, das iſt gleichviel, es kam bloß darauf an, daß ich es recht gebrauchte! Walter Scott benutzte eine

Scene meines Egmonts uud er hatte ein Recht dazu, und weil es mit Verſtand geſchah, ſo iſt er zu loben. So auch hat er den Character meiner Mignon in einem ſeiner Romane nachgebildet; ob aber mit eben ſo viel Weisheit? iſt eine andere Frage. Lord Byrons verwandelter Teufel iſt ein fortgeſetzter Mephiſtopheles, und das iſt recht! hätte er aus origineller Grille ausweichen wollen, er hätte es ſchlechter machen müſſen. So ſingt mein Mephiſtopheles ein Lied von Shakſpeare, und warum ſollte er das nicht? warum ſollte ich mir die Mühe geben, ein eigenes zu erfinden, wenn das von Shakſpeare eben recht war und eben das ſagte, was es ſollte? Hat daher auch die Expoſition meines Fauſt mit der des Hiob einige Ähnlichkeit, ſo iſt das wiederum ganz recht und ich bin deßwegen eher zu loben als zu tadeln."

Goethe war in der beſten Laune. Er ließ eine Flaſche Wein kommen, wovon er Riemern und mir einſchenkte; er ſelbſt trank Marienbader Waſſer. Der Abend ſchien beſtimmt zu ſeyn, mit Riemern das Manuſcript ſeiner fortgeſetzten Selbſtbiographie durchzugehen, um vielleicht hinſichtlich des Ausdruckes hin und wieder noch Einiges zu verbeſſern. „Eckermann bleibt wohl bey uns und hört mit zu," ſagte Goethe, welches mir ſehr lieb war zu vernehmen, und ſo legte er denn Riemern das Manuſcript vor, der mit dem Jahre 1795 zu leſen anfing.

Digitized by Google

Ich hatte ſchon im Laufe des Sommers die Freude gehabt, alle dieſe noch ungedruckten Lebensjahre bis auf die neueſte Zeit herauf wiederholt zu leſen und zu betrachten. Aber jetzt in Goethe's Gegenwart ſie laut vorleſen zu hören, gewährte mir einen ganz neuen Genuß. — Riemer war auf den Ausdruck gerichtet und ich hatte Gelegenheit ſeine große Gewandtheit und ſeinen Reichthum an Worten und Wendungen zu bewundern. In Goethen aber war die geſchilderte Lebensepoche rege, er ſchwelgte in Erinnerungen und ergänzte bey Erwähnung einzelner Perſonen und Vorfälle das Geſchriebene durch detaillirte mündliche Erzählung. — Es war ein köſtlicher Abend! der bedeutendſten mitlebenden Männer ward wiederholt gedacht; zu Schillern jedoch, der dieſer Epoche von 1795 bis 1800 am engſten verflochten war, kehrte das Geſpräch immer von neuem zurück. Das Theater war ein Gegenſtand ihres gemeinſamen Wirkens geweſen, ſo auch fallen Goethe's vorzüglichſte Werke in jene Zeit. Der Wilhelm Meiſter wird beendigt, Hermann und Dorothea gleich hinterher entworfen und geſchrieben, Cellini überſetzt für die Horen, die Xenien gemeinſchaftlich gedichtet für Schillers Muſenalmanach, an täglichen Berührungspuncten war kein Mangel. Dieſes alles kam nun dieſen Abend zur Sprache und es fehlte Goethen nicht an Anlaß zu den intereſſanteſten Äußerungen.

„Hermann und Dorothea, ſagte er unter andern, iſt faſt das einzige meiner größeren Gedichte, das mir

noch Freude macht; ich kann es nie ohne innigen Antheil leſen. Beſonders lieb iſt es mir in der lateiniſchen Überſetzung; es kommt mir da vornehmer vor, als wäre, es der Form nach, zu ſeinem Urſprunge zurückgekehrt."

Auch vom Wilhelm Meiſter war wiederholt die Rede. „Schiller, ſagte er, tadelte die Einflechtung des Tragiſchen, als welches nicht in den Roman gehöre. Er hatte jedoch Unrecht, wie wir alle wiſſen. In ſeinen Briefen an mich ſind über den Wilhelm Meiſter die bedeutendſten Anſichten und Äußerungen. Es gehört dieſes Werk übrigens zu den incalculabelſten Productionen, wozu mir faſt ſelbſt der Schlüſſel fehlt. Man ſucht einen Mittelpunct, und das iſt ſchwer und nicht einmal gut. Ich ſollte meinen, ein reiches mannigfaltiges Leben, das unſern Augen vorübergeht, wäre auch an ſich etwas ohne ausgeſprochene Tendenz, die doch bloß für den Begriff iſt. Will man aber dergleichen durchaus, ſo halte man ſich an die Worte Friedrichs, die er am Ende an unſern Helden richtet, indem er ſagt: Du kommſt mir vor wie Saul, der Sohn Kis, der ausging, ſeines Vaters Eſelinnen zu ſuchen und ein Königreich fand. Hieran halte man ſich. Denn im Grunde ſcheint doch das Ganze nichts anderes ſagen zu wollen, als daß der Menſch, trotz aller Dummheiten und Verwirrungen, von einer höheren Hand geleitet, doch zum glücklichen Ziele gelange."

Der großen Cultur der mittleren Stände ward darauf gedacht, die ſich ſeit den letzten funfzig Jahren über Deutſchland verbreitet, und Goethe ſchrieb die Verdienſte hierum weniger Leſſingen zu, als Herdern und Wieland. „Leſſing, ſagte er, war der höchſte Verſtand, und nur ein eben ſo großer konnte von ihm wahrhaft lernen. Dem Halbvermögen war er gefährlich" Er nannte einen Journaliſten, der ſich nach Leſſing gebildet und am Ende des vorigen Jahrhunderts eine Rolle, aber keine edle geſpielt habe, weil er ſeinem großen Vorgänger ſo weit nachgeſtanden.

„Wielanden, ſagte Goethe, verdankt das ganze obere Deutſchland ſeinen Styl. Es hat viel von ihm gelernt und die Fähigkeit ſich gehörig auszudrücken iſt nicht das geringſte."

Bey Erwähnung der Xenien rühmte Goethe beſonders die von Schiller, die er ſcharf und ſchlagend nannte, dagegen ſeine eigenen unſchuldig und geringe. „Den Thierkreis, ſagte er, welcher von Schiller iſt, leſe ich ſtets mit Bewunderung. Die guten Wirkungen, die ſie zu ihrer Zeit auf die deutſche Literatur ausübten, ſind gar nicht zu berechnen." Viele Perſonen wurden bey dieſer Gelegenheit genannt, gegen welche die Xenien gerichtet waren; ihre Namen ſind jedoch meinem Gedächtniß entgangen.

Nachdem nun ſo, von dieſen und hundert andern intereſſanten Äußerungen und Einflechtungen Goethe's

unterbrochen, das gedachte Manuſcript bis zu Ende des Jahres 1800 vorgeleſen und beſprochen war, legte Goethe die Papiere an die Seite und ließ an einem Ende des großen Tiſches, an dem wir ſaßen, decken und ein kleines Abendeſſen bringen. Wir ließen es uns wohl ſeyn; Goethe ſelbſt rührte aber keinen Biſſen an, wie ich ihn denn nie Abends habe eſſen ſehen. Er ſaß bey uns, ſchenkte uns ein, putzte die Lichter und erquickte uns überdieß geiſtig mit den herrlichſten Worten. Das Andenken Schillers war in ihm ſo lebendig, daß die Geſpräche dieſer letzten Hälfte des Abends nur ihm gewidmet waren.

Riemer erinnerte an Schillers Perſönlichkeit. Der Bau ſeiner Glieder, ſein Gang auf der Straße, jede ſeiner Bewegungen, ſagte er, war ſtolz, nur die Augen waren ſanft. „Ja, ſagte Goethe, alles Übrige an ihm war ſtolz und großartig, aber ſeine Augen waren ſanft. Und wie ſein Körper war ſein Talent. Er griff in einen großen Gegenſtand kühn hinein und betrachtete und wendete ihn hin und her und ſah ihn ſo an und ſo, und handhabte ihn ſo und ſo. Er ſah ſeinen Gegenſtand gleichſam nur von Außen an, eine ſtille Entwickelung aus dem Innern war nicht ſeine Sache. Sein Talent war mehr deſultoriſch. Deßhalb war er auch nie entſchieden und konnte nie fertig werden. Er wechſelte oft noch eine Rolle kurz vor der Probe.“

„Und wie er überall kühn zu Werke ging, ſo war

er auch nicht für vieles Motiviren. Ich weiß, was ich mit ihm beym Tell für Noth hatte, wo er geradezu den Geßler einen Apfel vom Baum brechen und vom Kopf des Knaben ſchießen laſſen wollte. Dieß war nun ganz gegen meine Natur, und ich überredete ihn, dieſe Grauſamkeit doch wenigſtens dadurch zu motiviren, daß er Tells Knaben mit der Geſchicklichkeit ſeines Vaters gegen den Landvogt groß thun laſſe, indem er ſagt, daß er wohl auf hundert Schritte ein Apfel vom Baum ſchieße. Schiller wollte anfänglich nicht daran, aber er gab doch endlich meinen Vorſtellungen und Bitten nach und machte es ſo wie ich ihm gerathen."

„Daß ich dagegen oft zu viel motivirte, entfernte meine Stücke vom Theater. Meine Eugenie iſt eine Kette von lauter Motiven und dieß kann auf der Bühne kein Glück machen."

„Schillers Talent war recht fürs Theater geſchaffen. Mit jedem Stück ſchritt er vor und ward er vollendeter; doch war es wunderlich, daß ihm noch von den Räubern her ein gewiſſer Sinn für das Grauſame anklebte, der ſelbſt in ſeiner ſchönſten Zeit ihn nie ganz verlaſſen wollte. So erinnere ich mich noch recht wohl, daß er im Egmont in der Gefängnißſcene, wo dieſem das Urtheil vorgeleſen wird, den Alba in einer Maske und in einen Mantel gehüllt im Hintergrunde erſcheinen ließ, um ſich an dem Effect zu weiden, den das Todes-Urtheil auf Egmont haben würde. Hiedurch ſollte ſich

der Alba als unerſättlich in Rache und Schadenfreude darſtellen. Ich proteſtirte jedoch und die Figur blieb weg. Er war ein wunderlicher großer Menſch."

„Alle acht Tage war er ein Anderer und ein Vollendeterer; jedesmal wenn ich ihn wiederſah, erſchien er mir vorgeſchritten in Beleſenheit, Gelehrſamkeit und Urtheil. Seine Briefe ſind das ſchönſte Andenken, das ich von ihm beſitze, und ſie gehören mit zu dem Vortrefflichſten, was er geſchrieben. Seinen letzten Brief bewahre ich als ein Heiligthum unter meinen Schätzen." Goethe ſtand auf und holte ihn. „Da ſehen und leſen Sie", ſagte er, indem er mir ihn zureichte.

Der Brief war ſchön und mit kühner Hand geſchrieben. Er enthielt ein Urtheil über Goethe's Anmerkungen zu Rameau's Neffen, welche die franzöſiſche Literatur jener Zeit darſtellen, und die er Schillern in Manuſcript zur Anſicht mitgetheilt hatte. Ich las den Brief Riemern vor. „Sie ſehen, ſagte Goethe, wie ſein Urtheil treffend und beyſammen iſt, und wie die Handſchrift durchaus keine Spur irgend einer Schwäche verräth. — Er war ein prächtiger Menſch und bey völligen Kräften iſt er von uns gegangen. Dieſer Brief iſt vom 24. April 1805. — Schiller ſtarb am 9. May."

Wir betrachteten den Brief wechſelsweiſe und freuten uns des klaren Ausdrucks wie der ſchönen Handſchrift, und Goethe widmete ſeinem Freunde noch man=

ches Wort eines liebevollen Andenkens, bis es ſpät gegen eilf Uhr geworden war und wir gingen.

Donnerstag den 24. Februar 1825.

„Wäre es meine Sache noch, dem Theater vorzuſtehen, ſagte Goethe dieſen Abend, ich würde Byrons Dogen von Venedig auf die Bühne bringen. Freylich iſt das Stück zu lang und es müßte gekürzt werden; aber man müßte nichts daran ſchneiden und ſtreichen, ſondern es ſo machen: Man müßte den Inhalt jeder Scene in ſich aufnehmen und ihn bloß kürzer wiedergeben. Dadurch würde das Stück zuſammengehen, ohne daß man ihm durch Änderungen ſchadete und es würde an kräftiger Wirkung durchaus gewinnen, ohne im Weſentlichen von ſeinem Schönen etwas einzubüßen.“

Dieſe Äußerung Goethe's gab mir eine neue Anſicht, wie man beym Theater in hundert ähnlichen Fällen zu verfahren habe, und ich war über dieſe Maxime, die freylich einen guten Kopf, ja einen Poeten vorausſetzt der ſeine Sache verſteht, höchſt erfreut.

Wir ſprachen über Lord Byron weiter und ich erwähnte, wie er in ſeinen Converſationen mit Medwin es als etwas höchſt Schwieriges und Undankbares ausgeſprochen habe, für das Theater zu ſchreiben. „Es kommt darauf an, ſagte Goethe, daß der Dichter die

Bahn zu treffen wiſſe, die der Geſchmack und das Intereſſe des Publicums genommen hat. Fällt die Richtung des Talents mit der des Publicums zuſammen, ſo iſt alles gewonnen. Dieſe Bahn hat Houwald mit ſeinem Bilde getroffen, daher der allgemeine Beyfall. Lord Byron wäre vielleicht nicht ſo glücklich geweſen, inſofern ſeine Richtungen von der des Publicums abwichen. Denn es fragt ſich hiebey keineswegs, wie groß der Poet ſey, vielmehr kann ein ſolcher, der mit ſeiner Perſönlichkeit aus dem allgemeinen Publicum wenig hervorragt, oft eben dadurch die allgemeinſte Gunſt gewinnen."

Wir ſetzten das Geſpräch über Lord Byron fort und Goethe bewunderte ſein außerordentliches Talent. „Dasjenige, was ich die Erfindung nenne, ſagte er, iſt mir bey keinem Menſchen in der Welt größer vorgekommen als bey ihm. Die Art und Weiſe, wie er einen dramatiſchen Knoten löſet, iſt ſtets über alle Erwartung und immer beſſer, als man es ſich dachte." Mir geht es mit Shakſpeare ſo, erwiederte ich, namentlich mit dem Falſtaff, wenn er ſich feſtgelogen hat und ich mich frage, was ich ihn thun laſſen würde, um ſich wieder loszuhelfen, wo denn freylich Shakſpeare alle meine Gedanken bey weitem übertrifft. Daß aber Sie ein Gleiches von Lord Byron ſagen, iſt wohl das höchſte Lob, das dieſem zu Theil werden kann. Jedoch, fügte ich hinzu, ſteht der Poet, der Anfang und Ende

klar überſieht, gegen den befangenen Leſer bey weitem im Vortheil.

Goethe gab mir Recht und lachte dann über Lord Byron, daß Er, der ſich im Leben nie gefügt und der nie nach einem Geſetz gefragt, ſich endlich dem dümmſten Geſetz der drey Einheiten unterworfen habe. „Er hat den Grund dieſes Geſetzes ſo wenig verſtanden, ſagte er, als die übrige Welt. Das Faßliche iſt der Grund, und die drey Einheiten ſind nur in ſo fern gut, als dieſes durch ſie erreicht wird. Sind ſie aber dem Faßlichen hinderlich, ſo iſt es immer unverſtändig ſie als Geſetz betrachten und befolgen zu wollen. Selbſt die Griechen, von denen dieſe Regel ausging, haben ſie nicht immer befolgt; im Phaëthon des Euripides und in andern Stücken wechſelt der Ort, und man ſieht alſo, daß die gute Darſtellung ihres Gegenſtandes ihnen mehr galt als der blinde Reſpect vor einem Geſetz, das an ſich nie viel zu bedeuten hatte. Die Shakſpear'ſchen Stücke gehen über die Einheit der Zeit und des Orts ſo weit hinaus als nur möglich; aber ſie ſind faßlich, es iſt nichts faßlicher als ſie, und deßhalb würden auch die Griechen ſie untadelig finden. Die franzöſiſchen Dichter haben dem Geſetz der drey Einheiten am ſtrengſten Folge zu leiſten geſucht, aber ſie ſündigen gegen das Faßliche, indem ſie ein dramatiſches Geſetz nicht dramatiſch löſen, ſondern durch Erzählung."

Ich dachte hiebey an die Feinde von Houwald,

bey welchem Drama der Verfaſſer ſich auch ſehr im Lichte ſtand, indem er, um die Einheit des Orts zu bewahren, im erſten Act dem Faßlichen ſchadete und überhaupt eine mögliche größere Wirkung ſeines Stückes einer Grille opferte, die ihm niemand Dank weiß. Dagegen dachte ich auch an den Götz von Berlichingen, welches Stück über die Einheit der Zeit und des Orts ſo weit hinausgeht als nur immer möglich; aber auch ſo in der Gegenwart ſich entwickelnd, alles vor die unmittelbare Anſchauung bringend, und daher ſo echt dramatiſch und faßlich iſt als nur irgend ein Stück in der Welt. Auch dachte ich, daß die Einheit der Zeit und des Orts dann natürlich und im Sinne der Griechen wäre, wenn ein Factum ſo wenig Umfang habe, daß es ſich in gehöriger Zeit vor unſern Augen im Detail entwickeln könne; daß aber bey einer großen, durch verſchiedene Orte ſich machenden Handlung kein Grund ſey, ſolche auf einen Ort beſchränken zu wollen, um ſoweniger als bey unſeren jetzigen Bühnen zu beliebiger Verwandlung der Scene durchaus kein Hinderniß im Wege ſtehe.

Goethe fuhr über Lord Byron zu reden fort: „Seinem ſtets ins Unbegrenzte ſtrebenden Naturell, ſagte er, ſteht jedoch die Einſchränkung, die er ſich durch Beobachtung der drey Einheiten auflegte, ſehr wohl. Hätte er ſich doch auch im Sittlichen ſo zu begrenzen gewußt! Daß er dieſes nicht konnte, war ſein Verderben, und es

läßt ſich ſehr wohl ſagen, daß er an ſeiner Zügelloſigkeit zu Grunde gegangen iſt."

„Er war gar zu dunkel über ſich ſelbſt. Er lebte immer leidenſchaftlich in den Tag hin und wußte und bedachte nicht, was er that. Sich ſelber alles erlaubend und an Andern nichts billigend, mußte er es mit ſich ſelbſt verderben und die Welt gegen ſich aufregen. Mit ſeinen English Bards and Scotch Reviewers verletzte er gleich anfänglich die vorzüglichſten Literatoren. Um nachher nur zu leben, mußte er einen Schritt zurücktreten. In ſeinen folgenden Werken ging er in Oppoſition und Mißbilligung fort; Staat und Kirche blieben nicht unangetaſtet. Dieſes rückſichtsloſe Hinwirken trieb ihn aus England und hätte ihn mit der Zeit auch aus Europa getrieben. Es war ihm überall zu enge, und bey der gränzenloſeſten perſönlichen Freyheit fühlte er ſich beklommen; die Welt war ihm wie ein Gefängniß. Sein Gehen nach Griechenland war kein freiwilliger Entſchluß, ſein Mißverhältniß mit der Welt trieb ihn dazu."

„Daß er ſich vom Herkömmlichen, Patriotiſchen, losſagte, hat nicht allein einen ſo vorzüglichen Menſchen perſönlich zu Grunde gerichtet, ſondern ſein revolutionärer Sinn und die damit verbundene beſtändige Agitation des Gemüths hat auch ſein Talent nicht zur gehörigen Entwickelung kommen laſſen. Auch iſt die ewige Oppoſition und Mißbilligung ſeinen vortrefflichen Werken ſelbſt, ſo wie ſie daliegen, höchſt ſchädlich. Denn

nicht allein, daß das Unbehagen des Dichters ſich dem Leſer mittheilt, ſondern auch alles opponirende Wirken geht auf das Negative hinaus, und das Negative iſt nichts. Wenn ich das Schlechte ſchlecht nenne, was iſt da viel gewonnen? Nenne ich aber gar das Gute ſchlecht, ſo iſt viel geſchadet. Wer recht wirken will, muß nie ſchelten, ſich um das Verkehrte gar nicht bekümmern, ſondern nur immer das Gute thun. Denn es kommt nicht darauf an, daß eingeriſſen, ſondern daß etwas aufgebaut werde, woran die Menſchheit reine Freude empfinde."

Ich erquickte mich an dieſen herrlichen Worten und freute mich der köſtlichen Maxime.

„Lord Byron, fuhr Goethe fort, iſt zu betrachten: als Menſch, als Engländer und als großes Talent. Seine guten Eigenſchaften ſind vorzüglich vom Menſchen herzuleiten; ſeine ſchlimmen, daß er ein Engländer und ein Pär von England war; und ſein Talent iſt incommenſurabel."

„Alle Engländer ſind als ſolche ohne eigentliche Reflexion; die Zerſtreuung und der Parteygeiſt laſſen ſie zu keiner ruhigen Ausbildung kommen. Aber ſie ſind groß als praktiſche Menſchen."

„So konnte Lord Byron nie zum Nachdenken über ſich ſelbſt gelangen; deßwegen auch ſeine Reflexionen überhaupt ihm nicht gelingen wollen, wie ſein Symbolum: viel Geld und keine Obrigkeit! beweiſet, weil durchaus vieles Geld die Obrigkeit paralyſirt."

„Aber alles, was er produciren mag, gelingt ihm, und man kann wirklich ſagen, daß ſich bey ihm die Inſpiration an die Stelle der Reflexion ſetzt. Er mußte immer dichten! und da war denn alles, was vom Menſchen, beſonders vom Herzen ausging, vortrefflich. Zu ſeinen Sachen kam er, wie die Weiber zu ſchönen Kindern; ſie denken nicht daran und wiſſen nicht wie.“

„Er iſt ein großes Talent, ein geborenes, und die eigentlich poetiſche Kraft iſt mir bey niemanden größer vorgekommen als bey ihm. In Auffaſſung des Äußern und klarem Durchblick vergangener Zuſtände iſt er eben ſo groß als Shakſpeare. Aber Shakſpeare iſt als reines Individuum überwiegend. Dieſes fühlte Byron ſehr wohl, deßhalb ſpricht er vom Shakſpeare nicht viel, obgleich er ganze Stellen von ihm auswendig weiß. Er hätte ihn gern verläugnet, denn Shakſpeare's Heiterkeit iſt ihm im Wege; er fühlt, daß er nicht dagegen aufkann. Pope verläugnet er nicht, weil er ihn nicht zu fürchten hatte. Er nennt und achtet ihn vielmehr wo er kann, denn er weiß ſehr wohl, daß Pope nur eine Wand gegen ihn iſt.“

Goethe ſchien über Byron unerſchöpflich, und ich konnte nicht ſatt werden, ihm zuzuhören. Nach einigen kleinen Zwiſchengeſprächen fuhr er fort:

„Der hohe Stand als engliſcher Pär war Byron ſehr nachtheilig; denn jedes Talent iſt durch die Außenwelt genirt, geſchweige eins bey ſo hoher Geburt und

ſo großem Vermögen. Ein gewiſſer mittler Zuſtand iſt dem Talent bey weitem zuträglicher; weßhalb wir denn auch alle große Künſtler und Poeten in den mittleren Ständen finden. Byrons Hang zum Unbegrenzten hätte ihm bey einer geringeren Geburt und niederem Vermögen bey weitem nicht ſo gefährlich werden können. So aber ſtand es in ſeiner Macht, jede Anwandlung in Ausführung zu bringen und das verſtrickte ihn in unzählige Händel. Und wie ſollte ferner dem, der ſelbſt aus ſo hohem Stande war, irgend ein Stand imponiren und Rückſicht einflößen? Er ſprach aus, was ſich in ihm regte und das brachte ihn mit der Welt in einen unauflöslichen Conflict."

„Man bemerkt mit Verwunderung, fuhr Goethe fort, welcher große Theil des Lebens eines vornehmen reichen Engländers in Entführungen und Duellen zugebracht wird. Lord Byron erzählt ſelbſt, daß ſein Vater drey Frauen entführt habe. Da ſey einer einmal ein vernünftiger Sohn!"

„Er lebte eigentlich immer im Naturzuſtande, und bey ſeiner Art zu ſeyn, mußte ihm täglich das Bedürfniß der Nothwehr vorſchweben. Deßwegen ſein ewiges Piſtolenſchießen. Er mußte jeden Augenblick erwarten herausgefordert zu werden."

„Er konnte nicht allein leben. Deßwegen war er trotz aller ſeiner Wunderlichkeiten gegen ſeine Geſellſchaft höchſt nachſichtig. Er las das herrliche Gedicht über

den Tod des General Moore einen Abend vor, und ſeine edlen Freunde wiſſen nicht, was ſie daraus machen ſollen. Das rührt ihn nicht und er ſteckt es wieder ein. Als Poet beweiſt er ſich wirklich wie ein Lamm. Ein Anderer hätte ſie dem Teufel übergeben!"

Mittwoch den 20. April 1825.

Goethe zeigte mir dieſen Abend einen Brief eines jungen Studirenden, der ihn um den Plan zum zweyten Theile des Fauſt bittet, indem er den Vorſatz habe, dieſes Werk ſeinerſeits zu vollenden. — Trocken, gutmüthig und aufrichtig geht er mit ſeinen Wünſchen und Abſichten frey heraus, und äußert zuletzt ganz unverhohlen, daß es zwar mit allen übrigen neueſten literariſchen Beſtrebungen nichts ſey, daß aber in ihm eine neue Literatur friſch erblühen ſolle.

Wenn ich im Leben auf einen jungen Menſchen ſtieße, der Napoleons Welteroberungen fortzuſetzen ſich rüſtete, oder auf einen jungen Bau-Dilettanten, der den Cölner Dom zu vollenden ſich anſchickte, ſo würde ich mich über dieſe nicht mehr verwundern und ſie nicht verrückter und lächerlicher finden, als eben dieſen jungen Liebhaber der Poeſie, der Wahn genug beſitzt, aus bloßer Neigung den zweyten Theil des Fauſt machen zu können.

Ja ich halte es für möglicher, den Cölner Dom

auszubauen, als in Goethe's Sinne den Fauſt fortzuſetzen! Denn jenem ließe ſich doch allenfalls mathematiſch beykommen, er ſteht uns doch ſinnlich vor Augen und läßt ſich mit Händen greifen. Mit welchen Schnüren und Maaßen aber wollte man zu einem unſichtbaren geiſtigen Werk reichen, das durchaus auf dem Subject beruht, bey welchem alles auf das Aperçu ankommt, das zum Material ein großes ſelbſt durchlebtes Leben und zur Ausführung eine jahrelang geübte zur Meiſterſchaft geſteigerte Technik erfordert?

Wer ein ſolches Unternehmen für leicht, ja nur für möglich hält, hat ſicher nur ein ſehr geringes Talent, eben weil er keine Ahndung vom Hohen und Schwierigen beſitzt; und es ließe ſich ſehr wohl behaupten, daß, wenn Goethe ſeinen Fauſt bis auf eine Lücke von wenigen Verſen ſelbſt vollenden wollte, ein ſolcher Jüngling nicht fähig ſeyn würde, nur dieſe wenigen Verſe ſchicklich hineinzubringen.

Ich will nicht unterſuchen, woher unſerer jetzigen Jugend die Einbildung gekommen, daß ſie dasjenige als etwas Angeborenes bereits mit ſich bringe, was man bisher nur auf dem Wege vieljähriger Studien und Erfahrungen erlangen konnte, aber ſoviel glaube ich ſagen zu können, daß die in Deutſchland jetzt ſo häufig vorkommenden Äußerungen eines alle Stufen allmählicher Entwickelung keck überſchreitenden Sinnes zu künftigen Meiſterwerken wenige Hoffnung machen.

„Das Unglück iſt, ſagte Goethe, im Staat, daß niemand leben und genießen, ſondern jeder regieren, und in der Kunſt, daß niemand ſich des Hervorgebrachten freuen, ſondern jeder ſeinerſeits ſelbſt wieder produciren will.“

„Auch denkt niemand daran, ſich von einem Werk der Poeſie auf ſeinem eigenen Wege fördern zu laſſen, ſondern jeder will ſogleich wieder daſſelbige machen.“

„Es iſt ferner kein Ernſt da, der ins Ganze geht, kein Sinn dem Ganzen etwas zu Liebe zu thun, ſondern man trachtet nur, wie man ſein eigenes Selbſt bemerklich mache und es vor der Welt zu möglichſter Evidenz bringe. — Dieſes falſche Beſtreben zeigt ſich überall, und man thut es den neueſten Virtuoſen nach, die nicht ſowohl ſolche Stücke zu ihrem Vortrage wählen, woran die Zuhörer reinen muſikaliſchen Genuß haben, als vielmehr ſolche, worin der Spielende ſeine erlangte Fertigkeit könne bewundern laſſen. Überall iſt es das Individuum, das ſich herrlich zeigen will, und nirgends trifft man auf ein redliches Streben, das dem Ganzen und der Sache zu Liebe ſein eigenes Selbſt zurückſetzte.“

„Hiezu kommt ſodann, daß die Menſchen in ein pfuſcherhaftes Produciren hineinkommen, ohne es ſelbſt zu wiſſen. Die Kinder machen ſchon Verſe und gehen ſo fort und meinen als Jünglinge, ſie könnten was, bis ſie zuletzt als Männer zur Einſicht des Vortrefflichen

gelangen was da iſt und über die Jahre erſchrecken, die ſie in einer falſchen höchſt unzulänglichen Beſtrebung verloren haben."

„Ja, Viele kommen zur Erkenntniß des Vollendeten und ihrer eigenen Unzulänglichkeit nie und produciren Halbheiten bis an ihr Ende."

„Gewiß iſt es, daß wenn jeder früh genug zum Bewußtſeyn zu bringen wäre, wie die Welt von dem Vortrefflichſten ſo voll iſt und was dazu gehört, dieſen Werken etwas Gleiches an die Seite zu ſetzen, daß ſodann von jetzigen hundert dichtenden Jünglingen kaum ein Einziger Beharren und Talent und Muth genug in ſich fühlen würde, zu Erreichung einer ähnlichen Meiſterſchaft ruhig fortzugehen."

„Viele junge Maler würden nie einen Pinſel in die Hand genommen haben, wenn ſie früh genug gewußt und begriffen hätten, was denn eigentlich ein Meiſter wie Raphael gemacht hat."

Das Geſpräch lenkte ſich auf die falſchen Tendenzen im Allgemeinen uud Goethe fuhr fort:

„So war meine practiſche Tendenz zur bildenden Kunſt eigentlich eine falſche, denn ich hatte keine Natur-Anlage dazu und konnte ſich alſo dergleichen nicht aus mir entwickeln. Ein gewiſſe Zärtlichkeit gegen die landſchaftlichen Umgebungen war mir eigen und daher meine erſten Anfänge eigentlich hoffnungsvoll. Die Reiſe nach Italien zerſtörte dieſes practiſche Behagen; eine weite

Ausſicht trat an die Stelle, aber die liebevolle Fähigkeit ging verloren, und da ſich ein künſtleriſches Talent weder techniſch noch äſthetiſch entwickeln konnte, ſo zerfloß mein Beſtreben zu nichts.“

„Man ſagt mit Recht, fuhr Goethe fort, daß die gemeinſame Ausbildung menſchlicher Kräfte zu wünſchen und auch das Vorzüglichſte ſey. Der Menſch aber iſt dazu nicht geboren, jeder muß ſich eigentlich als ein beſonderes Weſen bilden, aber den Begriff zu erlangen ſuchen, was alle zuſammen ſind.“

Ich dachte hiebey an den Wilhelm Meiſter, wo gleichfalls ausgeſprochen iſt, daß nur alle Menſchen zuſammengenommen die Menſchheit ausmachen und wir nur in ſofern zu achten ſind, als wir zu ſchätzen wiſſen.

So auch dachte ich an die Wanderjahre, wo Jarmo immer nur zu Einem Handwerk räth und dabey ausſpricht, daß jetzt die Zeit der Einſeitigkeiten ſey und man den glücklich zu preiſen habe, der dieſes begreife und für ſich und Andere in ſolchem Sinne wirke.

Nun aber fragt es ſich, was jemand für ein Handwerk habe, damit er die Grenzen nicht überſchreite, aber auch nicht zu wenig thue.

Weſſen Sache es ſeyn wird, viele Fächer zu überſehen, zu beurtheilen, zu leiten, der ſoll auch eine möglichſte Einſicht in viele Fächer zu erlangen ſuchen. So kann ein Fürſt, ein künftiger Staatsmann, ſich

nicht vielſeitig genug ausbilden, denn die Vielſeitigkeit gehört zu ſeinem Handwerk.

Gleicherweiſe ſoll der Poet nach mannigfaltiger Kenntniß ſtreben; denn die ganze Welt iſt ſein Stoff, den er zu handhaben und auszuſprechen verſtehen muß.

Aber der Dichter ſoll kein Maler ſeyn wollen, ſondern ſich begnügen, die Welt durch das Wort wiederzugeben; ſo wie er dem Schauſpieler überläßt, ſie durch perſönliche Darſtellung uns vor die Augen zu bringen.

Denn Einſicht und Lebensthätigkeit ſollen wohl unterſchieden werden und man ſoll bedenken, daß jede Kunſt, ſobald es auf die Ausübung ankommt, etwas ſehr Schwieriges und Großes iſt, worin es zur Meiſterſchaft zu bringen ein eigenes Leben verlangt wird.

So hat Goethe nach vielſeitigſter Einſicht geſtrebt, aber in ſeiner Lebensthätigkeit hat er ſich nur auf Eins beſchränkt. Nur eine einzige Kunſt hat er geübt und zwar meiſterhaft geübt, nämlich die: Deutſch zu ſchreiben. Daß der Stoff, den er ausſprach, vielſeitiger Natur war, iſt eine andere Sache.

Gleicherweiſe ſoll man Ausbildung von Lebensthätigkeit wohl unterſcheiden.

So gehört zur Ausbildung des Dichters, daß ſein Auge zur Auffaſſung der äußeren Gegenſtände auf alle Weiſe geübt werde. Und wenn Goethe ſeine practiſche Tendenz zur bildenden Kunſt, inſofern er ſie zu ſeiner Lebensthätigkeit hätte machen wollen, eine falſche nennt,

ſo war ſie wiederum ganz am Orte, inſofern es ſeine Ausbildung als Dichter galt.

„Die Gegenſtändlichkeit meiner Poeſie, ſagte Goethe, bin ich denn doch jener großen Aufmerkſamkeit und Übung des Auges ſchuldig geworden; ſo wie ich auch die daraus gewonnene Kenntniß hoch anzuſchlagen habe.“

Hüten aber ſoll man ſich, die Grenzen ſeiner Ausbildung zu weit zu ſtecken.

„Die Naturforſcher, ſagte Goethe, werden am erſten dazu verführt, weil zur Betrachtung der Natur wirklich eine ſehr harmoniſche allgemeine Ausbildung erfordert wird.“

Dagegen aber ſoll ſich jeder, ſobald es die Kenntniſſe betrifft, die zu ſeinem Fache unerläßlich gehören, vor Beſchränkung und Einſeitigkeit zu bewahren ſuchen.

Ein Dichter, der für das Theater ſchreiben will, ſoll Kenntniß der Bühne haben, damit er die Mittel erwäge, die ihm zu Gebote ſtehen und er überhaupt wiſſe, was zu thun und zu laſſen ſey; ſo wie es dem Opern-Componiſten nicht an Einſicht der Poeſie fehlen darf, damit er das Schlechte vom Guten unterſcheiden könne und ſeine Kunſt nicht an etwas Unzulänglichem verſchwendet werde.

„Carl Maria von Weber, ſagte Goethe, mußte die Euryanthe nicht componiren; er mußte gleich ſehen, daß dieß ein ſchlechter Stoff ſey, woraus ſich nichts machen

laſſe. Dieſe Einſicht dürfen wir bey jedem Componiſten, als zu ſeiner Kunſt gehörig, vorausſetzen.“

So ſoll der Maler Kenntniß in Unterſcheidung der Gegenſtände haben; denn es gehört zu ſeinem Fache, daß er wiſſe, was er zu malen habe und was nicht.

„Im Übrigen aber, ſagte Goethe, iſt es zuletzt die größte Kunſt, ſich zu beſchränken und zu iſoliren.“

So hat er die ganze Zeit, die ich in ſeiner Nähe bin, mich ſtets vor allen ableitenden Richtungen zu bewahren und mich immer auf ein einziges Fach zu concentriren geſucht. Zeigte ich etwa Neigung, mich in Naturwiſſenſchaften umzuthun, ſo war immer ſein Rath, es zu unterlaſſen und mich für jetzt bloß an die Poeſie zu halten. Wollte ich ein Buch leſen, wovon er wußte, daß es mich auf meinem jetzigen Wege nicht weiter brächte, ſo widerrieth er es mir ſtets, indem er ſagte, es ſey für mich von keinem practiſchen Nutzen.

„Ich habe gar zu viele Zeit auf Dinge verwendet, ſagte er eines Tages, die nicht zu meinem eigentlichen Fache gehörten. Wenn ich bedenke, was Lopez de Vega gemacht hat, ſo kommt mir die Zahl meiner poetiſchen Werke ſehr klein vor. Ich hätte mich mehr an mein eigentliches Metier halten ſollen.“

„Hätte ich mich nicht ſo viel mit Steinen beſchäftiget, ſagte er ein andermal, und meine Zeit zu etwas Beſſerem verwendet, ich könnte den ſchönſten Schmuck von Diamanten haben.“

Aus gleicher Urſache ſchätzt und rühmt er an ſeinem Freunde Meyer, daß dieſer ausſchließlich auf das Studium der Kunſt ſein ganzes Leben verwendet habe, wodurch man ihm denn die höchſte Einſicht in dieſem Fache zugeſtehen müſſe.

„Ich bin auch in ſolcher Richtung frühzeitig hergekommen, ſagte Goethe, und habe auch faſt ein halbes Leben an Betrachtung und Studium von Kunſtwerken gewendet, aber Meyern kann ich es denn doch in gewiſſer Hinſicht nicht gleich thun. Ich hüte mich daher auch wohl, ein neues Gemälde dieſem Freunde ſogleich zu zeigen, ſondern ich ſehe zuvor zu, wieweit ich ihm meinerſeits beykommen kann. Glaube ich nun, über das Gelungene und Mangelhafte völlig im Klaren zu ſeyn, ſo zeige ich es Meyern, der denn freylich weit ſchärfer ſieht, und dem in manchem Betracht noch ganz andere Lichter dabey aufgehen. Und ſo ſehe ich immer von neuem, was es ſagen will und was dazu gehört, um in einer Sache durchaus groß zu ſeyn. In Meyern liegt eine Kunſt-Einſicht von ganzen Jahrtauſenden.“

Nun aber könnte man fragen, warum denn Goethe, wenn er ſo lebhaft durchdrungen ſey, daß der Menſch nur ein Einziges thun ſolle, warum denn gerade er ſelbſt ſein Leben an ſo höchſt vielſeitige Richtungen verwendet habe?

Hierauf antworte ich, daß, wenn Goethe jetzt in

die Welt käme und er die poetiſchen und wiſſenſchaftlichen Beſtrebungen ſeiner Nation bereits auf der Höhe vorfände, auf welche ſie jetzt, und zwar gröſstentheils durch ihn, gebracht ſind, er ſodann ſicher zu ſo mannigfaltigen Richtungen keine Veranlaſſung finden und ſich gewiß auf ein einziges Fach beſchränken würde.

So aber lag es nicht allein in ſeiner Natur, nach allen Seiten hin zu forſchen und ſich über die irdiſchen Dinge klar zu machen; ſondern es lag auch im Bedürfniß der Zeit, das Wahrgenommene auszuſprechen.

Er that bey ſeinem Erſcheinen zwey große Erbſchaften: der Irrthum und die Unzulänglichkeit fielen ihm zu daß er ſie hinwegräume, und verlangten ſeine lebenslänglichen Bemühungen nach vielen Seiten.

Wäre die Newtoniſche Theorie Goethen nicht als ein großer dem menſchlichen Geiſte höchſt ſchädlicher Irrthum erſchienen, glaubt man denn, daß es ihm je eingefallen ſeyn würde, eine Farbenlehre zu ſchreiben und vieljährige Bemühungen einer ſolchen Nebenrichtung zu widmen? Keineswegs! Sondern ſein Wahrheitsgefühl im Conflict mit dem Irrthum war es, das ihn bewog, ſein reines Licht auch in dieſe Dunkelheiten leuchten zu laſſen.

Ein Gleiches iſt von ſeiner Metamorphoſenlehre zu ſagen, worin wir ihm jetzt ein Muſter wiſſenſchaftlicher Behandlung verdanken; welches Werk zu ſchreiben Goethen aber gewiß nie eingefallen ſeyn würde, wenn er

ſeine Zeitgenoſſen bereits auf dem Wege zu einem ſolchem Ziele erblickt hätte.

Ja ſogar von ſeinen vielſeitigen poetiſchen Beſtrebungen möchte ſolches gelten! — Denn es iſt ſehr die Frage, ob Goethe je einen Roman würde geſchrieben haben, wenn ein Werk wie der Wilhelm Meiſter bey ſeiner Nation bereits wäre vorhanden geweſen? Und ſehr die Frage, ob er in ſolchem Fall ſich nicht vielleicht ganz ausſchließlich der dramatiſchen Poeſie gewidmet hätte? —

Was er in ſolchem Fall einer einſeitigen Richtung alles hervorgebracht und gewirkt haben würde, iſt gar nicht abzuſehen; ſo viel iſt jedoch gewiß, daß, ſobald man aufs Ganze ſieht, kein Verſtändiger wünſchen wird, daß Goethe eben nicht alles dasjenige möchte hervorgebracht haben, wozu ihn zu treiben nun einmal ſeinem Schöpfer gefallen hat.

Donnerstag den 12. May 1825.

Goethe ſprach mit hoher Begeiſterung über Menander. „Nächſt dem Sophocles, ſagte er, kenne ich keinen, der mir ſo lieb wäre. Er iſt durchaus rein, edel, groß und heiter, ſeine Anmuth iſt unerreichbar. Daß wir ſo wenig von ihm beſitzen, iſt allerdings zu

bedauern, allein auch das Wenige iſt unſchätzbar und für begabte Menſchen viel daraus zu lernen.“

„Es kommt nur immer darauf an, fuhr Goethe fort, daß derjenige, von dem wir lernen wollen, unſerer Natur gemäß ſey. So hat z. B. Calderon, ſo groß er iſt und ſo ſehr ich ihn bewundere, auf mich gar keinen Einfluß gehabt, weder im Guten noch im Schlimmen. Schillern aber wäre er gefährlich geweſen, er wäre an ihm irre geworden, und es iſt daher ein Glück, daß Calderon erſt nach ſeinem Tode in Deutſchland in allgemeine Aufnahme gekommen. Calderon iſt unendlich groß im Techniſchen und Theatraliſchen; Schiller dagegen weit tüchtiger, ernſter und größer im Wollen und es wäre daher Schade geweſen, von ſolchen Tugenden vielleicht etwas einzubüßen, ohne doch die Größe Calderons in anderer Hinſicht zu erreichen.“

Wir kamen auf Molière. „Molière, ſagte Goethe, iſt ſo groß, daß man immer von neuem erſtaunt, wenn man ihn wiederlieſ't. Er iſt ein Mann für ſich, ſeine Stücke grenzen ans Tragiſche, ſie ſind apprehenſiv und niemand hat den Muth es ihm nachzuthun. Sein Geiziger, wo das Laſter zwiſchen Vater und Sohn alle Pietät aufhebt, iſt beſonders groß und im hohen Sinne tragiſch. Wenn man aber in einer deutſchen Bearbeitung aus dem Sohn einen Verwandten macht, ſo wird es ſchwach und will nicht viel mehr heißen. Man fürchtet, das Laſter in ſeiner wahren Natur erſcheinen

zu ſehen, allein was wird es da und was iſt denn überall tragiſch wirkſam als das Unerträgliche. —"

„Ich leſe von Molière alle Jahr einige Stücke, ſo wie ich auch von Zeit zu Zeit die Kupfer nach den großen italieniſchen Meiſtern betrachte. Denn wir kleinen Menſchen ſind nicht fähig, die Größe ſolcher Dinge in uns zu bewahren, und wir müſſen daher von Zeit zu Zeit immer dahin zurückkehren, um ſolche Eindrücke in uns anzufriſchen."

„Man ſpricht immer von Originalität, allein was was will das ſagen! So wie wir geboren werden, fängt die Welt an, auf uns zu wirken und das geht ſo fort bis ans Ende. Und überall! was können wir denn unſer Eigenes nennen, als die Energie, die Kraft, das Wollen! — Wenn ich ſagen könnte, was ich alles großen Vorgängern und Mitlebenden ſchuldig geworden bin, ſo bliebe nicht viel übrig."

„Hiebey aber iſt es keineswegs gleichgültig, in welcher Epoche unſeres Lebens der Einfluß einer fremden bedeutenden Perſönlichkeit Statt findet."

„Daß Leſſing, Winckelmann und Kant älter waren als ich, und die beyden erſteren auf meine Jugend, der letztere auf mein Alter wirkte, war für mich von großer Bedeutung."

„Ferner: daß Schiller ſo viel jünger war und im friſcheſten Streben begriffen, da ich an der Welt müde zu werden begann; ingleichen daß die Gebrüder von

Humboldt und Schlegel unter meinen Augen aufzutreten anfingen, war von der größten Wichtigkeit. Es ſind mir daher unnennbare Vortheile entſtanden.“

Nach ſolchen Äußerungen über die Einflüſſe bedeutender Perſonen auf ihn kam das Geſpräch auf die Wirkungen, die er auf Andere gehabt, und ich erwähnte Bürger, bey welchem es mir problematiſch erſcheine, daß bey ihm, als einem reinen Naturtalent, gar keine Spur einer Einwirkung von Goethe's Seite wahrzunehmen.

„Bürger, ſagte Goethe, hatte zu mir wohl eine Verwandtſchaft als Talent, allein der Baum ſeiner ſittlichen Cultur wurzelte in einem ganz anderen Boden und hatte eine ganz andere Richtung. Und jeder geht in der aufſteigenden Linie ſeiner Ausbildung fort, ſo wie er angefangen. Ein Mann aber, der in ſeinem dreyßigſten Jahre ein Gedicht wie die Frau Schnips ſchreiben konnte, mußte wohl in einer Bahn gehen, die von der meinigen ein wenig ablag. Auch hatte er durch ſein bedeutendes Talent ſich ein Publicum gewonnen, dem er völlig genügte, und er hatte daher keine Urſache, ſich nach den Eigenſchaften eines Mitſtrebenden umzuthun, der ihn weiter nichts anging.“

„Überall, fuhr Goethe fort, lernt man nur von dem, den man liebt. — Solche Geſinnungen finden ſich nun wohl gegen mich bey jetzt heranwachſenden jungen Talenten, allein ich fand ſie ſehr ſpärlich unter Gleich-

zeitigen. Ja ich wüßte kaum einen einzigen Mann von Bedeutung zu nennen, dem ich durchaus recht geweſen wäre. Gleich an meinem Werther tadelten ſie ſoviel, daß, wenn ich jede geſcholtene Stelle hätte tilgen wollen, von dem ganzen Buche keine Zeile geblieben wäre. Allein aller Tadel ſchadete mir nichts, denn ſolche ſubjective Urtheile einzelner obgleich bedeutender Männer ſtellten ſich durch die Maſſe wieder ins Gleiche. Wer aber nicht eine Million Leſer erwartet, ſollte keine Zeile ſchreiben."

„Nun ſtreitet ſich das Publicum ſeit zwanzig Jahren, wer größer ſey: Schiller oder ich, und ſie ſollten ſich freuen, daß überall ein paar Kerle da ſind, worüber ſie ſtreiten können."

Sonnabend den 11. Juny 1825.

Goethe ſprach heute bey Tiſch ſehr viel von dem Buche des Major Parry über Lord Byron. Er lobte es durchaus und bemerkte, daß Lord Byron in dieſer Darſtellung weit vollkommener und weit klarer über ſich und ſeine Vorſätze erſcheine, als in allem, was bisher über ihn geſchrieben worden.

„Der Major Parry, fuhr Goethe fort, muß gleichfalls ein ſehr bedeutender, ja ein hoher Menſch ſeyn, daß er ſeinen Freund ſo rein hat auffaſſen und ſo voll-

kommen hat darſtellen können. Eine Äußerung ſeines Buches iſt mir beſonders lieb und erwünſcht geweſen, ſie iſt eines alten Griechen, eines Plutarch würdig." Dem edlen Lord, ſagt Parry, fehlten alle jene Tugenden, die den Bürgerſtand zieren, und welche ſich anzueignen er durch Geburt, durch Erziehung und Lebensweiſe gehindert war. Nun ſind aber ſeine ungünſtigen Beurtheiler ſämmtlich aus der Mittelclaſſe, die denn freylich tadelnd bedauern, dasjenige an ihm zu vermiſſen, was ſie an ſich ſelber zu ſchätzen Urſache haben. Die wackern Leute bedenken nicht, daß er an ſeiner hohen Stelle Verdienſte beſaß, von denen ſie ſich keinen Begriff machen können. „Nun, wie gefällt Ihnen das? ſagte Goethe, nicht wahr, ſo etwas hört man nicht alle Tage?"

Ich freue mich, ſagte ich, eine Anſicht öffentlich ausgeſprochen zu wiſſen, wodurch alle kleinlichen Tadler und Herunterzieher eines höher ſtehenden Menſchen ein für allemal durchaus gelähmt und geſchlagen worden.

Wir ſprachen darauf über welthiſtoriſche Gegenſtände in Bezug auf die Poeſie und zwar in wiefern die Geſchichte des einen Volkes für den Dichter günſtiger ſeyn könne als die eines andern.

„Der Poet, ſagte Goethe, ſoll das Beſondere ergreifen, und er wird, wenn dieſes nur etwas Geſundes iſt, darin ein Allgemeines darſtellen. Die engliſche Geſchichte iſt vortrefflich zu poetiſcher Darſtellung, weil ſie

etwas Tüchtiges, Geſundes und daher Allgemeines iſt, das ſich wiederholt. Die franzöſiſche Geſchichte dagegen iſt nicht für die Poeſie, denn ſie ſtellt eine Lebens=Epoche dar, die nicht wiederkommt. Die Literatur dieſes Volkes, inſofern ſie auf jener Epoche gegründet iſt, ſteht daher als ein Beſonderes da, das mit der Zeit veralten wird."

„Die jetzige Epoche der franzöſiſchen Literatur, ſagte Goethe ſpäter, iſt gar nicht zu beurtheilen. Das eindringende Deutſche bringt darin eine große Gährung hervor und erſt nach zwanzig Jahren wird man ſehen, was dieß für ein Reſultat giebt."

Wir ſprachen darauf über Äſthetiker, welche das Weſen der Poeſie und des Dichters durch abſtracte Definitionen auszudrücken ſich abmühen, ohne jedoch zu einem klaren Reſultat zu kommen.

„Was iſt da viel zu definiren, ſagte Goethe. Lebendiges Gefühl der Zuſtände und Fähigkeit es auszudrücken macht den Poeten. —"

Mittwoch den 15. October 1825.

Ich fand Goethe dieſen Abend in beſonders hoher Stimmung und hatte die Freude, aus ſeinem Munde abermals manches Bedeutende zu hören. Wir ſprachen über den Zuſtand der neueſten Literatur, wo denn Goethe ſich folgendermaßen äußerte.

„Mangel an Character der einzelnen forſchenden und ſchreibenden Individuen, ſagte er, iſt die Quelle alles Übels unſerer neueſten Literatur.“

„Beſonders in der Critik zeigt dieſer Mangel ſich zum Nachtheile der Welt, indem er entweder Falſches für Wahres verbreitet, oder durch ein ärmliches Wahre uns um etwas Großes bringt, das uns beſſer wäre.“

„Bisher glaubte die Welt an den Heldenſinn einer Lucretia, eines Mucius Scävola und ließ ſich dadurch erwärmen und begeiſtern. Jetzt aber kommt die hiſtoriſche Critik und ſagt, daß jene Perſonen nie gelebt haben, ſondern als Fictionen und Fabeln anzuſehen ſind, die der große Sinn der Römer erdichtete. Was ſollen wir aber mit einer ſo ärmlichen Wahrheit! und wenn die Römer groß genug waren, ſo etwas zu erdichten, ſo ſollten wir wenigſtens groß genug ſeyn, daran zu glauben.“

„So hatte ich bisher immer meine Freude an einem großen Factum des dreyzehnten Jahrhunderts, wo Kaiſer Friedrich der zweyte mit dem Pabſte zu thun hatte und das nördliche Deutſchland allen feindlichen Einfällen offen ſtand. Aſiatiſche Horden kamen auch wirklich herein und waren ſchon bis Schleſien vorgedrungen; aber der Herzog von Liegnitz ſetzte ſie durch eine große Niederlage in Schrecken. Dann wendeten ſie ſich nach Mähren, aber hier wurden ſie vom Grafen Sternberg

geſchlagen. Dieſe Tapfern lebten daher bis jetzt immer in mir als große Retter der deutſchen Nation. Nun aber kommt die hiſtoriſche Critik und ſagt, daß jene Helden ſich ganz unnütz aufgeopfert hätten, indem das aſiatiſche Heer bereits zurückgerufen geweſen und von ſelbſt zurückgegangen ſeyn würde. Dadurch iſt nun ein großes vaterländiſches Factum gelähmt und zernichtet, und es wird einem ganz abſcheulich zu Muthe.“

Nach dieſen Äußerungen über hiſtoriſche Critiker ſprach Goethe über Forſcher und Literatoren anderer Art.

„Ich hätte die Erbärmlichkeit der Menſchen und wie wenig es ihnen um wahrhaft große Zwecke zu thun iſt, nie ſo kennen gelernt, ſagte er, wenn ich mich nicht durch meine naturwiſſenſchaftlichen Beſtrebungen an ihnen verſucht hätte. Da aber ſah ich, daß den Meiſten die Wiſſenſchaft nur etwas iſt, inſofern ſie davon leben, und daß ſie ſogar den Irrthum vergöttern, wenn ſie davon ihre Exiſtenz haben.“

„Und in der ſchönen Literatur iſt es nicht beſſer. Auch dort ſind große Zwecke und echter Sinn für das Wahre und Tüchtige und deſſen Verbreitung ſehr ſeltene Erſcheinungen. Einer hegt und trägt den Andern, weil er von ihm wieder gehegt und getragen wird, und das wahrhaft Große iſt ihnen widerwärtig und ſie möchten es gerne aus der Welt ſchaffen, damit ſie ſelber nur

etwas zu bedeuten hätten. So iſt die Maſſe, und einzelne Hervorragende ſind nicht viel beſſer.“

„*** hätte bey ſeinem großen Talent, bey ſeiner weltumfaſſenden Gelehrſamkeit der Nation viel ſeyn können. Aber ſo hat ſeine Characterloſigkeit die Nation um außerordentliche Wirkungen und ihn ſelbſt um die Achtung der Nation gebracht.“

„Ein Mann wie Leſſing thäte uns noth. Denn wodurch iſt dieſer ſo groß als durch ſeinen Character, durch ſein Feſthalten! — So kluge, ſo gebildete Menſchen giebt es viele, aber wo iſt ein ſolcher Character! —“

„Viele ſind geiſtreich genug und voller Kenntniſſe, allein ſie ſind zugleich voller Eitelkeit, und um ſich von der kurzſichtigen Maſſe als witzige Köpfe bewundern zu laſſen, haben ſie keine Scham und Scheu und iſt ihnen nichts heilig.“

„Die Frau von Genlis hat daher vollkommen Recht, wenn ſie ſich gegen die Freyheiten und Frechheiten von Voltaire auflegte. Denn im Grunde, ſo geiſtreich alles ſeyn mag, iſt der Welt doch nichts damit gedient; es läßt ſich nichts darauf gründen. Ja es kann ſogar von der größten Schädlichkeit ſeyn, indem es die Menſchen verwirrt und ihnen den nöthigen Halt nimmt.“

„Und dann! was wiſſen wir denn, und wie weit reichen wir denn mit all unſerm Witze!“

„Der Menſch iſt nicht geboren, die Probleme der Welt zu löſen, wohl aber zu ſuchen, wo das Problem

angeht und ſich ſodann in der Grenze des Begreiflichen zu halten."

„Die Handlungen des Univerſums zu meſſen, reichen ſeine Fähigkeiten nicht hin, und in das Weltall Vernunft bringen zu wollen, iſt bey ſeinem kleinen Standpunct ein ſehr vergebliches Beſtreben. Die Vernunft des Menſchen und die Vernunft der Gottheit ſind zwey ſehr verſchiedene Dinge."

„Sobald wir dem Menſchen die Freyheit zugeſtehen, iſt es um die Allwiſſenheit Gottes gethan; denn ſobald die Gottheit weiß, was ich thun werde, bin ich gezwungen zu handeln, wie ſie es weiß."

„Dieſes führe ich nur an als ein Zeichen, wie wenig wir wiſſen, und daß an göttlichen Geheimniſſen nicht gut zu rühren iſt."

„Auch ſollen wir höhere Maximen nur ausſprechen, inſofern ſie der Welt zu gute kommen. Andere ſollen wir bey uns behalten, aber ſie mögen und werden auf das, was wir thun, wie der milde Schein einer verborgenen Sonne ihren Glanz breiten."

Sonntag den 25. December 1825.

Ich ging dieſen Abend um 6 Uhr zu Goethe, den ich alleine fand und mit dem ich einige ſchöne Stunden verlebte.

„Mein Gemüth, ſagte er, war dieſe Zeit her durch Vieles beläſtiget; es war mir von allen Seiten her ſo viel Gutes geſchehen, daß ich vor lauter Dankſagungen nicht zum eigentlichen Leben kommen konnte. Die Privilegien wegen des Verlags meiner Werke gingen nach und nach von den Höfen ein, und weil die Verhältniſſe bey jedem anders waren, ſo verlangte auch jeder Fall eine eigene Erwiederung. Nun kamen die Anträge unzähliger Buchhändler, die auch bedacht, behandelt und beantwortet ſeyn wollten. Dann, mein Jubiläum brachte mir ſo tauſendfältiges Gute, daß ich mit den Dankſagungsbriefen noch jetzt nicht fertig bin. Man will doch nicht hohl und allgemein ſeyn, ſondern Jedem doch gerne etwas Schickliches und Gehöriges ſagen. Jetzt aber werde ich nach und nach frey und ich fühle mich wieder zu Unterhaltungen aufgelegt.“

„Ich habe in dieſen Tagen eine Bemerkung gemacht, die ich Ihnen doch mittheilen will.“

„Alles, was wir thun, hat eine Folge. Aber das Kluge und Rechte bringt nicht immer etwas Günſtiges, und das Verkehrte nicht immer etwas Ungünſtiges hervor, vielmehr wirkt es oftmals ganz im Gegentheil.“

„Ich machte vor einiger Zeit, eben bey jenen Unterhandlungen mit Buchhändlern, einen Fehler und es that mir leid, daß ich ihn gemacht hatte. Jetzt aber haben ſich die Umſtände ſo geändert, daß ich einen großen Fehler begangen haben würde, wenn ich jenen nicht gemacht hätte. Dergleichen wiederholt ſich im Leben häufig, und Weltmenſchen, welche dieſes wiſſen, ſieht man daher mit einer großen Frechheit und Dreiſtigkeit zu Werke gehen.“

Ich merkte mir dieſe Beobachtung, die mir neu war. Ich brachte ſodann das Geſpräch auf einige ſeiner Werke und wir kamen auch auf die Elegie Alexis und Dora.

„An dieſem Gedicht, ſagte Goethe, tadelten die Menſchen den ſtarken leidenſchaftlichen Schluß und verlangten, daß die Elegie ſanft und ruhig ausgehen ſolle, ohne jene eiferſüchtige Aufwallung; allein ich konnte nicht einſehen, daß jene Menſchen Recht hätten. Die Eiferſucht liegt hier ſo nahe und iſt ſo in der Sache, daß dem Gedicht etwas fehlen würde, wenn ſie nicht dawäre. Ich habe ſelbſt einen jungen Menſchen gekannt, der in leidenſchaftlicher Liebe zu einem ſchnell gewonnenen Mädchen ausrief: aber wird ſie es nicht einem andern eben ſo machen wie mir?“

Ich ſtimmte Goethen vollkommen bey und erwähnte ſodann der eigenthümlichen Zuſtände dieſer Elegie, wo in ſo kleinem Raum mit wenig Zügen alles ſo wohl

gezeichnet ſey, daß man die häusliche Umgebung und das ganze Leben der handelnden Perſonen darin zu erblicken glaube. Das Dargeſtellte erſcheint ſo wahr, ſagte ich, als ob Sie nach einem wirklich Erlebten gearbeitet hätten.

„Es iſt mir lieb, antwortete Goethe, wenn es Ihnen ſo erſcheint. Es giebt indeß wenige Menſchen, die eine Phantaſie für die Wahrheit des Realen beſitzen, vielmehr ergehen ſie ſich gerne in ſeltſamen Ländern und Zuſtänden, wovon ſie gar keine Begriffe haben und die ihre Phantaſie ihnen wunderlich genug ausbilden mag."

„Und dann giebt es wieder andere, die durchaus am Realen kleben, und, weil es ihnen an aller Poeſie fehlt, daran gar zu enge Forderungen machen. So verlangten z. B. Einige bey dieſer Elegie, daß ich dem Alexis hätte einen Bedienten beygeben ſollen, um ſein Bündelchen zu tragen; die Menſchen bedenken aber nicht, daß alles Poetiſche und Idylliſche jenes Zuſtandes dadurch wäre geſtört worden."

Von Alexis und Dora lenkte ſich ſich das Geſpräch auf den Wilhelm Meiſter.

„Es giebt wunderliche Critiker, fuhr Goethe fort. An dieſem Roman tadelten ſie, daß der Held ſich zu viel in ſchlechter Geſellſchaft befinde. Dadurch aber, daß ich die ſogenannte ſchlechte Geſellſchaft als Gefäß betrachtete, um das, was ich vonder guten zu ſagen hatte, darin niederzulegen, gewann ich einen poetiſchen

Körper und einen mannigfaltigen dazu. Hätte ich aber die gute Geſellſchaft wieder durch ſogenannte gute Geſellſchaft zeichnen wollen, ſo hätte niemand das Buch leſen mögen.“

„Den anſcheinenden Geringfügigkeiten des Wilhelm Meiſter liegt immer etwas Höheres zum Grunde, und es kommt bloß darauf an, daß man Augen, Weltkenntniß und Überſicht genug beſitze, um im Kleinen das Größere wahrzunehmen. Andern mag das gezeichnete Leben als Leben genügen.“

Goethe zeigle mir darauf ein höchſt bedeutendes engliſches Werk, welches in Kupfern den ganzen Shakſpeare darſtellte. Jede Seite umfaßte in ſechs kleinen Bildern ein beſonderes Stück mit einigen untergeſchriebenen Verſen, ſo daß der Hauptbegriff und die bedeutendſten Situationen des jedesmaligen Werkes dadurch vor die Augen traten. Alle die unſterblichen Trauerſpiele und Luſtſpiele gingen auf ſolche Weiſe, gleich Maskenzügen, dem Geiſte vorüber.

„Man erſchrickt, ſagte Goethe, wenn man dieſe Bilderchen durchſieht! Da wird man erſt gewahr, wie unendlich reich und groß Shakſpeare iſt! Da iſt doch kein Motiv des Menſchenlebens, das er nicht dargeſtellt und ausgeſprochen hätte! Und alles mit welcher Leichtigkeit und Freyheit! —“

„Man kann über Shakſpeare gar nicht reden, es iſt alles unzulänglich. Ich habe in meinem Wihelm

Meiſter an ihm herumgetupft, allein das will nicht viel heißen. Er iſt kein Theaterdichter, an die Bühne hat er nie gedacht, ſie war ſeinem großen Geiſte viel zu enge; ja ſelbſt die ganze ſichtbare Welt war ihm zu enge.“

„Er iſt gar zu reich und zu gewaltig. Eine productive Natur darf alle Jahr nur ein Stück von ihm leſen, wenn ſie nicht an ihm zu Grunde gehen will. Ich that wohl, daß ich durch meinen Götz von Berlichingen und Egmont ihn mir vom Halſe ſchaffte, und Byron that ſehr wohl, daß er vor ihm nicht zu großen Reſpect hatte und ſeine eigenen Wege ging. Wie viel treffliche Deutſche ſind nicht an ihm zu Grunde gegangen, an ihm und Calderon!“

„Shakſpeare, fuhr Goethe fort, giebt uns in ſilbernen Schalen goldene Äpfel. Wir bekommen nun wohl durch das Studium ſeiner Stücke die ſilberne Schale, allein wir haben nur Kartoffeln hineinzuthun, das iſt das Schlimme!“

Ich lachte und freute mich des herrlichen Gleichniſſes.

Goethe las mir darauf einen Brief von Zelter über eine Darſtellung des Macbeth in Berlin, wo die Muſik mit dem großen Geiſte und Character des Stückes nicht hatte Schritt halten können und worüber nun Zelter ſich in verſchiedenen Andeutungen ausläſſet. Durch Goethe's Vorleſen gewann der Brief ſein volles Leben

wieder und Goethe hielt oft inne, um ſich mit mir über das Treffende einzelner Stellen zu freuen.

„Macbeth, ſagte Goethe bey dieſer Gelegenheit, halte ich für Shakſpeare's beſtes Theaterſtück, es iſt darin der meiſte Verſtand in Bezug auf die Bühne. Wollen Sie aber ſeinen freyen Geiſt erkennen, ſo leſen Sie Troilus und Creſſida, wo er den Stoff der Ilias auf ſeine Weiſe behandelt."

Das Geſpräch wendete ſich auf Byron, und zwar wie er gegen Shakſpeare's unſchuldige Heiterkeit im Nachtheil ſtehe, und wie er durch ſein vielfältig negatives Wirken ſich ſo häufigen und meiſtentheils nicht ungerechten Tadel zugezogen habe. „Hätte Byron Gelegenheit gehabt, ſagte Goethe, ſich alles deſſen, was von Oppoſition in ihm war, durch wiederholte derbe Äußerungen im Parlament zu entledigen, ſo würde er als Poet weit reiner daſtehen. So aber, da er im Parlament kaum zum Reden gekommen iſt, hat er alles, was er gegen ſeine Nation auf dem Herzen hatte, bey ſich behalten, und es iſt ihm, um ſich davon zu befreyen, kein anderes Mittel geblieben, als es poetiſch zu verarbeiten und auszuſprechen. Einen großen Theil der negativen Wirkungen Byrons möchte ich daher verhaltene Parlamentsreden nennen, und ich glaube ſie dadurch nicht unpaſſend bezeichnet zu haben."

Es kam darauf einer unſerer neueſten deutſchen Dichter zur Erwähnung, der ſich in kurzer Zeit einen

bedeutenden Namen gemacht, deſſen negative Richtung jedoch gleichfalls nicht gebilliget wurde. „Es iſt nicht zu läugnen, ſagte Goethe, er beſitzt manche glänzende Eigenſchaften; allein ihm fehlt — die Liebe. — Er liebt ſo wenig ſeine Leſer und ſeine Mit=Poeten als ſich ſelber, und ſo kommt man in den Fall, auch auf ihn den Spruch des Apoſtels anzuwenden: Und wenn ich mit Menſchen= und mit Engel=Zungen redete, und hätte der Liebe nicht, ſo wäre ich ein tönendes Erz, oder eine klingende Schelle. Noch in dieſen Tagen habe ich Gedichte von *** geleſen und ſein reiches Talent nicht verkennen können. Allein, wie geſagt, die Liebe fehlt ihm, und ſo wird er auch nie ſo wirken als er hätte müſſen. Man wird ihn fürchten, und er wird der Gott derer ſeyn, die gern wie er negativ wären, aber nicht wie er das Talent haben."

1826.

Digitized by Google

Sonntag Abend den 29. Januar 1826.

Der erſte deutſche Improviſator, Doctor Wolff aus Hamburg, iſt ſeit mehreren Tagen hier und hat auch bereits öffentlich Proben ſeines ſeltenen Talentes abgelegt. Freytag Abend gab er ein glänzendes Improviſatorium vor ſehr zahlreichen Zuhörern und in Gegenwart des Weimariſchen Hofes. Noch an ſelbigem Abend erhielt er eine Einladung zu Goethe auf nächſten Mittag.

Ich ſprach Doctor Wolff geſtern Abend, nachdem er Mittags vor Goethe improviſirt hatte. Er war ſehr beglückt und äußerte, daß dieſe Stunde in ſeinem Leben Epoche machen würde, indem Goethe ihn mit wenigen Worten auf eine ganz neue Bahn gebracht und in dem, was er an ihm getadelt, den Nagel auf den Kopf getroffen hätte.

Dieſen Abend nun, als ich bey Goethe war, kam das Geſpräch ſogleich auf Wolff. Dr. Wolff iſt ſehr glücklich, ſagte ich, daß Ew. Excellenz ihm einen guten Rath gegeben.

Digitized by Google

„Ich bin aufrichtig gegen ihn geweſen, ſagte Goethe, und wenn meine Worte auf ihn gewirkt und ihn angeregt haben, ſo iſt das ein ſehr gutes Zeichen. Er iſt ein entſchiedenes Talent, daran iſt kein Zweifel, allein er leidet an der allgemeinen Krankheit der jetzigen Zeit, an der Subjectivität, und davon möchte ich ihn heilen. Ich gab ihm eine Aufgabe, um ihn zu verſuchen. Schildern Sie mir, ſagte ich, Ihre Rückkehr nach Hamburg. Dazu war er nun ſogleich bereit, und fing auf der Stelle in wohlklingenden Verſen zu ſprechen an. Ich mußte ihn bewundern, allein ich konnte ihn nicht loben. Nicht die Rückkehr nach Hamburg ſchilderte er mir, ſondern nur die Empfindungen der Rückkehr eines Sohnes zu Eltern, Anverwandten und Freunden, und ſein Gedicht konnte eben ſo gut für eine Rückkehr nach Merſeburg und Jena als für eine Rückkehr nach Hamburg gelten. Was iſt aber Hamburg für eine ausgezeichnete, eigenartige Stadt, und welch ein reiches Feld für die ſpecielleſten Schilderungen bot ſich ihm dar, wenn er das Object gehörig zu ergreifen gewußt und gewagt hätte!“

Ich bemerkte, daß das Publicum an ſolcher ſubjectiven Richtung Schuld ſey, indem es allen Gefühlsſachen einen entſchiedenen Beyfall ſchenke.

„Mag ſeyn, ſagte Goethe, allein wenn man dem Publicum das Beſſere giebt, ſo iſt es noch zufriedener. Ich bin gewiß, wenn es einem improviſirenden Talent,

wie Wolff gelänge, das Leben groſser Städte, wie Rom, Neapel, Wien, Hamburg und London mit aller treffenden Wahrheit zu ſchildern und ſo lebendig, daſs ſie glaubten, es mit eigenen Augen zu ſehen, er würde alles entzücken und hinreiſsen. Wenn er zum Objectiven durchbricht, ſo iſt er geborgen, es liegt in ihm, denn er iſt nicht ohne Phantaſie. Nur muſs er ſich ſchnell entſchlieſsen und es zu ergreifen wagen."

Ich fürchte, ſagte ich, daſs dieſes ſchwerer iſt als man glaubt, denn es erfordert eine Umwandlung der ganzen Denkweiſe. Gelingt es ihm, ſo wird auf jeden Fall ein augenblicklicher Stillſtand in der Production eintreten und es wird eine lange Übung erfordern, bis ihm auch das Objective geläufig und zur zweyten Natur werde.

„Freylich, erwiederte Goethe, iſt dieſer Überſchritt ungeheuer; aber er muſs nur Muth haben und ſich ſchnell entſchlieſsen. Es iſt damit wie beym Baden die Scheu vor dem Waſſer, man muſs nur raſch hineinſpringen und das Element wird unſer ſeyn."

„Wenn einer ſingen lernen will, fuhr Goethe fort, ſind ihm alle diejenigen Töne, die in ſeiner Kehle liegen, natürlich und leicht; die andern aber, die nicht in ſeiner Kehle liegen, ſind ihm anfänglich äuſserſt ſchwer. Um aber ein Sänger zu werden, muſs er ſie überwinden, denn ſie müſſen ihm alle zu Gebote ſtehen. Ebenſo iſt es mit einem Dichter. Solange er bloſs ſeine weni-

gen ſubjectiven Empfindungen ausſpricht, iſt er noch keiner zu nennen; aber ſobald er die Welt ſich anzueignen und auszuſprechen weiß, iſt er ein Poet. Und dann iſt er unerſchöpflich und kann immer neu ſeyn, wogegen aber eine ſubjective Natur ihr Bischen Inneres bald ausgeſprochen hat und zuletzt in Manier zu Grunde geht."

„Man ſpricht immer vom Studium der Alten; allein was will das anders ſagen, als: richte dich auf die wirkliche Welt und ſuche ſie auszuſprechen; denn das thaten die Alten auch, da ſie lebten."

Goethe ſtand auf und ging im Zimmer auf und ab, während ich, wie er es gerne hat, auf meinem Stuhle am Tiſche ſitzen blieb. Er ſtand einen Augenblick am Ofen, dann aber, wie einer, der etwas bedacht hat, trat er zu mir heran und den Finger an den Mund gelegt, ſagte er Folgendes:

„Ich will Ihnen etwas entdecken und Sie werden es in Ihrem Leben vielfach beſtätiget finden. Alle im Rückſchreiten und in der Auflöſung begriffenen Epochen ſind ſubjectiv, dagegen aber haben alle vorſchreitenden Epochen eine objective Richtung. Unſere ganze jetzige Zeit iſt eine rückſchreitende, denn ſie iſt eine ſubjective. Dieſes ſehen Sie nicht bloß an der Poeſie, ſondern auch an der Malerey und vielem anderen. Jedes tüchtige Beſtreben dagegen wendet ſich aus dem Inneren hinaus auf die Welt, wie Sie an allen großen Epochen ſehen,

die wirklich im Streben und Vorſchreiten begriffen und alle objectiver Natur waren."

Die ausgeſprochenen Worte gaben Anlaß zu der geiſtreichſten Unterhaltung, wobey beſonders der großen Zeit des funfzehnten und ſechzehnten Jahrhunderts gedacht wurde.

Das Geſpräch lenkte ſich ſodann auf das Theater und das Schwache, Empfindſame und Trübſelige der neueren Erſcheinungen. Ich tröſte und ſtärke mich jetzt an Molière, ſagte ich. Seinen Geizigen habe ich überſetzt nnd beſchäftige mich nun mit ſeinem Arzt wider Willen. Was iſt doch Molière für ein großer, reiner Menſch! — „Ja, ſagte Goethe, reiner Menſch, das iſt das eigentliche Wort, was man von ihm ſagen kann; es iſt an ihm nichts verbogen und verbildet. Und nun dieſe Großheit! Er beherrſchte die Sitten ſeiner Zeit; wogegen aber unſere Iffland und Kotzebue ſich von den Sitten der ihrigen beherrſchen ließen und darin beſchränkt und befangen waren. Molière züchtigte die Menſchen, indem er ſie in ihrer Wahrheit zeichnete."

Ich möchte etwas darum geben, ſagte ich, wenn ich die Molièriſchen Stücke in ihrer ganzen Reinheit auf der Bühne ſehen könnte; allein dem Publicum, wie ich es kenne, muß dergleichen viel zu ſtark und natürlich ſeyn. Sollte dieſe Über-Verfeinerung nicht von der ſogenannten idealen Literatur gewiſſer Autoren herrühren?

„Nein, ſagte Goethe, ſie kommt aus der Geſellſchaft ſelbſt. Und dann, was thun unſere jungen Mädchen im Theater? ſie gehören gar nicht hinein, ſie gehören ins Kloſter und das Theater iſt bloß für Männer und Frauen, die mit menſchlichen Dingen bekannt ſind. Als Molière ſchrieb, waren die Mädchen im Kloſter und er hatte auf ſie gar keine Rückſicht zu nehmen.“

„Da wir nun aber unſere jungen Mädchen ſchwerlich hinausbringen und man nicht aufhören wird Stücke zu geben, die ſchwach und eben darum dieſen recht ſind, ſo ſeyd klug, und macht es wie ich und geht nicht hinein.“

„Ich habe am Theater nur ſo lange ein wahrhaftes Intereſſe gehabt, als ich dabey practiſch einwirken konnte. Es war meine Freude, die Anſtalt auf eine höhere Stufe zu bringen und ich nahm bey den Vorſtellungen weniger Antheil an den Stücken, als daß ich darauf ſah, ob die Schauſpieler ihre Sachen recht machten oder nicht. Was ich zu tadeln hatte, ſchickte ich am andern Morgen dem Regiſſeur auf einem Zettel, und ich konnte gewiß ſeyn, bey der nächſten Vorſtellung die Fehler vermieden zu ſehen. Nun aber, wo ich beim Theater nicht mehr practiſch einwirken kann, habe ich auch keinen Beruf mehr hineinzugehen. Ich müßte das Mangelhafte geſchehen laſſen, ohne es verbeſſern zu können, und das iſt nicht meine Sache.“

„Mit dem Leſen von Stücken geht es mir nicht beſſer. Die jungen deutſchen Dichter ſchicken mir im-

merfort Trauerſpiele, allein was ſoll ich damit? Ich habe die deutſchen Stücke immer nur in der Abſicht geleſen, ob ich ſie könnte ſpielen laſſen, übrigens waren ſie mir gleichgültig. Und was ſoll ich nun in meiner jetzigen Lage mit den Stücken dieſer jungen Leute? Für mich ſelbſt gewinne ich nichts, indem ich leſe, wie man es nicht hätte machen ſollen, und den jungen Dichtern kann ich nicht nützen bey einer Sache, die ſchon gethan iſt. Schickten ſie mir ſtatt ihrer gedruckten Stücke den Plan zu einem Stück, ſo könnte ich wenigſtens ſagen, mache es, oder mache es nicht, oder mache es ſo, oder mache es anders, und dabey wäre doch einiger Sinn und Nutzen."

„Das ganze Unheil entſteht daher, daß die poetiſche Cultur in Deutſchland ſich ſo ſehr verbreitet hat, daß niemand mehr einen ſchlechten Vers macht. Die jungen Dichter, die mir ihre Werke ſenden, ſind nicht geringer als ihre Vorgänger, und da ſie nun jene ſo hoch geprieſen ſehen, ſo begreifen ſie nicht, warum man ſie nicht auch preiſet. Und doch darf man zu ihrer Aufmunterung nichts thun, eben weil es ſolcher Talente jetzt zu hunderten giebt, und man das Überflüſſige nicht befördern ſoll, während noch ſo viel Nützliches zu thun iſt. Wäre ein Einzelner, der über alle hervorragte, ſo wäre es gut, denn der Welt kann nur mit dem Außerordentlichen gedient ſeyn."

Donnerſtag den 16. Februar 1826.

Ich ging dieſen Abend um ſieben Uhr zu Goethe, den ich in ſeinem Zimmer alleine fand. Ich ſetzte mich zu ihm an den Tiſch, indem ich ihm die Nachricht brachte, daß ich geſtern, bey ſeiner Durchreiſe nach Petersburg, den Herzog von Wellington im Gaſthofe geſehen.

„Nun, ſagte Goethe belebt, wie war er? Erzählen Sie mir von ihm. Sieht er aus wie ſein Portrait?"

Ja, ſagte ich, aber beſſer! beſonderer! Wenn man einen Blick in ſein Geſicht gethan hat, ſo ſind alle ſeine Portraits vernichtet. Und man braucht ihn nur ein einziges Mal anzuſehen, um ihn nie wieder zu vergeſſen, ein ſolcher Eindruck geht von ihm aus. Sein Auge iſt braun und vom heiterſten Glanze, man fühlt die Wirkung ſeines Blickes. Sein Mund iſt ſprechend, auch wenn er geſchloſſen iſt. Er ſieht aus wie einer, der Vieles gedacht und das Größte gelebt hat, und der nun die Welt mit großer Heiterkeit und Ruhe behandelt und den nichts mehr anficht. Hart und zäh erſchien er mir wie eine damascener Klinge.

Er iſt, ſeinem Ausſehen nach, hoch in den Funfzigen, von grader Haltung, ſchlank, nicht ſehr groß und eher etwas mager als ſtark. Ich ſah ihn, wie er in den Wagen ſteigen und wieder abfahren wollte.

Sein Gruß, wie er durch die Reihen der Menſchen ging und mit ſehr weniger Verneigung den Finger an den Hut legte, hatte etwas ungemein Freundliches.

Goethe hörte meiner Beſchreibung mit ſichtbarem Intereſſe zu. „Da haben Sie einen Helden mehr geſehen, ſagte er, und das will immer etwas heißen.“

Wir kamen auf Napoleon und ich bedauerte, daß ich den nicht geſehen. „Freylich, ſagte Goethe, das war auch der Mühe werth. — Dieſes Compendium der Welt! —“ Er ſah wohl nach etwas aus? fragte ich. „Er war es, antwortete Goethe, und man ſah ihm an, daß er es war; das war alles.“

Ich hatte für Goethe ein ſehr merkwürdiges Gedicht mitgebracht, wovon ich ihm einige Abende vorher ſchon erzählt hatte; ein Gedicht von ihm ſelbſt, deſſen er ſich jedoch nicht mehr erinnerte, ſo tief lag es in der Zeit zurück. Zu Anfange des Jahres 1766 in den Sichtbaren, einer damals in Frankfurt erſchienenen Zeitſchrift, abgedruckt, war es durch einen alten Diener Goethe's mit nach Weimar gebracht worden, durch deſſen Nachkommen es in meine Hände gelangt war. Ohne Zweifel das älteſte aller von Goethe bekannten Gedichte. Es hatte die Höllenfahrt Chriſti zum Gegenſtand, wobey es mir merkwürdig war, wie dem ſehr jungen Verfaſſer die religiöſen Vorſtellungsarten ſo geläufig geweſen. Der Geſinnung nach konnte das Gedicht von Klopſtock herkommen, allein in der Ausführung war es

ganz anderer Natur; es war ſtärker, freyer und leichter und hatte eine größere Energie, einen beſſeren Zug. Außerordentliche Glut erinnerte an eine kräftig brauſende Jugend. Beym Mangel an Stoff drehte es ſich in ſich ſelbſt herum und war länger geworden als billig.

Ich legte Goethen das ganz vergilbte, kaum noch zuſammenhängende Zeitungsblatt vor, und da er es mit Augen ſah, erinnerte er ſich des Gedichts wieder. „Es iſt möglich, ſagte er, daß das Fräulein von Klettenberg mich dazu veranlaßt hat; es ſteht in der Überſchrift: auf Verlangen entworfen, und ich wüßte nicht, wer von meinen Freunden einen ſolchen Gegenſtand anders hätte verlangen können. Es fehlte mir damals an Stoff und ich war glücklich, wenn ich nur etwas hatte, das ich beſingen konnte. Noch dieſer Tage fiel mir ein Gedicht aus jener Zeit in die Hände, das ich in engliſcher Sprache geſchrieben und worin ich mich über den Mangel an poetiſchen Gegenſtänden beklage. Wir Deutſchen ſind auch wirklich ſchlimm daran: unſere Ur-Geſchichte liegt zu ſehr im Dunkel und die ſpätere hat aus Mangel eines einzigen Regentenhauſes kein allgemeines nationales Intereſſe. Klopſtock verſuchte ſich am Hermann, allein der Gegenſtand liegt zu entfernt, niemand hat dazu ein Verhältniß, niemand weiß, was er damit machen ſoll und ſeine Darſtellung iſt daher ohne Wirkung und Popularität geblieben. Ich that einen glücklichen Griff mit meinem Götz von Berlichingen; das war doch Bein

von meinem Bein und Fleiſch von meinem Fleiſch, und es war ſchon etwas damit zu machen.“

„Beym Werther und Fauſt mußte ich dagegen wieder in meinen eigenen Buſen greifen, denn das Überlieferte war nicht weit her. Das Teufels- und Hexen-Weſen machte ich nur einmal; ich war froh, mein nordiſches Erbtheil verzehrt zu haben und wandte mich zu den Tiſchen der Griechen. Hätte ich aber ſo deutlich wie jetzt gewußt, wie viel Vortreffliches ſeit Jahrhunderten und Jahrtauſenden da iſt, ich hätte keine Zeile geſchrieben, ſondern etwas anderes gethan.“

Am Oſtertage den 26. März 1826.

Goethe war heute bey Tiſch in der heiterſten, herzlichſten Stimmung. Ein ihm ſehr werthes Blatt war ihm heute zugekommen, nämlich Lord Byrons Handſchrift der Dedication ſeines Sardanapal. Er zeigte ſie uns zum Nachtiſch, indem er zugleich ſeine Tochter quälte, ihm Byrons Brief aus Genua wieder zu geben. „Du ſiehſt, liebes Kind, ſagte er, ich habe jetzt alles beyſammen, was auf mein Verhältniß zu Byron Bezug hat, ſelbſt dieſes merkwürdige Blatt gelangt heute wunderbarer Weiſe zu mir und es fehlt mir nun weiter nichts als jenerBrief.“

Die liebenswürdige Verehrerin von Byron wollte

aber den Brief nicht wieder entbehren. „Sie haben ihn mir einmal geſchenkt, lieber Vater, ſagte ſie, und ich gebe ihn nicht zurück; und wenn Sie denn einmal wollen, daß das Gleiche zum Gleichen ſoll, ſo geben Sie mir lieber dieſes köſtliche Blatt von heute noch dazu und ich verwahre ſodann alles miteinander.“ Das wollte Goethe noch weniger und der anmuthige Streit ging noch eine Weile fort bis er ſich in ein allgemeines munteres Geſpräch auflöste.

Nachdem wir vom Tiſch aufgeſtanden und die Frauen hinaufgangen waren, blieb ich mit Goethe allein. Er holte aus ſeiner Arbeitsſtube ein rothes Portefeuille, womit er mit mir ans Fenſter trat und es auseinander legte. „Sehen Sie, ſagte er, hier habe ich alles beyſammen, was auf mein Verhältniß zu Lord Byron Bezug hat. Hier iſt ſein Brief aus Livorno, dieß iſt ein Abdruck ſeiner Dedication, dieß mein Gedicht, hier das, was ich zu Medwins Converſationen geſchrieben; nun fehlt mir bloß ſein Brief aus Genua, aber ſie will ihn nicht hergeben.“

Goethe ſagte mir ſodann von einer freundlichen Aufforderung, die in Bezug auf Lord Byron heute aus England an ihn ergangen und die ihn ſehr angenehm berührt habe. Sein Geiſt war bey dieſer Gelegenheit ganz von Byron voll und er ergoß ſich über ihn, ſeine Werke und ſein Talent in tauſend intereſſanten Äußerungen.

„Die Engländer, ſagte er unter anderm, mögen auch von Byron halten, was ſie wollen, ſo iſt doch ſo viel gewiß, daß ſie keinen Poeten aufzuweiſen haben, der ihm zu vergleichen wäre. Er iſt anders als alle Übrigen und meiſtentheils größer.“

Montag den 15. May 1826.

Ich ſprach mit Goethe über St. Schütze, über den er ſich ſehr wohlwollend äußerte.

„In den Tagen meines krankhaften Zuſtandes von voriger Woche, ſagte er, habe ich ſeine heiteren Stunden geleſen. Ich habe an dem Buche große Freude gehabt. Hätte Schütze in England gelebt, er würde Epoche gemacht haben; denn ihm fehlte bey ſeiner Gabe der Beobachtung und Darſtellung weiter nichts als der Anblick eines bedeutenden Lebens.“

Donnerstag den 1. Juny 1826.

Goethe ſprach über den Globe. „Die Mitarbeiter, ſagte er, ſind Leute von Welt, heiter, klar, kühn bis zum äußerſten Grade. In ihrem Tadel ſind ſie fein und galant, wogegen aber die deutſchen Gelehrten im-

mer glauben, daß ſie den ſogleich haſſen müſſen, der nicht ſo denkt wie ſie. Ich zähle den Globe zu den intereſſanteſten Zeitſchriften und könnte ihn nicht entbehren.“

Mittwoch den 26. July 1826.

Dieſen Abend hatte ich das Glück, von Goethe manche Äußerung über das Theater zu hören.

Ich erzählte ihm, daß einer meiner Freunde die Abſicht habe, Byrons Two Foscari für die Bühne einzurichten. Goethe zweifelte am Gelingen.

„Es iſt freylich eine verführeriſche Sache, ſagte er. Wenn ein Stück im Leſen auf uns große Wirkung macht, ſo denken wir, es müßte auch von der Bühne herunter ſo thun, und wir bilden uns ein, wir könnten mit weniger Mühe dazu gelangen. Allein es iſt ein eigenes Ding. Ein Stück, das nicht urſprünglich mit Abſicht und Geſchick des Dichters für die Bretter geſchrieben iſt, geht auch nicht hinauf, und wie man auch damit verfährt, es wird immer etwas Ungehöriges und Widerſtrebendes behalten. Welche Mühe habe ich mir nicht mit meinem Götz von Berlichingen gegeben! aber doch will es als Theaterſtück nicht recht gehen. Es iſt zu groß und ich habe es zu zwey Theilen einrichten müſſen, wovon der letzte zwar theatraliſch wirkſam, der erſte aber nur als Expoſitionsſtück anzuſehen iſt. Wollte

man den erſten Theil, des Hergangs der Sache willen, bloß einmal geben, und ſodann bloß den zweyten Theil wiederholt fortſpielen, ſo möchte es gehen. Ein ähnliches Verhältniß hat es mit dem Wallenſtein; die Piccolomini werden nicht wiederholt, aber Wallenſteins Tod wird immerfort gern geſehen.“

Ich fragte, wie ein Stück beſchaffen ſeyn müſſe, um theatraliſch zu ſeyn.

„Es muß ſymboliſch ſeyn, antwortete Goethe. Das heißt: jede Handlung muß an ſich bedeutend ſeyn und auf eine noch wichtigere hinzielen. Der Tartüffe von Molière iſt in dieſer Hinſicht ein großes Muſter. Denken Sie nur an die erſte Scene, was das für eine Expoſition iſt! Alles iſt ſogleich vom Anfange herein höchſt bedeutend und läßt auf etwas noch Wichtigeres ſchließen, was kommen wird. Die Expoſition von Leſſings Minna von Barnhelm iſt auch vortrefflich, allein dieſe des Tartüffe iſt nur einmal in der Welt da; ſie iſt das Größte und Beſte, was in dieſer Art vorhanden.“

TAYLOR INST. OXFORD

Wir kamen auf die Calderon'ſchen Stücke.

„Bey Calderon, ſagte Goethe, finden Sie dieſelbe theatraliſche Vollkommenheit. Seine Stücke ſind durchaus bretterrecht, es iſt in ihnen kein Zug, der nicht für die beabſichtigte Wirkung calculirt wäre. Calderon iſt dasjenige Genie, was zugleich den größten Verſtand hatte.“

Es iſt wunderlich, ſagte ich, daß die Shakſpeariſchen Stücke keine eigentlichen Theater-Stücke ſind, da Shakſpeare ſie doch alle für ſein Theater geſchrieben hat.

„Shakſpeare, erwiederte Goethe, ſchrieb dieſe Stücke aus ſeiner Natur heraus, und dann machte ſeine Zeit und die Einrichtung der damaligen Bühne an ihn keine Anforderungen; man ließ ſich gefallen, wie Shakſpeare es brachte. Hätte aber Shakſpeare für den Hof zu Madrid, oder für das Theater Ludwigs des vierzehnten geſchrieben, er hätte ſich auch wahrſcheinlich einer ſtrengeren Theater-Form gefügt. Doch dieß iſt keineswegs zu beklagen; denn was Shakſpeare als Theater-Dichter für uns verloren hat, das hat er als Dichter im Allgemeinen gewonnen. Shakſpeare iſt ein großer Pſychologe und man lernt aus ſeinen Stücken wie den Menſchen zu Muthe iſt.“

Wir ſprachen über die Schwierigkeit einer guten Theater-Leitung.

„Das Schwere dabey iſt, ſagte Goethe, daß man das Zufällige zu übertragen wiſſe und ſich dadurch von ſeinen höheren Maximen nicht ableiten laſſe. Dieſe höheren Maximen ſind: ein gutes Repertoir trefflicher Tragödien, Opern und Luſtſpiele, worauf man halten und die man als das Feſtſtehende anſehen muß. Zu dem Zufälligen aber rechne ich: ein neues Stück, das man ſehen will, eine Gaſtrolle, und dergleichen mehr. Von dieſen Dingen muß man ſich nicht irre leiten

laſſen, ſondern immer wieder zu ſeinem Repertoir zurückkehren. Unſere Zeit iſt nun an wahrhaft guten Stücken ſo reich, daß einem Kenner nichts leichteres iſt, als ein gutes Repertoir zu bilden. Allein es iſt nichts ſchwieriger als es zu halten."

„Als ich mit Schillern dem Theater vorſtand, hatten wir den Vortheil, daß wir den Sommer über in Lauchſtedt ſpielten. Hier hatten wir ein auserleſenes Publicum, das nichts als vortreffliche Sachen wollte, und ſo kamen wir denn jedesmal eingeübt in den beſten Stücken nach Weimar zurück und konnten hier den Winter über alle Sommer-Vorſtellungen wiederholen. Dazu hatte das Weimariſche Publicum auf unſere Leitung Vertrauen und war immer, auch bey Dingen, denen es nichts abgewinnen konnte, überzeugt, daß unſerm Thun und Laſſen eine höhere Abſicht zum Grunde liege."

„In den neunziger Jahren, fuhr Goethe fort, war die eigentliche Zeit meines Theater-Intereſſes ſchon vorüber und ich ſchrieb nichts mehr für die Bühne, ich wollte mich ganz zum Epiſchen wenden. Schiller erweckte das ſchon erloſchene Intereſſe, und ihm und ſeinen Sachen zu Liebe nahm ich am Theater wieder Antheil. In der Zeit meines Clavigo wäre es mir ein Leichtes geweſen, ein Dutzend Theaterſtücke zu ſchreiben; an Gegenſtänden fehlte es nicht und die Production ward mir leicht; ich hätte immer in acht Tagen ein

Stück machen können und es ärgert mich noch, daß ich es nicht gethan habe."

Mittwoch den 8. November 1826.

Goethe ſprach heute abermals mit Bewunderung über Lord Byron. „Ich habe, ſagte er, ſeinen Deformed Transformed wieder geleſen und muß ſagen, daß ſein Talent mir immer größer vorkommt. Sein Teufel iſt aus meinem Mephiſtopheles hervorgegangen, aber es iſt keine Nachahmung, es iſt alles durchaus originell und neu, und alles knapp, tüchtig und geiſtreich. Es iſt keine Stelle darin, die ſchwach wäre, nicht ſo viel Platz, um den Knopf einer Nadel hinzuſetzen, wo man nicht auf Erfindung und Geiſt träfe. Ihm iſt nichts im Wege als das Hypochondriſche und Negative und er wäre ſo groß wie Shakſpeare und die Alten." Ich wunderte mich. „Ja, ſagte Goethe, Sie können es mir glauben, ich habe ihn von neuem ſtudirt und muß ihm dieß immer mehr zugeſtehen."

In einem früheren Geſpräche äußerte Goethe: „Lord Byron habe zu viel Empirie." Ich verſtand nicht recht, was er damit ſagen wollte, doch enthielt ich mich ihn zu fragen und dachte der Sache im Stillen nach. Es war aber durch Nachdenken nichts zu gewinnen und ich mußte warten, bis meine vorſchreitende Cultur oder

ein glücklicher Umſtand mir das Geheimniß aufſchließen möchte. Ein ſolcher führte ſich dadurch herbey, daß Abends im Theater eine treffliche Vorſtellung des Macbeth auf mich wirkte, und ich Tags darauf die Werke des Lord Byron in die Hände nahm, um ſeinen Beppo zu leſen. Nun wollte dieſes Gedicht auf den Macbeth mir nicht munden, und je weiter ich las, je mehr ging es mir auf, was Goethe bey jener Äußerung ſich mochte gedacht haben.

Im Macbeth hatte ein Geiſt auf mich gewirkt, der, groß, gewaltig und erhaben wie er war, von niemanden hatte ausgehen können als von Shakſpeare ſelbſt. Es war das Angeborene einer höher und tiefer begabten Natur, welche eben das Individuum, das ſie beſaß, vor allen auszeichnete und dadurch zum großen Dichter machte. Dasjenige, was zu dieſem Stück die Welt und Erfahrung gegeben, war dem poetiſchen Geiſte untergeordnet und diente nur, um dieſen reden und vorwalten zu laſſen. Der große Dichter herrſchte und hob uns an ſeine Seite hinauf zu der Höhe ſeiner Anſicht.

Beym Leſen des Beppo dagegen empfand ich das Vorherrſchen einer verruchten empiriſchen Welt, der ſich der Geiſt, der ſie uns vor die Sinne führt, gewiſſermaßen aſſociirt hatte. Nicht mehr der angeborene größere und reinere Sinn eines hochbegabten Dichters begegnete mir, ſondern des Dichters Denkungsweiſe ſchien durch ein häufiges Leben mit der Welt von gleichem

Schlage geworden zu ſeyn. Er erſchien in gleichem Niveau mit allen vornehmen geiſtreichen Weltleuten, von denen er ſich durch nichts auszeichnete als durch ſein großes Talent der Darſtellung, ſo daß er denn auch als ihr redendes Organ betrachtet werden konnte.

Und ſo empfand ich denn beym Leſen des Beppo: Lord Byron habe zu viel Empirie, und zwar nicht, weil er zu viel wirkliches Leben uns vor die Augen führte, ſondern weil ſeine höhere poetiſche Natur zu ſchweigen, ja von einer empiriſchen Denkungsweiſe ausgetrieben zu ſeyn ſchien.

Mittwoch den 29. November 1826.

Lord Byrons Deformed Transformed hatte ich nun auch geleſen und ſprach mit Goethe darüber nach Tiſch.

„Nicht wahr? ſagte er, die erſten Scenen ſind groß und zwar poetiſch groß. Das Übrige, wo es auseinander und zur Belagerung Rom's geht, will ich nicht als poetiſch rühmen, allein man muß geſtehen, daß es geiſtreich iſt.“

Im höchſten Grade, ſagte ich; aber es iſt keine Kunſt geiſtreich zu ſeyn, wenn man vor nichts Reſpect hat.

Goethe lachte. „Sie haben nicht ganz Unrecht,

ſagte er; man muß freilich zugeben, daß der Poet mehr ſagt als man möchte; er ſagt die Wahrheit, allein es wird einem nicht wohl dabey und man ſähe lieber, daß er den Mund hielt. Es giebt Dinge in der Welt, die der Dichter beſſer überhüllet als aufdeckt; doch dieß iſt eben Byrons Character und man würde ihn vernichten, wenn man ihn anders wollte."

Ja, ſagte ich, im höchſten Grade geiſtreich iſt er. Wie trefflich iſt z. B. dieſe Stelle:

The Devil speaks truth much oftener than he's deemed,
He hath an ignorant audience.

„Das iſt freylich eben ſo groß und frey als mein Mephiſtopheles irgend etwas geſagt hat."

„Da wir vom Mephiſtopheles reden, fuhr Goethe fort, ſo will ich Ihnen doch etwas zeigen, was Coudray von Paris mitgebracht hat. Was ſagen Sie dazu?"

Er legte mir einen Steindruck vor, die Scenen darſtellend, wo Fauſt und Mephiſtopheles, um Gretchen aus dem Kerker zu befreyen, in der Nacht auf zwey Pferden an einem Hochgerichte vorbeyſauſen. Fauſt reitet ein ſchwarzes, das im geſtreckteſten Galopp ausgreift und ſich, ſo wie ſein Reiter, vor den Geſpenſtern unter dem Galgen zu fürchten ſcheint. Sie reiten ſo ſchnell, daß Fauſt Mühe hat ſich zu halten; die ſtark entgegen wirkende Luft hat ſeine Mütze entführt, die,

von dem Sturmriemen am Halſe gehalten, weit hinter ihm herfliegt. Er hat ſein furchtſam fragendes Geſicht dem Mephiſtopheles zugewendet und lauſcht auf deſſen Worte. Dieſer ſitzt ruhig, unangefochten, wie ein höheres Weſen. Er reitet kein lebendiges Pferd, denn er liebt nicht das Lebendige. Auch hat er es nicht vonnöthen, denn ſchon ſein Wollen bewegt ihn in der gewünſchteſten Schnelle. Er hat bloß ein Pferd, weil er einmal reitend gedacht werden muß; und da genügte es ihm, ein bloß noch in der Haut zuſammenhängendes Gerippe vom erſten beſten Anger aufzuraffen. Es iſt heller Farbe und ſcheint in der Dunkelheit der Nacht zu phosphoresciren. Es iſt weder gezügelt noch geſattelt, es geht ohne das. Der überirdiſche Reiter ſitzt leicht und nachläſſig im Geſpräch zu Fauſt gewendet; das entgegenwirkende Element der Luft iſt für ihn nicht da, er wie ſein Pferd empfinden nichts, es wird ihnen kein Haar bewegt.

Wir hatten an dieſer geiſtreichen Compoſition große Freude. „Da muß man doch geſtehen, ſagte Goethe, daß man es ſich ſelbſt nicht ſo vollkommen gedacht hat. Hier haben Sie ein anderes Blatt, was ſagen Sie zu dieſem! —“

Die wilde Trink-Scene in Auerbachs Keller ſah ich dargeſtellt, und zwar, als Quinteſſenz des Ganzen, den bedeutendſten Moment, wo der verſchüttete Wein als Flamme auflodert und die Beſtialität der Trinken-

den ſich auf die verſchiedenſte Weiſe kund giebt. Alles iſt Leidenſchaft und Bewegung und nur Mephiſtopheles bleibt in der gewohnten heiteren Ruhe. Das wilde Fluchen und Schreien und das gezuckte Meſſer des ihm zunächſt Stehenden ſind ihm nichts. Er hat ſich auf eine Tiſchecke geſetzt und baumelt mit den Beinen; ſein aufgehobener Finger iſt genug, um Flamme und Leidenſchaft zu dämpfen.

Jemehr man dieſes treffliche Bild betrachtete, deſto-mehr fand man den großen Verſtand des Künſtlers, der keine Figur der andern gleich machte und in jeder eine andere Stufe der Handlung darſtellte.

„Herr Delacroix, ſagte Goethe, iſt ein großes Talent, das gerade am Fauſt die rechte Nahrung gefunden hat. Die Franzoſen tadeln an ihm ſeine Wildheit, allein hier kommt ſie ihm recht zu Statten. Er wird, wie man hofft, den ganzen Fauſt durchführen, und ich freue mich beſonders auf die Hexenküche und die Brockenſcenen. Man ſieht ihm an, daß er das Leben recht durchgemacht hat, wozu ihm denn eine Stadt wie Paris die beſte Gelegenheit geboten.“

Ich machte bemerklich, daß ſolche Bilder zum beſſeren Verſtehen des Gedichts ſehr viel beytrügen. „Das iſt keine Frage, ſagte Goethe, denn die vollkommnere Einbildungskraft eines ſolchen Künſtlers zwingt uns, die Situationen ſo gut zu denken, wie er ſie ſelber gedacht hat. Und wenn ich nun geſtehen muß, daß

Herr Delacroix meine eigene Vorſtellung bey Scenen übertroffen hat, die ich ſelber gemacht habe, um wie viel mehr werden nicht die Leſer alles lebendig und über ihre Imagination hinausgehend finden!"

Montag den 11. December 1826.

Ich fand Goethe in einer ſehr heiter aufgeregten Stimmung. „Alexander von Humboldt iſt dieſen Morgen einige Stunden bey mir geweſen, ſagte er mir ſehr belebt entgegen. Was iſt das für ein Mann! — Ich kenne ihn ſo lange und doch bin ich von neuem über ihn in Erſtaunen. Man kann ſagen, er hat an Kenntniſſen und lebendigem Wiſſen nicht ſeines Gleichen. Und eine Vielſeitigkeit, wie ſie mir gleichfalls noch nicht vorgekommen iſt! Wohin man rührt, er iſt überall zu Hauſe und überſchüttet uns mit geiſtigen Schätzen. Er gleicht einem Brunnen mit vielen Röhren, wo man überall nur Gefäße unterzuhalten braucht und wo es uns immer erquicklich und unerſchöpflich entgegenſtrömt. Er wird einige Tage hier bleiben und ich fühle ſchon, es wird mir ſeyn, als hätte ich Jahre verlebt."

Mittwoch den 13. December 1826.

Über Tiſch lobten die Frauen ein Portrait eines jungen Malers. Und was bewundernswürdig iſt, fügten ſie hinzu, er hat alles von ſelbſt gelernt. Dieſes merkte man denn auch beſonders an den Händen, die nicht richtig und kunſtmäßig gezeichnet waren.

„Man ſieht, ſagte Goethe, der junge Mann hat Talent; allein daß er alles von ſelbſt gelernt hat, deßwegen ſoll man ihn nicht loben, ſondern ſchelten. Ein Talent wird nicht geboren, um ſich ſelbſt überlaſſen zu bleiben, ſondern ſich zur Kunſt und guten Meiſtern zu wenden, die denn etwas aus ihm machen. Ich habe dieſer Tage einen Brief von Mozart geleſen, wo er einem Baron, der ihm Compoſitionen zugeſendet hatte, etwa Folgendes ſchreibt: „Euch Dilettanten muß man ſchelten, denn es finden bey Euch gewöhnlich zwey Dinge Statt: entweder Ihr habt keine eigene Gedanken und da nehmet Ihr fremde; oder wenn Ihr eigene Gedanken habt, ſo wißt Ihr nicht damit umzugehen.“ Iſt das nicht himmliſch? und gilt dieſes große Wort, was Mozart von der Muſik ſagt, nicht von allen übrigen Künſten?“

Goethe fuhr fort: „Lenardo da Vinci ſagt: Wenn in euerm Sohn nicht der Sinn ſteckt, dasjenige, was

er zeichnet durch kräftige Schattirung ſo herauszuheben, daß man es mit Händen greifen möchte, ſo hat er kein Talent.“

„Und ferner ſagt Lenardo da Vinci: Wenn euer Sohn Perſpective und Anatomie völlig inne hat, ſo thut ihn zu einem guten Meiſter.“

„Und jetzt, ſagte Goethe, verſtehen unſere jungen Künſtler beydes kaum, wenn ſie ihre Meiſter verlaſſen. So ſehr haben ſich die Zeiten geändert.“

„Unſern jungen Malern, fuhr Goethe fort, fehlt es an Gemüth und Geiſt; ihre Erfindungen ſagen nichts und wirken nichts; ſie malen Schwerdter, die nicht hauen und Pfeile, die nicht treffen, und es dringt ſich mir oft auf, als wäre aller Geiſt aus der Welt verſchwunden.“

Und doch, verſetzte ich, ſollte man glauben, daß die großen kriegeriſchen Ereigniſſe der letzten Jahre den Geiſt aufgeregt hätten.

„Mehr Wollen, ſagte Goethe, haben ſie aufgeregt als Geiſt, und mehr politiſchen Geiſt als künſtleriſchen, und alle Naivetät und Sinnlichkeit iſt dagegen gänzlich verloren gegangen. Wie will aber ein Maler ohne dieſe beyden großen Erforderniſſe etwas machen, woran man Freude haben könnte.“

Ich ſagte, daß ich dieſer Tage in ſeiner Italieniſchen Reiſe von einem Bilde Correggio’s geleſen, welches eine Entwöhnung darſtellt, wo das Kind Chriſtus auf dem Schooße der Maria zwiſchen der Mutterbruſt und einer

hingereichten Birne in Zweifel kommt und nicht weiß, welches von beyden es wählen ſoll.

„Ja, ſagte Goethe, das iſt ein Bildchen! da iſt Geiſt, Naivetät, Sinnlichkeit, alles bey einander. Und der heilige Gegenſtand iſt allgemein menſchlich geworden und gilt als Symbol für eine Lebensſtufe, die wir alle durchmachen. Ein ſolches Bild iſt ewig, weil es in die früheſten Zeiten der Menſchheit zurück= und in die künftigſten vorwärts greift. Wollte man dagegen den Chriſtus malen, wie er die Kindlein zu ſich kommen läßt, ſo wäre das ein Bild, welches gar nichts zu ſa=gen hätte, wenigſtens nichts von Bedeutung.“

„Ich habe nun, fuhr Goethe fort, der deutſchen Malerey über funfzig Jahre zugeſehen, ja nicht bloß zugeſehen, ſondern auch von meiner Seite einzuwirken geſucht, und kann jetzt ſo viel ſagen, daß, ſo wie alles jetzt ſteht, wenig zu erwarten iſt. Es muß ein großes Talent kommen, welches ſich alles Gute der Zeit ſogleich aneignet und dadurch alles übertrifft. Die Mittel ſind alle da, und die Wege gezeigt und gebahnt. Haben wir doch jetzt ſogar auch die Phidiaſſe vor Augen, wor=an in unſerer Jugend nicht zu denken war. Es fehlt jetzt, wie geſagt, weiter nichts als ein großes Talent, und dieſes, hoffe ich, wird kommen; es liegt vielleicht ſchon in der Wiege und Sie können ſeinen Glanz noch erleben.“

Mittwoch den 20. December 1826.

Ich erzählte Goethen nach Tiſch, daß ich eine Entdeckung gemacht, die mir viele Freude gewähre. Ich hätte nämlich an einer brennenden Wachskerze bemerkt, daß der durchſichtige untere Theil der Flamme daſſelbe Phänomen zeige, als wodurch der blaue Himmel entſtehe, indem nämlich die Finſterniß durch ein erleuchtetes Trübe geſehen werde.

Ich fragte Goethe, ob er dieſes Phänomen der Kerze kenne und in ſeiner Farbenlehre aufgenommen habe. „Ohne Zweifel", ſagte er. Er nahm einen Band der Farbenlehre herunter und las mir die Paragraphen, wo ich denn alles beſchrieben fand, wie ich es geſehen. „Es iſt mir ſehr lieb, ſagte er, daß Ihnen dieſes Phänomen aufgegangen iſt, ohne es aus meiner Farbenlehre zu kennen; denn nun haben Sie es begriffen und können ſagen, daß Sie es beſitzen. Auch haben Sie dadurch einen Standpunct gefaßt, von welchem aus Sie zu den übrigen Phänomenen weiter gehen werden. Ich will Ihnen jetzt ſogleich ein neues zeigen."

Es mochte etwa vier Uhr ſeyn; es war ein bedeckter Himmel und im erſten Anfangen der Dämmerung. Goethe zündete ein Licht an und ging damit in die Nähe des Fenſters zu einem Tiſche. Er ſetzte das Licht auf einen weißen Bogen Papier und ſtellte ein Stäb-

chen darauf, ſo daß der Schein des Kerzenlichtes vom Stäbchen aus einen Schatten warf nach dem Lichte des Tages zu. „Nun, ſagte Goethe, was ſagen Sie zu dieſem Schatten?“ Der Schatten iſt blau, antwortete ich. „Da hätten Sie alſo das Blaue wieder, ſagte Goethe, aber auf dieſer andern Seite des Stäbchens nach der Kerze zu, was ſehen Sie da?“ Auch einen Schatten. „Aber von welcher Farbe?“ Der Schatten iſt ein röthliches Gelb, antwortete ich; doch wie entſteht dieſes doppelte Phänomen? „Das iſt nun Ihre Sache; ſagte Goethe; ſehen Sie zu, daß Sie es herausbringen. Zu finden iſt es, aber es iſt ſchwer. Sehen Sie nicht früher in meiner Farbenlehre nach, als bis Sie die Hoffnung aufgegeben haben, es ſelber herauszubringen.“ Ich verſprach dieſes mit vieler Freude.

„Das Phänomen am untern Theile der Kerze, fuhr Goethe fort, wo ein durchſichtiges Helle vor die Finſterniß tritt und die blaue Farbe hervorbringt, will ich Ihnen jetzt in vergrößertem Maße zeigen.“ Er nahm einen Löffel, goß Spiritus hinein und zündete ihn an. Da entſtand denn wieder ein durchſichtiges Helle, wodurch die Finſterniß blau erſchien. Wendete ich den brennenden Spiritus vor die Dunkelheit der Nacht, ſo nahm die Bläue an Kräftigkeit zu; hielt ich ihn gegen das Helle, ſo ſchwächte ſie ſich, oder verſchwand gänzlich.

Ich hatte meine Freude an dem Phänomen. „Ja,

ſagte Goethe, daß iſt eben das Große bey der Natur, daß ſie ſo einfach iſt, und daß ſie ihre größten Erſcheinungen immer im Kleinen wiederholt. Daſſelbe Geſetz, wodurch der Himmel blau iſt, ſieht man ebenfalls an dem untern Theil einer brennenden Kerze, am brennenden Spiritus, ſo wie an dem erleuchteten Rauch, der von einem Dorfe aufſteigt, hinter welchem ein dunkles Gebirge liegt."

Aber wie erklären die Schüler von Newton dieſes höchſt einfache Phänomen? fragte ich.

„Das müſſen Sie gar nicht wiſſen, antwortete Goethe. Es iſt gar zu dumm, und man glaubt nicht, welchen Schaden es einem guten Kopfe thut, wenn er ſich mit etwas Dummen befaßt. Bekümmern Sie ſich gar nicht um die Newtonianer, laſſen Sie ſich die reine Lehre genügen, und Sie werden ſich gut dabey ſtehen."

Die Beſchäftigung mit dem Verkehrten, ſagte ich, iſt vielleicht in dieſem Fall eben ſo unangenehm und ſchädlich, als wenn man ein ſchlechtes Trauerſpiel in ſich aufnehmen ſollte, um es nach allen ſeinen Theilen zu beleuchten und in ſeiner Blöße darzuſtellen.

„Es iſt ganz daſſelbe, ſagte Goethe, und man ſoll ſich ohne Noth nicht damit befaſſen. Ich ehre die Mathematik als die erhabenſte und nützlichſte Wiſſenſchaft, ſo lange man ſie da anwendet, wo ſie am Platze iſt; allein ich kann nicht loben, daß man ſie bey Dingen mißbrauchen will, die gar nicht in ihrem Bereich liegen,

und wo die edle Wiſſenſchaft ſogleich als Unſinn erſcheint. Und als ob alles nur dann exiſtirte, wenn es ſich mathematiſch beweiſen läßt. Es wäre doch thöricht, wenn jemand nicht an die Liebe ſeines Mädchens glauben wollte, weil ſie ihm ſolche nicht mathematiſch beweiſen kann! Ihre Mitgift kann ſie ihm mathematiſch beweiſen, aber nicht ihre Liebe. Haben doch auch die Mathematiker nicht die Metamorphoſe der Pflanze erfunden! Ich habe dieſes ohne die Mathematik vollbracht und die Mathematiker haben es müſſen gelten laſſen. Um die Phänomene der Farbenlehre zu begreifen gehört weiter nichts als ein reines Anſchauen und ein geſunder Kopf; allein beydes iſt freilich ſeltener als man glauben ſollte."

Wie ſtehen denn die jetzigen Franzoſen und Engländer zur Farbenlehre? fragte ich.

„Beyde Nationen, antwortete Goethe, haben ihre Avantagen und ihre Nachtheile. Bey den Engländern iſt es gut, daß ſie alles practiſch machen; aber ſie ſind Pedanten. Die Franzoſen ſind gute Köpfe, aber es ſoll bey ihnen alles poſitiv ſeyn, und wenn es nicht ſo iſt, ſo machen ſie es ſo. Doch ſie ſind in der Farbenlehre auf gutem Wege und Einer ihrer Beſten kommt nahe heran. Er ſagt: die Farbe ſey den Dingen angeſchaffen. Denn wie es in der Natur ein Säurendes gebe, ſo gebe es auch ein Färbendes. Damit ſind nun freylich die Phänomene nicht erklärt; allein er ſpielt doch den

Gegenſtand in die Natur hinein, und befreit ihn von der Einſchränkung der Mathematik."

Die Berliner Zeitungen wurden gebracht und Goethe ſetzte ſich, ſie zu leſen. Er reichte auch mir ein Blatt, und ich fand in den Theaternachrichten: daß man dort im Opernhauſe und Königlichen Theater eben ſo ſchlechte Stücke gebe als hier.

„Wie ſoll dieß auch anders ſeyn, ſagte Goethe. Es iſt freylich keine Frage, daß man nicht mit Hülfe der guten engliſchen, franzöſiſchen und ſpaniſchen Stücke ein ſo gutes Repertoir zuſammen bringen ſollte, um jeden Abend ein gutes Stück geben zu können. Allein wo iſt das Bedürfniß in der Nation, immer ein gutes Stück zu ſehen? Die Zeit in welcher Aeſchylus, Sophocles und Euripides ſchrieben, war freilich eine ganz andere: ſie hatte den Geiſt hinter ſich und wollte nur immer das wirklich Größte und Beſte. Aber in unſerer ſchlechten Zeit, wo iſt denn da das Bedürfniß für das Beſte? Wo ſind die Organe es aufzunehmen?"

„Und dann, fuhr Goethe fort, man will etwas Neues! In Berlin wie in Paris, das Publicum iſt überall daſſelbe. Eine Unzahl neuer Stücke wird jede Woche in Paris geſchrieben und auf die Theater gebracht, und man muß immer fünf bis ſechs durchaus ſchlechte aushalten, ehe man durch ein gutes entſchädiget wird."

Digitized by Google

„Das einzige Mittel, um jetzt ein deutſches Theater oben zu halten, ſind Gaſtrollen. Hätte ich jetzt noch die Leitung, ſo ſollte der ganze Winter mit trefflichen Gaſtſpielern beſetzt ſeyn. Dadurch würden nicht allein alle gute Stücke immer wieder zum Vorſchein kommen, ſondern das Intereſſe würde auch mehr von den Stücken ab auf das Spiel gelenkt; man könnte vergleich und urtheilen, das Publicum gewönne an Einſichten, und unſere eigenen Schauſpieler würden durch das bedeutende Spiel eines ausgezeichneten Gaſtes immer in Anregung und Nacheiferung erhalten. Wie geſagt: Gaſtrollen und immer Gaſtrollen, und ihr ſolltet über den Nutzen erſtaunen, der daraus für Theater und Publicum hervorgehen würde."

„Ich ſehe die Zeit kommen, wo ein geſcheidter, der Sache gewachſener Kopf vier Theater zugleich übernehmen und ſie hin und her mit Gaſtrollen verſehen wird, und ich bin gewiß, daß er ſich beſſer bey dieſen vieren ſtehen wird, als wenn er nur ein einziges hätte."

Mittwoch den 27. December 1826.

Dem Phänomen des blauen und gelben Schattens hatte ich nun zu Hauſe fleißig nachgedacht, und wiewohl es mir lange ein Räthſel blieb, ſo ging mir doch bey fortgeſetztem Beobachten ein Licht auf und ich ward

nach und nach überzeugt, das Phänomen begriffen zu haben.

Heute bey Tiſch ſagte ich Goethen, daß ich das Räthſel gelöſt. „Es wäre viel, ſagte Goethe; nach Tiſch ſollen Sie es mir machen.“ Ich will es lieber ſchreiben, ſagte ich, denn zu einer mündlichen Auseinanderſetzung fehlen mir leicht die richtigen Worte. „Sie mögen es ſpäter ſchreiben, ſagte Goethe, aber heute ſollen Sie es mir erſt vor meinen Augen machen und mir mündlich demonſtriren, damit ich ſehe, ob Sie im Rechten ſind,“

Nach Tiſch, wo es völlig helle war, fragte Goethe: „Können Sie jetzt das Experiment machen?“ Nein, ſagte ich. „Warum nicht?“ fragte Goethe. Es iſt noch zu helle, antwortete ich; es muß erſt ein wenig Dämmerung eintreten, damit das Kerzenlicht einen entſchiedenen Schatten werfe; doch muß es noch helle genug ſeyn, damit das Tageslicht dieſen erleuchten könne. „Hm! ſagte Goethe, das iſt nicht unrecht.“

Der Anfang der Abenddämmerung trat endlich ein und ich ſagte Goethen, daß es jetzt Zeit ſey. Er zündete die Wachskerze an und gab mir ein Blatt weißes Papier und ein Stäbchen. „Nun experimentiren und dociren Sie,“ ſagte er.

Ich ſtellte das Licht auf den Tiſch in die Nähe des Fenſters, legte das Blatt Papier in die Nähe des Lichtes, und als ich das Stäbchen auf die Mitte des Papiers zwiſchen Tages- und Kerzen-Licht ſetzte, war

das Phänomen in vollkommener Schönheit da. Der Schatten nach dem Lichte zu zeigte ſich entſchieden gelb, der andere, nach dem Fenſter zu, vollkommen blau.

„Nun, ſagte Göthe, wie entſteht zunächſt der blaue Schatten?“ Ehe ich dieſes erkläre, ſagte ich, will ich das Grundgeſetz ausſprechen, aus dem ich beyde Erſcheinungen ableite.

Licht und Finſterniß, ſagte ich, ſind keine Farben, ſondern ſie ſind zwey Extreme, in deren Mitte die Farben liegen und entſtehen, und zwar durch eine Modification von beyden.

Den Extremen Licht und Finſterniß zunächſt entſtehen die beyden Farben gelb und blau. Die gelbe an der Grenze des Lichtes, indem ich dieſes durch ein Getrübtes, die blaue an der Grenze der Finſterniß, indem ich dieſe durch ein erleuchtetes Durchſichtige betrachte.

Kommen wir nun, fuhr ich fort, zu unſerm Phänomen, ſo ſehen wir, daß das Stäbchen vermöge der Gewalt des Kerzenlichtes einen entſchiedenen Schatten wirft. Dieſer Schatten würde als ſchwarze Finſterniß erſcheinen, wenn ich die Läden ſchlöſſe und das Tageslicht abſperrte. Nun aber dringt durch die offenen Fenſter das Tageslicht frey herein und bildet ein erhelltes Medium, durch welches ich die Finſterniß des Schattens ſehe, und ſo entſteht denn, dem Geſetze gemäß, die blaue Farbe. Goethe lachte. „Das wäre der blaue, ſagte er; wie aber erklären Sie den gelben Schatten?“

Aus dem Geſetz des getrübten Lichtes, antwortete ich. Die brennende Kerze wirft auf das weiße Papier ein Licht, das ſchon einen leiſen Hauch vom Gelblichen hat. Der einwirkende Tag aber hat ſo viele Gewalt, um vom Stäbchen aus nach dem Kerzenlichte zu einen ſchwachen Schatten zu werfen, der, ſo weit er reicht, das Licht trübt, und ſo entſteht, dem Geſetze gemäß, die gelbe Farbe. Schwäche ich die Trübe, indem ich den Schatten dem Lichte möglichſt nahe bringe, ſo zeigt ſich ein reines Hellgelb; verſtärke ich aber die Trübe, indem ich den Schatten möglichſt vom Licht entferne, ſo verdunkelt ſich das Gelbe bis zum Röthlichen, ja Rothen.

Goethe lachte wieder, und zwar ſehr geheimnißvoll. Nun? ſagte ich, habe ich Recht? „Sie haben das Phänomen recht gut geſehen und recht hübſch ausgeſprochen, antwortete Goethe, aber Sie haben es nicht erklärt. Ihre Erklärung iſt geſcheidt, ja ſogar geiſtreich, aber ſie iſt nicht die richtige.“

Nun ſo helfen Sie mir, ſagte ich, und löſen Sie mir das Räthſel, denn ich bin nun im höchſten Grade ungeduldig. „Sie ſollen es erfahren, ſagte Goethe, aber nicht heute, und nicht auf dieſem Wege. Ich will Ihnen nächſtens ein anderes Phänomen zeigen, durch welches Ihnen das Geſetz augenſcheinlich werden ſoll. Sie ſind nahe heran, und weiter iſt in dieſer Richtung nicht zu gelangen. Haben Sie aber das neue Geſetz begriffen, ſo ſind Sie in eine ganz andere Region ein=

geführt und über ſehr vieles hinaus. Kommen Sie einmal am Mittage bey heiterem Himmel ein Stündchen früher zu Tiſch, ſo will ich Ihnen ein deutlicher Phänomen zeigen, durch welches Sie daſſelbe Geſetz, welches dieſem zum Grunde liegt, ſogleich begreifen ſollen."

„Es iſt mir ſehr lieb, fuhr er fort, daß Sie für die Farbe dieſes Intereſſe haben; es wird Ihnen eine Quelle von unbeſchreiblichen Freuden werden."

Nachdem ich Goethe am Abend verlaſſen, konnte ich den Gedanken an das Phänomen nicht aus dem Kopfe bringen, ſo daß ich ſogar im Traume damit zu thun hatte. Aber auch in dieſem Zuſtande ſah ich nicht klarer und kam der Löſung des Räthſels um keinen Schritt näher.

„Mit meinen naturwiſſenſchaftlichen Heften, ſagte Goethe vor einiger Zeit, gehe ich auch langſam fort. Nicht weil ich glaube, die Wiſſenſchaft noch jetzt bedeutend fördern zu können; ſondern der vielen angenehmen Verbindungen wegen, die ich dadurch unterhalte. Die Beſchäftigung mit der Natur iſt die unſchuldigſte. In äſthetiſcher Hinſicht iſt jetzt an gar keine Verbindung und Correſpondenz zu denken. Da wollen ſie

wiſſen, welche Stadt am Rhein bey meinem Hermann und Dorothea gemeint ſey! — Als ob es nicht beſſer wäre, ſich jede beliebige zu denken! — Man will Wahrheit, man will Wirklichkeit und verdirbt dadurch die Poeſie."

Digitized by Google

1 8 2 7.

Digitized by Google

Digitized by Google

Mittwoch den 3. Januar 1827.

Heute bey Tiſch ſprachen wir über Cannings treffliche Rede für Portugal.

„Es gibt Leute, ſagte Goethe, die dieſe Rede grob nennen; aber dieſe Leute wiſſen nicht, was ſie wollen, es liegt in ihnen eine Sucht, alles Große zu frondiren. Es iſt keine Oppoſition, ſondern eine bloße Frondation. Sie müſſen etwas Großes haben, das ſie haſſen können. Als Napoleon noch in der Welt war, haßten ſie den, und ſie hatten an ihm eine gute Ableitung. Sodann als es mit dieſem aus war, frondirten ſie die heilige Allianz, und doch iſt nie etwas Größeres und für die Menſchheit Wohlthätigeres erfunden worden. Jetzt kommt die Reihe an Canning. Seine Rede für Portugal iſt das Product eines großen Bewußtſeyns. Er fühlt ſehr gut den Umfang ſeiner Gewalt und die Größe ſeiner Stellung und er hat Recht, daß er ſpricht, wie er ſich empfindet. Aber das können dieſe Sansculotten nicht begreifen und was uns andern groß er-

cheint, erſcheint ihnen grob. Das Große iſt ihnen unbequem, ſie haben keine Ader es zu verehren, ſie können es nicht dulden."

Donnerstag Abend den 4. Januar 1827.

Goethe lobte ſehr die Gedichte von Victor Hugo. „Er iſt ein entſchiedenes Talent, ſagte er, auf den die deutſche Literatur Einfluß gehabt. Seine poetiſche Jugend iſt ihm leider durch die Pedanterie der claſſiſchen Partey verkümmert; doch jetzt hat er den Globe auf ſeiner Seite und ſo hat er gewonnen Spiel. Ich möchte ihn mit Manzoni vergleichen. Er hat viel Objectives und erſcheint mir vollkommen ſo bedeutend als die Herren De Lamartine und Delavigne. Wenn ich ihn recht betrachte, ſo ſehe ich wohl, wo er und andere friſche Talente ſeines Gleichen herkommen. Von Chateaubriand kommen ſie her, der freylich ein ſehr bedeutendes rhetoriſch-poetiſches Talent iſt. Damit Sie nun aber ſehen, in welcher Art Victor Hugo ſchreibt, ſo leſen Sie nur dieß Gedicht über Napoleon: **Les deux isles.**"

Goethe legte mir das Buch vor und ſtellte ſich an den Ofen. Ich las. „Hat er nicht treffliche Bilder? ſagte Goethe, und hat er ſeinen Gegenſtand nicht mit ſehr freyem Geiſte behandelt?" Er trat wieder zu mir.

„Sehen Sie nur dieſe Stelle, wie ſchön ſie iſt!“ Er las die Stelle von der Wetterwolke, aus der den Helden der Blitz von unten hinauf trifft. „Das iſt ſchön! Denn das Bild iſt wahr, welches man in Gebirgen finden wird, wo man oft die Gewitter unter ſich hat und wo die Blitze von unten nach oben ſchlagen.“

Ich lobe an den Franzoſen, ſagte ich, daß ihre Poeſie nie den feſten Boden der Realität verläßt. Man kann die Gedichte in Proſa überſetzen und ihr Weſentliches wird bleiben.

„Das kommt daher, ſagte Goethe, die franzöſiſchen Dichter haben Kenntniſſe; dagegen denken die deutſchen Narren, ſie verlören ihr Talent, wenn ſie ſich um Kenntniſſe bemühten, obgleich jedes Talent ſich durch Kenntniſſe nähren muß und nur dadurch erſt zum Gebrauch ſeiner Kräfte gelangt. Doch wir wollen ſie gehen laſſen, man hilft ihnen doch nicht, und das wahrhafte Talent findet ſchon ſeinen Weg. Die vielen jungen Dichter, die jetzt ihr Weſen treiben, ſind gar keine rechten Talente; ſie beurkunden weiter nichts als ein Unvermögen, das durch die Höhe der deutſchen Literatur zur Productivität angereizt worden.“

„Daß die Franzoſen, fuhr Goethe fort, aus der Pedanterie zu einer freyeren Art in der Poeſie hervorgehen, iſt nicht zu verwundern. Diderot und ihm ähnliche Geiſter haben ſchon vor der Revolution dieſe Bahn zu brechen geſucht. Die Revolution ſelbſt ſodann, ſo-

wie die Zeit unter Napoleon ſind der Sache günſtig geweſen. Denn wenn auch die kriegeriſchen Jahre kein eigentlich poetiſches Intereſſe aufkommen ließen und alſo für den Augenblick den Muſen zuwider waren, ſo haben ſich doch in dieſer Zeit eine Menge freyer Geiſter gebildet, die nun im Frieden zur Beſinnung kommen und als bedeutende Talente hervortreten."

Ich fragte Goethe, ob die Partey der Claſſiker auch dem trefflichen Béranger entgegen geweſen? „Das Genre, worin Béranger dichtet, ſagte Goethe, iſt ein älteres, herkömmliches, woran man gewöhnt war; doch hat auch er ſich in manchen Dingen freyer bewegt als ſeine Vorgänger und iſt deßhalb von der pedantiſchen Partey angefeindet worden."

Das Geſpräch lenkte ſich auf die Malerey und auf den Schaden der alterthümelnden Schule. „Sie prätendiren kein Kenner zu ſeyn, ſagte Goethe, und doch will ich Ihnen ein Bild vorlegen, an welchem Ihnen, obgleich es von einem unſerer beſten jetzt lebenden deutſchen Maler gemacht worden, dennoch die bedeutendſten Verſtöße gegen die erſten Geſetze der Kunſt ſogleich in die Augen fallen ſollen. Sie werden ſehen, das Einzelne iſt hübſch gemacht, aber es wird Ihnen bey dem Ganzen nicht wohl werden, und Sie werden nicht wiſſen, was Sie daraus machen ſollen. Und zwar dieſes nicht, weil der Meiſter des Bildes kein hinreichendes Talent iſt, ſondern weil ſein Geiſt, der das Talent leiten ſoll, eben ſo ver=

finſtert iſt wie die Köpfe der übrigen alterthümelnden Maler, ſo daß er die vollkommenen Meiſter ignorirt und zu den unvollkommenen Vorgängern zurückgeht und dieſe zum Muſter nimmt."

„Raphael und ſeine Zeitgenoſſen waren aus einer beſchränkten Manier zur Natur und Freyheit durchgebrochen. Und ſtatt daß jetzige Künſtler Gott danken und dieſe Avantagen benutzen und auf dem trefflichen Wege fortgehen ſollten, kehren ſie wieder zur Beſchränktheit zurück. Es iſt zu arg und man kann dieſe Verfinſterung der Köpfe kaum begreifen. Und weil ſie nun auf dieſem Wege in der Kunſt ſelbſt keine Stütze haben, ſo ſuchen ſie ſolche in der Religion und Partey; denn ohne beydes würden ſie in ihrer Schwäche gar nicht beſtehen können."

„Es geht, fuhr Goethe fort, durch die ganze Kunſt eine Filiation. Sieht man einen großen Meiſter, ſo findet man immer, daß er das Gute ſeiner Vorgänger benutzte und daß eben dieſes ihn groß machte. Männer wie Raphael wachſen nicht aus dem Boden. Sie fußten auf der Antike und dem Beſten was vor ihnen gemacht worden. Hätten ſie die Avantagen ihrer Zeit nicht benutzt, ſo würde wenig von ihnen zu ſagen ſeyn."

Das Geſpräch lenkte ſich auf die altdeutſche Poeſie; ich erinnerte an Flemming. „Flemming, ſagt Goethe, iſt ein recht hübſches Talent, ein wenig proſaiſch, bür-

gerlich; er kann jetzt nichts mehr helfen. Es iſt eigen, fuhr er fort, ich habe doch ſo mancherley gemacht und doch iſt keins von allen meinen Gedichten, das im lutheriſchen Geſangbuch ſtehen könnte." Ich lachte und gab ihm Recht, indem ich mir ſagte, daß in dieſer wunderlichen Äußerung mehr liege als es den Anſchein habe.

Sonntag Abend den 12. Januar 1827

Ich fand eine muſikaliſche Abendunterhaltung bey Goethe, die ihm von der Familie Eberwein, nebſt einigen Mitgliedern des Orcheſters gewährt wurde. Unter den wenigen Zuhörern waren: der General-Superintendent Röhr, Hofrath Vogel und einige Damen. Goethe hatte gewünſcht, das Quartett eines berühmten jungen Componiſten zu hören, welches man zunächſt ausführte. Der zwölfjährige Carl Eberwein ſpielte den Flügel zu Goethe's großer Zufriedenheit und in der That trefflich, ſo daß denn das Quartett in jeder Hinſicht gut executirt vorüberging.

„Es iſt wunderlich, ſagte Goethe, wohin die aufs höchſte geſteigerte Technik und Mechanik die neueſten Componiſten führt; ihre Arbeiten bleiben keine Muſik mehr, ſie gehen über das Niveau der menſchlichen Empfindungen hinaus und man kann ſolchen Sachen aus

eigenem Geiſt und Herzen nichts mehr unterlegen. Wie iſt es Ihnen? mir bleibt alles in den Ohren hängen." Ich ſagte, daß es mir in dieſem Falle nicht beſſer gehe. „Doch das Allegro, fuhr Goethe fort, hatte Character. Dieſes ewige Wirbeln und Drehen führte mir die Hexentänze des Blocksbergs vor Augen und ich fand alſo doch eine Anſchauung, die ich der wunderlichen Muſik ſupponiren konnte."

Nach einer Pauſe, während welcher man ſich unterhielt und einige Erfriſchungen nahm, erſuchte Goethe Madame Eberwein um den Vortrag einiger Lieder. Sie ſang zunächſt nach Zelters Compoſition das ſchöne Lied: Um Mitternacht, welches den tiefſten Eindruck machte. „Das Lied bleibt ſchön, ſagte Goethe, ſo oft man es auch hört. Es hat in der Melodie etwas Ewiges, Unverwüſtliches." Hierauf folgten einige Lieder aus der Fiſcherin, von Max Eberwein componirt. Der Erlkönig erhielt entſchiedenen Beyfall; ſodann die Arie: Ich hab's geſagt der guten Mutter erregte die allgemeine Äußerung: dieſe Compoſition erſcheine ſo gut getroffen, daß niemand ſie ſich anders denken könne. Goethe ſelbſt war im hohen Grade befriedigt.

Zum Schluß des ſchönen Abends ſang Madame Eberwein auf Goethe's Wunſch einige Lieder des Divans, nach den bekannten Compoſitionen ihres Gatten. Die Stelle: Juſſufs Reize möcht' ich borgen gefiel

Goethen ganz beſonders. „Eberwein, ſagte er zu mir, übertrifft ſich mitunter ſelber.“ Er bat ſodann noch um das Lied: Ach um deine feuchten Schwingen, welches gleichfalls die tiefſten Empfindungen anzuregen geeignet war.

Nachdem die Geſellſchaft gegangen, blieb ich noch einige Augenblicke mit Goethe allein. „Ich habe, ſagte er, dieſen Abend die Bemerkung gemacht, daß dieſe Lieder des Divans gar kein Verhältniß mehr zu mir haben. Sowohl was darin orientaliſch als was darin leidenſchaftlich iſt, hat aufgehört in mir fortzuleben; es iſt wie eine abgeſtreifte Schlangenhaut am Wege liegen geblieben. Dagegen das Lied: Um Mitternacht hat ſein Verhältniß zu mir nicht verloren, es iſt von mir noch ein lebendiger Theil und lebt mit mir fort.“

„Es geht mir übrigens öfter mit meinen Sachen ſo, daß ſie mir gänzlich fremd werden. Ich las dieſer Tage etwas Franzöſiſches und dachte im Leſen: der Mann ſpricht geſcheidt genug, du würdeſt es ſelbſt nicht anders ſagen. Und als ich es genau beſehe, iſt es eine überſetzte Stelle aus meinen eigenen Schriften.“

Montag Abend den 15. Januar 1827.

Nach Vollendung der Helena hatte Goethe ſich im vergangenen Sommer zur Fortſetzung der Wanderjahre

gewendet. Von dem Vorrücken dieſer Arbeit erzählte er mir oft. „Um den vorhandenen Stoff beſſer zu benutzen, ſagte er mir eines Tags, habe ich den erſten Theil ganz aufgelöſet und werde nun ſo durch Vermiſchung des Alten und Neuen, zwey Theile bilden. Ich laſſe nun das Gedruckte ganz abſchreiben; die Stellen, wo ich Neues auszuführen habe, ſind angemerkt, und wenn der Schreibende an ein ſolches Zeichen kommt, ſo dictire ich weiter und bin auf dieſe Weiſe genöthigt, die Arbeit nicht in Stocken gerathen zu laſſen."

Eines anderen Tages ſagte er mir ſo: „Das Gedruckte der Wanderjahre iſt nun ganz abgeſchrieben; die Stellen, die ich noch neu zu machen habe, ſind mit blauem Papier ausgefüllt, ſo daß ich ſinnlich vor Augen habe, was noch zu thun iſt. So wie ich nun vorrücke, verſchwinden die blauen Stellen immer mehr, und ich habe daran meine Freude."

Vor mehreren Wochen hörte ich nun von ſeinem Secretair, daß er an einer neuen Novelle arbeite; ich hielt mich daher Abends von Beſuchen zurück und begnügte mich, ihn bloß alle acht Tage bey Tiſch zu ſehen.

Dieſe Novelle war nun ſeit einiger Zeit vollendet und er legte mir dieſen Abend die erſten Bogen zur Anſicht vor.

Ich war beglückt und las bis zu der bedeutenden Stelle, wo Alle um den todten Tiger herumſtehen und

der Wärtel die Nachricht bringt, daß der Löwe oben an der Ruine ſich in die Sonne gelegt habe.

Während des Leſens hatte ich die außerordentliche Deutlichkeit zu bewundern, womit alle Gegenſtände bis auf die kleinſte Localität vor die Augen gebracht waren. Der Auszug zur Jagd, die Zeichnungen der alten Schloßruine, der Jahrmarkt, der Feldweg zur Ruine, alles trat entſchieden vor die Anſchauung, ſo daß man genöthiget war, ſich das Dargeſtellte gerade ſo zu denken, wie der Dichter es gewollt hatte. Zugleich war alles mit einer ſolchen Sicherheit, Beſonnenheit und Herrſchaft geſchrieben, daß man vom Künftigen nichts vorausahnen und keine Zeile weiter blicken konnte als man las.

Eure Excellenz, ſagte ich, müſſen nach einem ſehr beſtimmten Schema gearbeitet haben.

„Allerdings habe ich das, antwortete Goethe; ich wollte das Sujet ſchon vor dreyßig Jahren ausführen und ſeit der Zeit trage ich es im Kopfe. Nun ging es mir mit der Arbeit wunderlich. Damals, gleich nach Hermann und Dorothea, wollte ich den Gegenſtand in epiſcher Form und Hexametern behandeln und hatte auch zu dieſem Zweck ein ausführliches Schema entworfen. Als ich nun jetzt das Sujet wieder vornehme, um es zu ſchreiben, kann ich jenes alte Schema nicht finden und bin alſo genöthigt, ein neues zu machen und zwar ganz gemäß der veränderten Form, die ich

jetzt dem Gegenſtande zu geben Willens war. Nun aber nach vollendeter Arbeit findet ſich jenes ältere Schema wieder und ich freue mich nun, daß ich es nicht früher in Händen gehabt, denn es würde mich nur verwirrt haben. Die Handlung und der Gang der Entwickelung war zwar unverändert, allein im Detail war es doch ein ganz anderes; es war ganz für eine epiſche Behandlung in Hexametern gedacht und würde alſo für dieſe proſaiſche Darſtellung gar nicht anwendbar geweſen ſeyn."

Das Geſpräch lenkte ſich auf den Inhalt. Eine ſchöne Situation, ſagte ich, iſt die, wo Honorio, der Fürſtinn gegenüber, am todt ausgeſtreckten Tiger ſteht, die klagende weinende Frau mit dem Knaben herzugekommen iſt, und auch der Fürſt mit dem Jagdgefolge zu der ſeltſamen Gruppe ſo eben herbeyeilt. Das müßte ein treffliches Bild machen, und ich möchte es gemalt ſehen.

„Gewiß, ſagte Goethe, das wäre ein ſchönes Bild; — doch, fuhr er nach einigem Bedenken fort, der Gegenſtand wäre faſt zu reich und der Figuren zu viele, ſo daß die Gruppirung und Vertheilung von Licht und Schatten dem Künſtler ſehr ſchwer werden würde. Allein den früheren Moment, wo Honorio auf dem Tiger kniet und die Fürſtinn am Pferde gegenüber ſteht, habe ich mir wohl als Bild gedacht; und das wäre zu machen." Ich empfand, daß Goethe Recht hatte und

fügte hinzu, daß ja dieſer Moment auch eigentlich der Kern der ganzen Situation ſey, worauf alles ankomme.

Noch hatte ich an dem Geleſenen zu bemerken, daß dieſe Novelle von allen übrigen der Wanderjahre einen ganz verſchiedenen Character trage, indem darin Alles Darſtellung des Äußern, Alles real ſey. „Sie haben Recht, ſagte Goethe, Innerliches finden Sie in dem Geleſenen faſt gar nicht und in meinen übrigen Sachen iſt davon faſt zuviel.“

Nun bin ich neugierig zu erfahren, ſagte ich, wie man ſich des Löwen bemeiſtern wird; daß dieſes auf eine ganz andere Weiſe geſchehen werde, ahne ich faſt, doch das Wie iſt mir gänzlich verborgen. „Es wäre auch nicht gut, wenn Sie es ahneten, ſagte Goethe, und ich will es Ihnen heute nicht verrathen. Donnerstag Abend gebe ich Ihnen das Ende; bis dahin liegt der Löwe in der Sonne.“

Ich brachte das Geſpräch auf den zweyten Theil des Fauſt, insbeſondere auf die claſſiſche Walpurgisnacht, die nur noch in der Skizze dalag, und wovon Goethe mir vor einiger Zeit geſagt hatte, daß er ſie als Skizze wolle drucken laſſen. Nun hatte ich mir vorgenommen, Goethen zu rathen, dieſes nicht zu thun, denn ich fürchtete, ſie möchte, einmal gedruckt, für immer unausgeführt bleiben. Goethe mußte in der Zwiſchenzeit das bedacht haben, denn er kam mir ſogleich entgegen, indem er ſagte, daß er entſchloſſen ſey, jene Skizze nicht drucken

zu laſſen. Das iſt mir ſehr lieb, ſagte ich, denn nun habe ich doch die Hoffnung, daß Sie ſie ausführen werden. „In einem Vierteljahre, ſagte er, wäre es gethan, allein woher will die Ruhe kommen! Der Tag macht gar zu viele Anſprüche an mich; es hält ſchwer, mich ſo ſehr abzuſondern und zu iſoliren. Dieſen Morgen war der Erbgroßherzog bey mir, auf morgen Mittag hat ſich die Großherzogin melden laſſen. Ich habe ſolche Beſuche als eine hohe Gnade zu ſchätzen, ſie verſchönern mein Leben; allein ſie nehmen doch mein Inneres in Anſpruch, ich muß doch bedenken, was ich dieſen hohen Perſonen immer Neues vorlegen und wie ich ſie würdig unterhalten will."

Und doch, ſagte ich, haben Sie vorigen Winter die Helena vollendet, und Sie waren doch nicht weniger geſtört als jetzt. „Freylich, ſagte Goethe, es geht auch, und muß auch gehen, allein es iſt ſchwer." Es iſt nur gut, ſagte ich, daß Sie ein ſo ausführliches Schema haben. „Das Schema iſt wohl da, ſagte Goethe, allein das Schwierigſte iſt noch zu thun; und bey der Ausführung hängt doch Alles gar zu ſehr vom Glück ab. Die claſſiſche Walpurgisnacht muß in Reimen geſchrieben werden und doch muß alles einen antiken Character tragen. Eine ſolche Versart zu finden iſt nicht leicht. Und nun den Dialog!" — Iſt denn der nicht im Schema mit erfunden? ſagte ich. „Wohl das Was, antwortete Goethe, aber nicht das Wie. Und dann

bedenken Sie nur, was alles in jener tollen Nacht zur Sprache kommt! Fauſts Rede an die Proſerpina, um dieſe zu bewegen, daß ſie die Helena herausgiebt, was muß das nicht für eine Rede ſeyn, da die Proſerpina ſelbſt zu Thränen davon gerührt wird! — Dieſes alles iſt nicht leicht zu machen und hängt ſehr viel vom Glück ab, ja faſt ganz von der Stimmung und Kraft des Augenblicks."

Mittwoch den 17. Januar 1827.

In der letzten Zeit, wo Goethe ſich mitunter nicht ganz wohl befand, hatten wir in ſeiner nach dem Garten gehenden Arbeitsſtube gegeſſen. Heute war wieder in dem ſogenannten Urbino=Zimmer gedeckt, welches ich als ein gutes Zeichen nahm. Als ich hereintrat, fand ich Goethe und ſeinen Sohn; beyde bewillkommten mich freundlich in ihrer naiven liebevollen Art; Goethe ſelbſt ſchien in der heiterſten Stimmung, wie dieſes an ſeinem höchſt belebten Geſicht zu bemerken war. Durch die offene Thür des angrenzenden ſogenannten Decken=Zimmers ſah ich, über einen großen Kupferſtich gebogen, den Herrn Canzler von Müller; er trat bald zu uns herein und ich freute mich, ihn als angenehme Tiſchgeſellſchaft zu begrüßen. Frau von Goethe wurde noch erwartet, doch ſetzten wir uns vorläufig zu Tiſch. Es

ward mit Bewunderung von dem Kupferſtich geſprochen und Goethe erzählte mir, es ſey ein Werk des berühmten Gérard in Paris, womit dieſer ihm in den letzten Tagen ein Geſchenk gemacht. „Gehen Sie geſchwind hin, fügte er hinzu, und nehmen Sie noch ein paar Augenvoll, ehe die Suppe kommt."

Ich that nach ſeinem Wunſch und meiner Neigung; ich freute mich an dem Anblick des bewunderswürdigen Werkes, nicht weniger an der Unterſchrift des Malers, wodurch er es Goethen als einen Beweis ſeiner Achtung zueignet. Ich konnte jedoch nicht lange betrachten, Frau v. Goethe trat herein und ich eilte nach meinem Platz zurück. „Nicht wahr? ſagte Goethe, das iſt etwas Großes! Man kann es Tage- und Wochenlang ſtudiren, ehe man die reichen Gedanken und Vollkommenheiten alle herausfindet. Dieſes, ſagte er, ſoll Ihnen auf andere Tage vorbehalten bleiben."

Wir waren bey Tiſch ſehr heiter. Der Canzler theilte einen Brief eines bedeutenden Mannes aus Paris mit, der zur Zeit der franzöſiſchen Occupation als Geſandter hier einen ſchweren Poſten behauptet und von jener Zeit her mit Weimar ein freundliches Verhältniß fortgeſetzt hatte. Er gedachte des Großherzogs und Goethe's und pries Weimar glücklich, wo das Genie mit der höchſten Gewalt ein ſo vertrautes Verhältniß haben könne.

Frau von Goethe brachte in die Unterhaltung große

Anmuth. Es war von einigen Anſchaffungen die Rede, womit ſie den jungen Goethe neckte und wozu dieſer ſich nicht verſtehen wollte. „Man muß den ſchönen Frauen nicht gar zu viel angewöhnen, ſagte Goethe, denn ſie gehen leicht ins Grenzenloſe. Napoleon erhielt noch auf Elba Rechnungen von Putzmacherinnen, die er bezahlen ſollte. Doch mochte er in ſolchen Dingen leicht zu wenig thun als zu viel. Früher in den Tuilerien wurden einſt in ſeinem Beyſeyn ſeiner Gemahlin von einem Modehändler koſtbare Sachen präſentirt. Als Napoleon aber keine Miene machte, etwas zu kaufen, gab ihm der Mann zu verſtehen, daß er doch wenig in dieſer Hinſicht für ſeine Gemahlin thue. Hierauf ſagte Napoleon kein Wort, aber er ſah ihn mit einem ſolchen Blick an, daß der Mann ſeine Sachen ſogleich zuſammenpackte und ſich nie wieder ſehen ließ.“ — That er dieſes als Conſul? fragte Frau von Goethe. „Wahrſcheinlich als Kaiſer, antwortete Goethe, denn ſonſt wäre ſein Blick wohl nicht ſo furchtbar geweſen. Aber ich muß über den Mann lachen, dem der Blick in die Glieder fuhr und der ſich wahrſcheinlich ſchon geköpft oder erſchoſſen ſah.“

Wir waren in der heiterſten Laune und ſprachen über Napoleon weiter fort. Ich möchte, ſagte der junge Goethe, alle ſeine Thaten in trefflichen Gemälden oder Kupferſtichen beſitzen und damit ein großes Zimmer decoriren. „Das müßte ſehr groß ſeyn, erwiederte Goethe,

und doch würden die Bilder nicht hineingehen, ſo groß ſind ſeine Thaten.“

Der Canzler brachte Ludens Geſchichte der Deutſchen ins Geſpräch, und ich hatte zu bewundern, mit welcher Gewandtheit und Eindringlichkeit der junge Goethe dasjenige, was öffentliche Blätter an dem Buche zu tadeln gefunden, aus der Zeit, in der es geſchrieben, und den nationalen Empfindungen und Rückſichten die dabey in dem Verfaſſer gelebt, herzuleiten wußte. Es ergab ſich, daß Napoleons Kriege erſt jene des Cäſars aufgeſchloſſen. „Früher, ſagte Goethe, war Cäſars Buch freylich nicht viel mehr als ein bloßes Exercitium gelehrter Schulen.“

Von der altdeutſchen Zeit kam das Geſpräch auf die gothiſche. Es war von einem Bücherſchranke die Rede, der einen gothiſchen Character habe; ſodann kam man auf den neueſten Geſchmack, ganze Zimmer in altdeutſcher und gothiſcher Art einzurichten und in einer ſolchen Umgebung einer veralteten Zeit zu wohnen.

„In einem Hauſe, ſagte Goethe, wo ſo viele Zimmer ſind, daß man einige derſelben leer ſtehen läßt und im ganzen Jahr vielleicht nur drey, vier Mal hineinkommt, mag eine ſolche Liebhaberey hingehen und man mag auch ein gothiſches Zimmer haben, ſo wie ich es ganz hübſch finde, daß Madame Panckoucke in Paris ein chineſiſches hat. Allein ſein Wohnzimmer mit ſo fremder und veralteter Umgebung auszuſtaffiren, kann ich

gar nicht loben. Es iſt immer eine Art von Maskerade, die auf die Länge in keiner Hinſicht wohl thun kann, vielmehr auf den Menſchen, der ſich damit befaßt, einen nachtheiligen Einfluß haben muß. Denn ſo etwas ſteht im Widerſpruch mit dem lebendigen Tage, in welchen wir geſetzt ſind, und wie es aus einer leeren und hohlen Geſinnungs- und Denkungsweiſe hervorgeht, ſo wird es darin beſtärken. Es mag wohl einer an einem luſtigen Winterabend als Türke zur Maskerade gehen, allein was würden wir von einem Menſchen halten, der ein ganzes Jahr ſich in einer ſolchen Maske zeigen wollte? Wir würden von ihm denken, daß er entweder ſchon verrückt ſey, oder daß er doch die größte Anlage habe, es ſehr bald zu werden.“

Wir fanden Goethe's Worte über einen ſo ſehr ins Leben eingreifenden Gegenſtand durchaus überzeugend, und da keiner der Anweſenden etwas davon als leiſen Vorwurf auf ſich ſelbſt beziehen konnte, ſo fühlten wir ihre Wahrheit in der heiterſten Stimmung.

Das Geſpräch lenkte ſich auf das Theater und Goethe neckte mich, daß ich am letzten Montag Abend es ihm geopfert. „Er iſt nun drey Jahre hier, ſagte er zu den Übrigen gewendet, und dieß iſt der erſte Abend, wo er mir zu Liebe im Theater gefehlt hat; ich muß ihm das hoch anrechnen. Ich hatte ihn eingeladen und er hatte verſprochen zu kommen, aber doch zweifelte ich, daß er Wort halten würde, beſonders als

es halb ſieben ſchlug und er noch nicht da war. Ja ich hätte mich ſogar gefreut, wenn er nicht gekommen wäre; ich hätte doch ſagen können: da iſt ein ganz verrückter Menſch, dem das Theater über ſeine liebſten Freunde geht und der ſich durch nichts von ſeiner hartnäckigen Neigung abwenden läßt. Aber ich habe Sie auch entſchädigt! Nicht wahr? Habe ich Ihnen nicht ſchöne Sachen vorgelegt?“ Goethe zielte mit dieſen Worten auf die neue Novelle.

Wir ſprachen ſodann über Schillers Fiesko, der am letzten Sonnabend war gegeben worden. Ich habe das Stück zum erſten Male geſehen, ſagte ich, und es hat mich nun ſehr beſchäftigt ob man nicht die ganz rohen Scenen mildern könnte; allein ich finde, daß ſich wenig daran thun läßt, ohne den Character des Ganzen zu verletzen.

„Sie haben ganz Recht, es geht nicht, erwiederte Goethe, Schiller hat ſehr oft mit mir darüber geſprochen, denn er ſelbſt konnte ſeine erſten Stücke nicht leiden und er ließ ſie, während wir am Theater waren, nie ſpielen. Nun fehlte es uns aber an Stücken, und wir hätten gerne jene drey gewaltſamen Erſtlinge dem Repertoir gewonnen. Es wollte aber nicht gehen, es war alles zu ſehr mit einander verwachſen, ſo daß Schiller ſelbſt an dem Unternehmen verzweifelte und ſich genöthigt ſah, ſeinen Vorſatz aufzugeben und die Stücke zu laſſen wie ſie waren.“

Es iſt Schade darum, ſagte ich, denn trotz aller Rohheiten ſind ſie mir doch tauſendmal lieber, als die ſchwachen, weichen, forcirten und unnatürlichen Stücke einiger unſerer neueſten Tragiker. Bey Schiller ſpricht doch immer ein grandioſer Geiſt und Character.

„Das wollte ich meinen, ſagte Goethe. Schiller mochte ſich ſtellen, wie er wollte, er konnte gar nichts machen, was nicht immer bey weitem größer herauskam als das Beſte dieſer Neueren; ja wenn Schiller ſich die Nägel beſchnitt, war er größer als dieſe Herren.“

Wir lachten und freuten uns des gewaltigen Gleichniſſes.

„Aber ich habe doch Perſonen gekannt, fuhr Goethe fort, die ſich über die erſten Stücke Schillers gar nicht zufrieden geben konnten. Eines Sommers in einem Bade, ging ich durch einen eingeſchloſſenen ſehr ſchmalen Weg der zu einer Mühle führte. Es begegnete mir der Fürſt *** und da in demſelben Augenblick einige mit Mehlſäcken beladene Maulthiere auf uns zukamen, ſo mußten wir ausweichen und in ein kleines Haus treten. Hier, in einem engen Stübchen, geriethen wir nach Art dieſes Fürſten ſogleich in tiefe Geſpräche über göttliche und menſchliche Dinge; wir kamen auch auf Schillers Räuber und der Fürſt äußerte ſich folgendermaßen: „Wäre ich Gott geweſen, ſagte er, im Begriff die Welt zu erſchaffen, und ich hätte in dem Augenblick vorausgeſehen, daß Schillers Räuber darin würden ge-

ſchrieben werden, ich hätte die Welt nicht erſchaffen.“ Wir mußten lachen. „Was ſagen Sie dazu, ſagte Goethe, das war doch eine Abneigung, die ein wenig weit ging, und die man ſich kaum erklären konnte.“

Von dieſer Abneigung, verſetzte ich, haben dagegen unſere jungen Leute, beſonders unſere Studenten, gar nichts. Die trefflichſten, reifſten Stücke von Schiller und Anderen können gegeben werden und man ſieht von jungen Leuten und Studirenden wenige oder gar keine im Theater; aber man gebe Schillers Räuber oder Schillers Fiesko und das Haus iſt faſt allein von Studenten gefüllt. „Das war, verſetzte Goethe, vor funfzig Jahren wie jetzt und wird auch wahrſcheinlich nach funfzig Jahren nicht anders ſeyn. Was ein junger Menſch geſchrieben hat, wird auch wieder am beſten von jungen Leuten genoſſen werden. Und dann denke man nicht, daß die Welt ſo ſehr in der Cultur und gutem Geſchmack vorſchritte, daß ſelbſt die Jugend ſchon über eine ſolche rohere Epoche hinaus wäre! Wenn auch die Welt im Ganzen vorſchreitet, die Jugend muß doch immer wieder von vorne anfangen und als Individuum die Epochen der Welt-Cultur durchmachen. Mich irritirt das nicht mehr und ich habe längſt einen Vers darauf gemacht, der ſo lautet:

Johannisfeuer ſey unverwehrt.
Die Freude nie verloren!
Beſen werden immer ſtumpf gekehrt
Und Jungens immer geboren.

Ich brauche nur zum Fenſter hinauszuſehen, um in ſtraßenkehrenden Beſen und herumlaufenden Kindern die Symbole der ſich ewig abnutzenden und immer ſich verjüngenden Welt beſtändig vor Augen zu haben. Kinderſpiele und Jugend-Vergnügungen erhalten ſich daher und pflanzen ſich von Jahrhundert zu Jahrhundert fort; denn ſo abſurd ſie auch einem reiferen Alter erſcheinen mögen, Kinder bleiben doch immer Kinder und ſind ſich zu allen Zeiten ähnlich. Deßhalb ſoll man auch die Johannisfeuer nicht verbieten und den lieben Kindern die Freude daran nicht verderben."

Unter ſolchen und ähnlichen heiteren Unterhaltungen gingen die Stunden des Tiſches ſchnell vorüber. Wir jüngeren Leute gingen ſodann hinauf in die obern Zimmer, während der Canzler bey Goethe blieb.

Donnerstag Abend den 18. Januar 1827.

Auf dieſen Abend hatte Goethe mir den Schluß der Novelle verſprochen. Ich ging halb ſieben Uhr zu ihm und fand ihn in ſeiner traulichen Arbeitsſtube allein. Ich ſetzte mich zu ihm an den Tiſch und nachdem wir die nächſten Tagesereigniſſe beſprochen hatten, ſtand Goethe auf und gab mir die erwünſchten letzten Bogen. „Da leſen Sie den Schluß", ſagte er. Ich begann. Goethe ging derweile im Zimmer auf und ab und ſtand

abwechſelnd am Ofen. Ich las wie gewöhnlich leiſe für mich.

Die Bogen des letzten Abends hatten damit geſchloſſen, daß der Löwe außerhalb der Ringmauer der alten Ruine am Fuße einer hundertjährigen Buche in der Sonne liege und daß man Anſtalten mache, ſich ſeiner zu bemächtigen. Der Fürſt will die Jäger nach ihm ausſenden, der Fremdling aber bittet ſeines Löwen zu ſchonen, indem er gewiß ſey, ihn durch ſanftere Mittel in den eiſernen Käfich zurückzuſchaffen. Dieſes Kind, ſagt er, wird durch liebliche Lieder und den Ton ſeiner ſüßen Flöte das Werk vollbringen. Der Fürſt giebt es zu und nachdem er die nöthigen Vorſichtsmaßregeln angeordnet, reitet er mit den Seinigen in die Stadt zurück. Honorio mit einer Anzahl Jäger beſetzt den Hohlweg, um den Löwen, im Fall er herabkäme, durch ein anzuzündendes Feuer zurückzuſcheuchen. Mutter und Kind, vom Schloßwärtel geführt, ſteigen die Ruine hinan, an deren anderen Seite, an der Ringmauer, der Löwe liegt.

Das gewaltige Thier in den geräumigen Schloßhof hereinzulocken iſt die Abſicht. Mutter und Wärtel verbergen ſich oben in dem halbverfallenen Ritterſaale, das Kind allein geht durch die dunkele Maueröffnung des Hofes zum Löwen hinaus. Eine erwartungsvolle Pauſe tritt ein, man weiß nicht, was aus dem Kinde wird, die Töne ſeiner Flöte verſtummen. Der Wärtel macht

ſich Vorwürfe, daß er nicht mitgegangen; die Mutter iſt ruhig.

Endlich hört man die Töne der Flöte wieder; man hört ſie näher und näher, das Kind tritt durch die Maueröffnung wieder in den Schloßhof herein, der Löwe folgſam mit ſchwerem Gange geht hinter ihm her. Sie ziehen einmal im Hofe herum, dann ſetzt ſich das Kind in eine ſonnige Stelle, der Löwe läßt ſich friedlich bey ihm nieder und legt die eine ſeiner ſchweren Tatzen dem Kinde auf den Schooß. Ein Dorn hat ſich hineingetreten, der Knabe zieht ihn heraus und nimmt ſein ſeidenes Tüchlein vom Halſe und verbindet damit die Tatze.

Mutter und Wärtel, welche der ganzen Scene von oben aus dem Ritterſaale zuſehen, ſind aufs höchſte beglückt. Der Löwe iſt in Sicherheit und gezähmt, und wie das Kind, abwechſelnd mit ſeinen Tönen der Flöte, zur Beſchwichtigung des Unthieres hin und wieder liebliche fromme Lieder hat hören laſſen, ſo beſchließt auch das Kind ſingend mit folgenden Verſen die Novelle:

Und ſo geht mit guten Kindern
Sel'ger Engel gern zu Rath,
Böſes Wollen zu verhindern,
Zu befördern ſchöne That.
So beſchwören, feſt zu bannen
Liebem Sohn ans zarte Knie
Ihn des Waldes Hochtyrannen
Frommer Sinn und Melodie.

Nicht ohne Rührung hatte ich die Handlung des Schluſſes leſen können. Doch wußte ich nicht, was ich ſagen ſollte, ich war überraſcht aber nicht befriedigt. Es war mir, als wäre der Ausgang zu einſam, zu ideal, zu lyriſch und als hätten wenigſtens Einige der übrigen Figuren wieder hervortreten und, das Ganze abſchließend, dem Ende mehr Breite geben ſollen.

Goethe merkte, daß ich einen Zweifel im Herzen hatte und ſuchte mich ins Gleiche zu bringen. „Hätte ich, ſagte er, einige der übrigen Figuren am Ende wieder hervortreten laſſen, ſo wäre der Schluß proſaiſch geworden. Und was ſollten ſie handeln und ſagen, da Alles abgethan war? Der Fürſt mit den Seinigen iſt in die Stadt geritten, wo ſeine Hülfe nöthig ſeyn wird; Honorio, ſobald er hört, daß der Löwe oben in Sicherheit iſt, wird mit ſeinen Jägern folgen; der Mann aber wird ſehr bald mit dem eiſernen Käfich aus der Stadt da ſeyn und den Löwen darin zurückführen. Dieſes ſind alles Dinge, die man voraus ſieht und die deßhalb nicht geſagt und ausgeführt werden müſſen. Thäte man es, ſo würde man proſaiſch werden."

„Aber ein ideeller, ja lyriſcher Schluß war nöthig und mußte folgen; denn nach der pathetiſchen Rede des Mannes, die ſchon poetiſche Proſa iſt, mußte eine Steigerung kommen, ich mußte zur lyriſchen Poeſie, ja zum Liede ſelbſt übergehen."

„Um für den Gang dieſer Novelle ein Gleichniß zu

haben, fuhr Goethe fort, ſo denken Sie ſich aus der Wurzel hervorſchießend ein grünes Gewächs, das eine Weile aus einem ſtarken Stengel kräftige grüne Blätter nach den Seiten austreibt und zuletzt mit einer Blume endet. — Die Blume war unerwartet, überraſchend, aber ſie mußte kommen; ja das grüne Blätterwerk war nur für ſie da und wäre ohne ſie nicht der Mühe werth geweſen.“

Bey dieſen Worten athmete ich leicht auf, es fiel mir wie Schuppen vom Auge, und eine Ahndung von der Trefflichkeit dieſer wunderbaren Compoſition fing an ſich in mir zu regen.

Goethe fuhr fort. „Zu zeigen, wie das Unbändige, Unüberwindliche oft beſſer durch Liebe und Frömmigkeit als durch Gewalt bezwungen werde, war die Aufgabe dieſer Novelle, und dieſes ſchöne Ziel, welches ſich im Kinde und Löwen darſtellt, reizte mich zur Ausführung. Dieß iſt das Ideelle, dieß die Blume. Und das grüne Blätterwerk der durchaus realen Expoſition iſt nur dieſerwegen da und nur dieſerwegen etwas werth. Denn was ſoll das Reale an ſich? Wir haben Freude daran, wenn es mit Wahrheit dargeſtellt iſt, ja es kann uns auch von gewiſſen Dingen eine deutlichere Erkenntniß geben; aber der eigentliche Gewinn für unſere höhere Natur liegt doch allein im Idealen, das aus dem Herzen des Dichters hervorging.“

Wie ſehr Goethe Recht hatte, empfand ich lebhaft,

da der Schluß ſeiner Novelle noch in mir fortwirkte und eine Stimmung von Frömmigkeit in mir hervorgebracht hatte, wie ich ſie lange nicht in dem Grade empfunden. Wie rein und innig, dachte ich bey mir ſelbſt, müſſen doch in einem ſo hohen Alter noch die Gefühle des Dichters ſeyn, daß er etwas ſo Schönes hat machen können! Ich enthielt mich nicht, mich darüber gegen Goethe auszuſprechen, ſo wie überhaupt mich zu freuen, daß dieſe in ihrer Art einzige Production doch nun exiſtire.

„Es iſt mir lieb, ſagte Goethe, wenn Sie zufrieden ſind, und ich freue mich nun ſelbſt, daß ich einen Gegenſtand, den ich ſeit dreyßig Jahren in mir herumgetragen, nun endlich los bin. Schiller und Humboldt, denen ich damals mein Vorhaben mittheilte, riethen mir ab, weil ſie nicht wiſſen konnten, was in der Sache lag, und weil nur der Dichter allein weiß, welche Reize er ſeinem Gegenſtande zu geben fähig iſt. Man ſoll daher nie jemanden fragen, wenn man etwas ſchreiben will. Hätte Schiller mich vor ſeinem Wallenſtein gefragt, ob er ihn ſchreiben ſolle, ich hätte ihm ſicherlich abgerathen, denn ich hätte nie denken können, daß aus ſolchem Gegenſtande überall ein ſo treffliches Theaterſtück wäre zu machen geweſen. Schiller war gegen eine Behandlung meines Gegenſtandes in Hexametern, wie ich es damals gleich nach Hermann und Dorothea willens war; er rieth zu den achtzeiligen Stanzen. Sie

ſehen aber wohl, daß ich mit der Proſa jetzt am beſten gefahren bin. Denn es kam ſehr auf genaue Zeichnung der Localität an, wobey man doch in ſolchen Reimen wäre genirt geweſen. Und dann ließ ſich auch der anfänglich ganz reale und am Schluß ganz ideelle Character der Novelle in Proſa am beſten geben, ſo wie ſich auch die Liederchen jetzt gar hübſch ausnehmen, welches doch ſo wenig in Hexametern, als in den achtzeiligen Reimen möglich geweſen wäre."

Die übrigen einzelnen Erzählungen und Novellen der Wanderjahre kamen zur Sprache und es ward bemerkt, daß jede ſich von der andern durch einen beſonderen Character und Ton unterſcheide.

„Woher dieſes entſtanden, ſagte Goethe, will ich Ihnen erklären. Ich ging dabey zu Werke wie ein Maler, der bey gewiſſen Gegenſtänden gewiſſe Farben vermeidet und gewiſſe andere dagegen vorwalten läßt. Er wird z. B. bey einer Morgenlandſchaft viel Blau auf ſeine Palette ſetzen, aber wenig Gelb. Malt er dagegen einen Abend, ſo wird er viel Gelb nehmen und die blaue Farbe faſt ganz fehlen laſſen. Auf eine ähnliche Weiſe verfuhr ich bey meinen verſchiedenartigen ſchriftſtelleriſchen Productionen und wenn man ihnen einen verſchiedenen Character zugeſteht, ſo mag es daher rühren."

Ich dachte bey mir, daß dieß eine höchſt kluge Maxime ſey und freute mich, daß Goethe ſie ausgeſprochen.

Sodann hatte ich, vorzüglich bey dieſer letzten Novelle, noch das Detail zu bewundern, womit beſonders das Landſchaftliche dargeſtellt war.

„Ich habe, ſagte Goethe, niemals die Natur poetiſcher Zwecke wegen betrachtet. Aber weil mein früheres Landſchaftszeichnen und dann mein ſpäteres Naturforſchen mich zu einem beſtändigen genauen Anſehen der natürlichen Gegenſtände trieb, ſo habe ich die Natur bis in ihre kleinſten Details nach und nach auswendig gelernt, dergeſtalt, daß, wenn ich als Poet etwas brauche, es mir zu Gebote ſteht und ich nicht leicht gegen die Wahrheit fehle. In Schillern lag dieſes Naturbetrachten nicht. Was in ſeinem Tell von Schweizerlocalität iſt, habe ich ihm alles erzählt; aber er war ein ſo bewundernswürdiger Geiſt, daß er ſelbſt nach ſolchen Erzählungen etwas machen konnte, das Realität hatte."

Das Geſpräch lenkte ſich nun ganz auf Schiller, und Goethe fuhr folgendermaßen fort:

„Schillers eigentliche Productivität lag im Idealen, und es läßt ſich ſagen, daß er ſo wenig in der deutſchen als einer andern Literatur ſeines Gleichen hat. Von Lord Byron hat er noch das Meiſte; doch dieſer iſt ihm an Welt überlegen. Ich hätte gerne geſehen, daß Schiller den Lord Byron erlebt hätte, und da hätt' es mich wundern ſollen, was er zu einem ſo verwandten

Geiſte würde geſagt haben. Ob wohl Byron bey Schillers Leben ſchon etwas publicirt hat?"

Ich zweifelte, konnte es aber nicht mit Gewißheit ſagen. Goethe nahm daher das Converſations-Lexicon und las den Artikel über Byron vor, wobey er nicht fehlen ließ, manche flüchtige Bemerkung einzuſchalten. Es fand ſich, daß Lord Byron vor 1807 nichts hatte drucken laſſen und daß alſo Schiller nichts von ihm geſehen.

„Durch Schillers alle Werke, fuhr Goethe fort, geht die Idee von Freyheit, und dieſe Idee nahm eine andere Geſtalt an, ſo wie Schiller in ſeiner Cultur weiter ging und ſelbſt ein Anderer wurde. In ſeiner Jugend war es die phyſiſche Freyheit, die ihm zu ſchaffen machte und die in ſeine Dichtungen überging; in ſeinem ſpätern Leben die ideelle."

„Es iſt mit der Freyheit ein wunderlich Ding und jeder hat leicht genug, wenn er ſich nur zu begnügen und zu finden weiß. Und was hilft uns ein Überfluß von Freyheit, die wir nicht gebrauchen können! Sehen Sie dieſes Zimmer und dieſe angrenzende Kammer, in der Sie durch die offene Thür mein Bette ſehen, beyde ſind nicht groß, ſie ſind ohnedieß durch vielerley Bedarf, Bücher, Manuſcripte und Kunſtſachen eingeengt, aber ſie ſind mir genug, ich habe den ganzen Winter darin gewohnt und meine vorderen Zimmer faſt nicht betreten. Was habe ich nun von meinem geräumigen

Hauſe gehabt und von der Freyheit von einem Zimmer ins andere zu gehen, da ich nicht das Bedürfniß hatte, ſie zu benutzen!“

„Hat einer nur ſo viel Freyheit, um geſund zu leben und ſein Gewerbe zu treiben, ſo hat er genug, und ſo viel hat leicht ein jeder. Und dann ſind wir alle nur frey unter gewiſſen Bedingungen, die wir erfüllen müſſen. Der Bürger iſt ſo frey wie der Adeliche, ſobald er ſich in den Grenzen hält, die ihm von Gott durch ſeinen Stand, worin er geboren, angewieſen. Der Adeliche iſt ſo frey wie der Fürſt; denn wenn er bey Hofe nur das wenige Ceremoniel beobachtet, ſo darf er ſich als ſeines Gleichen fühlen. Nicht das macht frey, daß wir nichts über uns anerkennen wollen, ſondern eben daß wir etwas verehren, das über uns iſt. Denn indem wir es verehren, heben wir uns zu ihm hinauf und legen durch unſere Anerkennung an den Tag, daß wir ſelber das Höhere in uns tragen und werth ſind ſeines Gleichen zu ſeyn. Ich bin bey meinen Reiſen oft auf norddeutſche Kaufleute geſtoßen, welche glaubten meines Gleichen zu ſeyn, wenn ſie ſich roh zu mir an den Tiſch ſetzten. Dadurch waren ſie es nicht, allein ſie wären es geweſen, wenn ſie mich hätten zu ſchätzen und zu behandeln gewußt.“

„Daß nun dieſe phyſiſche Freyheit Schillern in ſeiner Jugend ſo viel zu ſchaffen machte, lag zwar theils in der Natur ſeines Geiſtes, größern Theils aber ſchrieb

es ſich von dem Drucke her, den er in der Militairſchule hatte leiden müſſen."

„Dann aber in ſeinem reiferen Leben, wo er der phyſiſchen Freyheit genug hatte, ging er zur ideellen über, und ich möchte faſt ſagen, daß dieſe Idee ihn getödtet hat; denn er machte dadurch Anforderungen an ſeine phyſiſche Natur, die für ſeine Kräfte zu gewaltſam waren."

„Der Großherzog beſtimmte Schillern bey ſeiner Hieherkunft einen Gehalt von jährlich tauſend Thalern und erbot ſich, ihm das Doppelte zu geben, im Fall er durch Krankheit verhindert ſeyn ſollte zu arbeiten. Schiller lehnte dieſes letzte Anerbieten ab und machte nie davon Gebrauch. „Ich habe das Talent, ſagte er, und muß mir ſelber helfen können." Nun aber, bey ſeiner vergrößerten Familie in den letzten Jahren, mußte er der Exiſtenz wegen jährlich zwey Stücke ſchreiben, und um dieſes zu vollbringen trieb er ſich, auch an ſolchen Tagen und Wochen zu arbeiten, in denen er nicht wohl war; ſein Talent ſollte ihm zu jeder Stunde gehorchen und zu Gebote ſtehen."

„Schiller hat nie viel getrunken, er war ſehr mäßig; aber in ſolchen Augenblicken körperlicher Schwäche ſuchte er ſeine Kräfte durch etwas Liqueur oder ähnliches Spirituoſes zu ſteigern. Dieß aber zehrte an ſeiner Geſundheit und war auch den Productionen ſelbſt ſchädlich."

„Denn was geſcheidte Köpfe an ſeinen Sachen aus-

ſetzen, leite ich aus dieſer Quelle her. Alle ſolche Stellen, von denen ſie ſagen, daß ſie nicht juſt ſind, möchte ich pathologiſche Stellen nennen, indem er ſie nämlich an ſolchen Tagen geſchrieben hat, wo es ihm an Kräften fehlte, um die rechten und wahren Motive zu finden. Ich habe vor dem categoriſchen Imperativ allen Reſpect, ich weiß, wie viel Gutes aus ihm hervorgehen kann, allein man muß es damit nicht zu weit treiben, denn ſonſt führet dieſe Idee der ideellen Freyheit ſicher zu nichts Gutem."

Unter dieſen intereſſanten Äußerungen und ähnlichen Geſprächen über Lord Byron und berühmte deutſche Literatoren, von denen Schiller geſagt, daß Kotzebue ihm lieber, weil er doch etwas hervorbringe, waren die Abendſtunden ſchnell vorübergegangen, und Goethe gab mir die Novelle mit, um ſie für mich zu Hauſe nochmals in der Stille zu betrachten.

Sonntag Abend den 21. Januar 1827.

Ich ging dieſen Abend halb achte zu Goethe und blieb ein Stündchen bey ihm. Er zeigte mir einen Band neuer franzöſiſcher Gedichte der Demoiſelle Gay, und ſprach darüber mit großem Lobe. „Die Franzoſen, ſagte er, machen ſich heraus und es iſt der Mühe werth, daß man ſich nach ihnen umſieht. Ich bin mit Fleiß

darüber her, mir von dem Stande der neueſten franzöſiſchen Literatur einen Begriff zu machen und wenn es glückt mich auch darüber auszuſprechen. Es iſt mir höchſt intereſſant zu ſehen, daß diejenigen Elemente bey ihnen erſt anfangen zu wirken, die bey uns längſt durchgegangen ſind. Das mittlere Talent iſt freylich immer in der Zeit befangen und muß ſich aus denjenigen Elementen nähren, die in ihr liegen. Es iſt bey ihnen bis auf die neueſte Frömmigkeit alles daſſelbige wie bey uns, nur daß es bey ihnen ein wenig galanter und geiſtreicher zum Vorſchein kommt."

Was ſagen aber Eure Excellenz zu Béranger und dem Verfaſſer der Stücke der Clara Gazul?

„Dieſe nehme ich aus, ſagte Goethe, das ſind große Talente, die ein Fundament in ſich ſelber haben und ſich von der Geſinnungsweiſe des Tages frey erhalten." Dieſes zu hören iſt mir ſehr lieb, ſagte ich, denn ich hatte über dieſe beyden ungefähr dieſelbige Empfindung.

Das Geſpräch wendete ſich von der franzöſiſchen Literatur auf die deutſche. „Da will ich Ihnen doch etwas zeigen, ſagte Goethe, das für Sie Intereſſe haben wird. Reichen Sie mir doch einen der beyden Bände die vor Ihnen liegen. Solger iſt Ihnen bekannt." Allerdings, ſagte ich, ich habe ihn ſogar lieb. Ich beſitze ſeine Überſetzung des Sophocles und ſowohl dieſe als die Vorrede dazu gaben mir längſt von ihm eine hohe Meinung. „Sie wiſſen, er iſt vor mehreren Jahren

geſtorben, ſagte Goethe, und man hat jetzt eine Sammlung ſeiner nachgelaſſenen Schriften und Briefe herausgegeben. In ſeinen philoſophiſchen Unterſuchungen, die er in der Form der platoniſchen Dialoge giebt, iſt er nicht ſo glücklich; aber ſeine Briefe ſind vortrefflich. In einem derſelben ſchreibt er an Tieck über die Wahlverwandtſchaften, und dieſen muß ich Ihnen vorleſen, denn es iſt nicht leicht etwas Beſſeres über jenen Roman geſagt worden."

Goethe las mir die treffliche Abhandlung vor und wir beſprachen ſie punctweiſe, indem wir die von einem großen Character zeugenden Anſichten und die Conſequenz ſeiner Ableitungen und Folgerungen bewunderten. Obgleich Solger zugeſtand, daß das Factum in den Wahlverwandtſchaften aus der Natur aller Charactere hervorgehe, ſo tadelte er doch den Character des Eduard.

„Ich kann ihm nicht verdenken, ſagte Goethe, daß er den Eduard nicht leiden mag, ich mag ihn ſelber nicht leiden, aber ich mußte ihn ſo machen, um das Factum hervorzubringen. Er hat übrigens viele Wahrheit, denn man findet in den höheren Ständen Leute genug, bey denen, ganz wie bey ihm, der Eigenſinn an die Stelle des Characters tritt."

Hoch vor allen ſtellte Solger den Architekten, denn wenn alle übrigen Perſonen des Romans ſich liebend und ſchwach zeigten, ſo ſey er der Einzige, der

ſich ſtark und frey erhalte. Und eben das Schöne an ſeiner Natur ſey nicht ſowohl dieſes, daß er in die Verirrungen der übrigen Charactere nicht hineingerathe, ſondern daß der Dichter ihn ſo groß gemacht, daß er nicht hineingerathen könne.

Wir freuten uns über dieſes Wort. „Das iſt freylich ſehr ſchön“, ſagte Goethe. Ich habe, ſagte ich, den Character des Architekten auch immer ſehr bedeutend und liebenswürdig gefunden, allein daß er eben deßwegen ſo vortrefflich ſey, daß er vermöge ſeiner Natur in jene Verwickelungen der Liebe nicht hineingerathen könne, daran habe ich freylich nicht gedacht. „Wundern Sie ſich darüber nicht, ſagte Goethe, denn ich habe ſelber nicht daran gedacht, als ich ihn machte. Aber Solger hat Recht, es liegt allerdings in ihm.“

„Dieſer Aufſatz, fuhr Goethe fort, iſt ſchon im Jahre 1809 geſchrieben und es hätte mich damals freuen können, ein ſo gutes Wort über die Wahlverwandtſchaften zu hören, während man in jener Zeit und ſpäter mir eben nicht viel Angenehmes über jenen Roman erzeigte.“

„Solger hat, wie ich aus dieſen Briefen ſehe, viel Liebe zu mir gehabt; er beklagt ſich in einem derſelben, daß ich ihm auf den Sophocles, den er mir zugeſendet, nicht einmal geantwortet. Lieber Gott! — Aber wie das bey mir geht! Es iſt nicht zu verwundern. Ich habe große Herren gekannt, denen man viel zuſendete. Dieſe machten ſich gewiſſe Formulare und Redensarten,

womit ſie Jedes erwiederten, und ſo ſchrieben ſie Briefe zu hunderten, die ſich alle gleich und alle Phraſe waren. In mir aber lag dieſes nie. Wenn ich nicht Jemanden etwas Beſonderes und Gehöriges ſagen konnte, wie es in der jedesmaligen Sache lag, ſo ſchrieb ich lieber gar nicht. Oberflächliche Redensarten hielt ich für unwürdig, und ſo iſt es denn gekommen, daß ich manchem wackern Manne, dem ich gerne geſchrieben hätte, nicht antworten konnte. Sie ſehen ja ſelbſt, wie das bey mir geht und welche Zuſendungen von allen Ecken und Enden täglich bey mir einlaufen, und müſſen geſtehen, daß dazu mehr als ein Menſchenleben gehören würde, wenn man alles nur flüchtig erwiedern wollte. Aber um Solger thut es mir leid; er iſt gar zu vortrefflich und hätte vor vielen andern etwas Freundliches verdient."

Ich brachte das Geſpräch auf die Novelle, die ich nun zu Hauſe wiederholt geleſen und betrachtet hatte. Der ganze Anfang, ſagte ich, iſt nichts als Expoſition, aber es iſt darin nichts vorgeführt als das Nothwendige, und das Nothwendige mit Anmuth, ſo daß man nicht glaubt, es ſey eines andern wegen da, ſondern es wolle bloß für ſich ſelber ſeyn und für ſich ſelber gelten.

„Es iſt mir lieb, ſagte Goethe, wenn Sie dieſes ſo finden. Doch Eins muß ich noch thun. Nach den Geſetzen einer guten Expoſition nämlich muß ich die Beſitzer der Thiere ſchon vorne auftreten laſſen. Wenn

die Fürſtin und der Oheim an der Bude vorbeyreiten, müſſen die Leute herausſtreten und die Fürſtin bitten, auch ihre Bude mit einem Beſuch zu beglücken.“ Gewiß, ſagte ich, Sie haben Recht; denn da alles Übrige in der Expoſition angedeutet iſt, ſo müſſen es auch dieſe Leute werden, und es liegt ganz in der Sache, da ſie ſich gewöhnlich an der Caſſe aufhalten, daß ſie die Fürſtin nicht ſo unangefochten werden vorbeyreiten laſſen. „Sie ſehen, ſagte Goethe, daß man an einer ſolchen Arbeit, wenn ſie auch ſchon im Ganzen fertig daliegt, im Einzelnen noch immer zu thun hat.“

Goethe erzählte mir ſodann von einem Ausländer, der in dieſer Zeit ihn hin und wieder beſucht und davon geſprochen, wie er dieſes und jenes von ſeinen Werken überſetzen wolle. „Er iſt ein guter Menſch, ſagte Goethe, doch in literariſcher Hinſicht bezeigt er ſich als ein wahrer Dilettant. Denn er kann noch kein deutſch und ſpricht ſchon von Überſetzungen, die er machen, und von Portraiten, die er ihnen will vordrucken laſſen. Das iſt aber eben das Weſen der Dilettanten, daß ſie die Schwierigkeiten nicht kennen, die in einer Sache liegen, und daß ſie immer etwas unternehmen wollen, wozu ſie keine Kräfte haben.“

Donnerstag Abend den 29. Januar 1827.

Begleitet von dem Manuſcript der Novelle und einer Ausgabe des Béranger ging ich gegen ſieben Uhr zu Goethe. Ich fand Herrn Soret bey ihm in Geſprächen über die neue franzöſiſche Literatur. Ich hörte mit Intereſſe zu und es kam zur Sprache, daß die neueſten Talente hinſichtlich guter Verſe ſehr viel von Delille gelernt. Da Herrn Soret, als einem geborenen Genfer, das Deutſche nicht ganz geläufig war, Goethe aber im Franzöſiſchen ſich ziemlich bequem ausdrückt, ſo ging die Unterhaltung franzöſiſch und nur an ſolchen Stellen deutſch, wo ich mich in das Geſpräch miſchte. Ich zog den Béranger aus der Taſche und überreichte ihn Goethe, der dieſe trefflichen Lieder von neuem zu leſen wünſchte. Das den Gedichten vorſtehende Portrait fand Herr Soret nicht ähnlich. Goethe freute ſich die zierliche Ausgabe in Händen zu halten. „Dieſe Lieder, ſagte er, ſind vollkommen und als das Beſte in ihrer Art anzuſehen, beſonders wenn man ſich das Gejodel des Refrains hinzudenkt, denn ſonſt ſind ſie als Lieder faſt zu ernſt, zu geiſtreich, zu epigrammatiſch. Ich werde durch Béranger immer an den Horaz und Hafis erinnert, die beyde auch über ihrer Zeit ſtanden und die Sittenverderbniß ſpottend und ſpielend zur Sprache brachten. Béranger hat zu ſeiner Umgebung dieſelbige Stellung-

Weil er aber aus niederem Stande heraufgekommen, ſo iſt ihm das Liederliche und Gemeine nicht allzu verhaßt, und er behandelt es noch mit einer gewiſſen Neigung.“

Viel Ähnliches ward noch über Béranger und andere neuern Franzoſen hin und her geſprochen, bis Herr Soret an den Hof ging und ich mit Goethe alleine blieb.

Ein verſiegeltes Paket lag auf dem Tiſch. Goethe legte ſeine Hand darauf. „Was iſt das? ſagte er. Es iſt die Helena, die an Cotta zum Druck abgeht.“ Ich empfand bey dieſen Worten mehr als ich ſagen konnte, ich fühlte die Bedeutung des Augenblickes. Denn wie bey einem neuerbauten Schiff, das zuerſt in die See geht und wovon man nicht weiß, welche Schickſale es erleben wird, ſo iſt es auch mit dem Gedankenwerk eines großen Meiſters, das zuerſt in die Welt hinaustritt, um für viele Zeiten zu wirken und mannigfaltige Schickſale zu erzeugen und zu erleben.

„Ich habe, ſagte Goethe, bis jetzt immer noch Kleinigkeiten daran zu thun und nachzuhelfen gefunden. Endlich aber muß es genug ſeyn und ich bin nun froh, daß es zur Poſt geht und ich mich mit befreyter Seele zu etwas Anderem wenden kann. Es mag nun ſeine Schickſale erleben! — Was mich tröſtet iſt, daß die Cultur in Deutſchland doch jetzt unglaublich hoch ſteht und man alſo nicht zu fürchten hat, daß eine ſolche Production lange unverſtanden und ohne Wirkung bleiben werde.“

Es ſteckt ein ganzes Alterthum darin, ſagte ich. „Ja, ſagte Goethe, die Philologen werden daran zu thun finden.“ — Für den antiken Theil, ſagte ich, fürchte ich nicht, denn es iſt da das große Detail, die gründlichſte Entfaltung des Einzelnen, wo Jedes geradezu das ſagt, was es ſagen ſoll. Allein der moderne, romantiſche Theil iſt ſehr ſchwer, denn eine halbe Weltgeſchichte ſteckt dahinter, die Behandlung iſt bey ſo großem Stoff nur andeutend und macht ſehr große Anſprüche an den Leſer. „Aber doch, ſagte Goethe, iſt alles ſinnlich, und wird, auf dem Theater gedacht, jedem gut in die Augen fallen. Und mehr habe ich nicht gewollt. Wenn es nur ſo iſt, daß die Menge der Zuſchauer Freude an der Erſcheinung hat; dem Eingeweihten wird zugleich der höhere Sinn nicht entgehen, wie es ja auch bey der Zauberflöte und andern Dingen der Fall iſt.“

Es wird, ſagte ich, auf der Bühne einen ungewohnten Eindruck machen, daß ein Stück als Tragödie anfängt und als Oper endigt. Doch es gehört etwas dazu, die Großheit dieſer Perſonen darzuſtellen und die erhabenen Reden und Verſe zu ſprechen. „Der erſte Theil, ſagte Goethe, erfordert die erſten Künſtler der Tragödie, ſo wie nachher im Theile der Oper die Rollen mit den erſten Sängern und Sängerinnen beſetzt werden müſſen. Die Rolle der Helena kann nicht von einer ſondern ſie muß von zwey großen Künſtlerinnen geſpielt wer-

den; denn es iſt ein ſeltener Fall, daß eine Sängerin zugleich als tragiſche Künſtlerin von hinlänglicher Bedeutung iſt.“

Das Ganze, ſagte ich, wird zu großer Pracht und Mannigfaltigkeit in Decorationen und Garderobe Anlaß geben, und ich kann nicht läugnen, ich freue mich darauf, es auf der Bühne zu ſehen. Wenn nur ein recht großer Componiſt ſich daran machte! — „Es müßte einer ſeyn, ſagte Goethe, der wie Meyerbeer lange in Italien gelebt hat, ſo daß er ſeine deutſche Natur mit der italieniſchen Art und Weiſe verbände. Doch das wird ſich ſchon finden und ich habe keinen Zweifel; ich freue mich nur, daß ich es los bin. Auf den Gedanken, daß der Chor nicht wieder in die Unterwelt hinab will, ſondern auf der heiteren Oberfläche der Erde ſich den Elementen zuwirſt, thue ich mir wirklich etwas zu gute.“ Es iſt eine neue Art von Unſterblichkeit, ſagte ich.

„Nun, fuhr Goethe fort, wie ſteht es mit der Novelle?“ Ich habe ſie mitgebracht, ſagte ich. Nachdem ich ſie nochmals geleſen, finde ich, daß Eure Excellenz die intendirte Änderung nicht machen dürfen. Es thut gar gute Wirkung, wenn die Leute beym getödteten Tiger zuerſt als durchaus fremde neue Weſen mit ihren abweichenden wunderlichen Kleidungen und Manieren hervortreten und ſich als Beſitzer der Thiere ankündigen. Brächten Sie ſie aber ſchon früher in der

Expoſition, ſo würde dieſe Wirkung gänzlich geſchwächt, ja vernichtet werden.

„Sie haben Recht, ſagte Goethe, ich muß es laſſen, wie es iſt. Ohne Frage, Sie haben ganz Recht. Es muß auch beym erſten Entwurf in mir gelegen haben, die Leute nicht früher zu bringen, eben weil ich ſie ausgelaſſen. Dieſe intendirte Änderung war eine Forderung des Verſtandes und ich wäre dadurch bald zu einem Fehler verleitet worden. Es iſt aber dieſes ein merkwürdiger äſthetiſcher Fall, daß man von einer Regel abweichen muß, um keinen Fehler zu begehen."

Es kam ſodann zur Sprache, welchen Titel man der Novelle geben ſolle; wir thaten manche Vorſchläge, einige waren gut für den Anfang, andere gut für das Ende, doch fand ſich keiner, der für das Ganze paſſend und alſo der rechte geweſen wäre. „Wiſſen Sie was, ſagte Goethe, wir wollen es die Novelle nennen; denn was iſt eine Novelle anders als eine ſich ereignete unerhörte Begebenheit. Dieß iſt der eigentliche Begriff, und ſo Vieles, was in Deutſchland unter dem Titel Novelle geht, iſt gar keine Novelle, ſondern bloß Erzählung oder was Sie ſonſt wollen. In jenem urſprünglichen Sinne einer unerhörten Begebenheit kommt auch die Novelle in den Wahlverwandtſchaften vor."

Wenn man es recht bedenkt, ſagte ich, ſo entſteht doch ein Gedicht immer ohne Titel und iſt ohne Titel das, was es iſt, ſo daß man alſo glauben ſollte, der

Titel gehöre gar nicht zur Sache. „Er gehört auch nicht dazu, ſagte Goethe; die alten Gedichte hatten gar keine Titel, es iſt dieß ein Gebrauch der Neuern, von denen auch die Gedichte der Alten erſt in einer ſpäteren Zeit Titel erhalten haben. Doch dieſer Gebrauch iſt von der Nothwendigkeit herbeygeführt, bey einer ausgebreiteten Literatur die Sachen zu nennen und von einander zu unterſcheiden."

„Hier, ſagte Goethe, haben Sie etwas Neues; leſen Sie." Mit dieſen Worten reichte er mir eine Überſetzung eines ſerbiſchen Gedichtes von Herrn Gerhard. Ich las mit großem Vergnügen, denn das Gedicht war ſehr ſchön und die Überſetzung ſo einfach und klar, daß man im Anſchauen des Gegenſtandes nie geſtört wurde. Das Gedicht führte den Titel: die Gefängnißſchlüſſel. Ich ſage hier nichts von dem Gang der Handlung; der Schluß indeß kam mir abgeriſſen und ein wenig unbefriedigend vor.

„Das iſt, ſagte Goethe, eben das Schöne; denn dadurch läßt es einen Stachel im Herzen zurück und die Phantaſie des Leſers iſt angeregt, ſich ſelbſt alle Möglichkeiten auszubilden, die nun folgen können. Der Schluß hinterläßt den Stoff zu einem ganzen Trauerſpiele, allein er iſt von der Art, wie ſchon Vieles dageweſen iſt. Dagegen das im Gedicht Dargeſtellte iſt das eigentlich Neue und Schöne, und der Dichter verfuhr ſehr weiſe, daß er nur dieſes ausbildete und das

andere dem Leſer überließ. Ich theilte das Gedicht gerne in Kunſt und Alterthum mit, allein es iſt zu lang; dagegen habe ich mir dieſe drey gereimten von Gerhard ausgebeten, die ich im nächſten Heft werde abdrucken laſſen. Was ſagen Sie zu dieſem; hören Sie."

Goethe las nun zuerſt das Lied vom Alten, der ein junges Mädchen liebt, ſodann das Trinklied der Weiber, und zuletzt das energiſche: Tanz uns vor, Theodor. Jedes las er in einem anderen Tone und andern Schwunge, vortrefflich, ſo daß man nicht leicht etwas Vollkommneres hören konnte.

Wir mußten Herrn Gerhard loben, daß er die jedesmaligen Versarten und Refrains durchaus glücklich und im Character gewählt und alles leicht und vollkommen ausgeführt hatte, ſo daß man nicht wußte, wie er es hätte beſſer machen ſollen. „Da ſieht man, ſagte Goethe, was bey einem ſolchen Talent wie Gerhard die große techniſche Übung thut. Und dann kommt ihm zu gute, daß er kein eigentlich gelehrtes Metier, ſondern ein ſolches treibt, das ihn täglich aufs practiſche Leben weiſet. Auch hat er die vielen Reiſen in England und andern Ländern gemacht, wodurch er denn bey ſeinem auf das Reale gehenden Sinn über unſere gelehrten jungen Dichter manche Avantagen hat. Wenn er ſich immer an gute Überlieferungen hält und nur dieſe bearbeitet, ſo wird er nicht leicht etwas Schlech-

tes machen. Alle eigenen Erfindungen dagegen erfordern ſehr viel und ſind eine ſchwere Sache."

Hieran knüpften ſich manche Betrachtungen über die Productionen unſerer neueſten jungen Dichter und es ward bemerkt, daß faſt keiner von ihnen mit einer guten Proſa aufgetreten.

„Die Sache iſt ſehr einfach, ſagte Goethe. Um Proſa zu ſchreiben, muß man etwas zu ſagen haben; wer aber nichts zu ſagen hat, der kann doch Verſe und Reime machen, wo denn ein Wort das andere giebt und zuletzt etwas herauskommt, das zwar nichts iſt aber doch ausſieht, als wäre es was."

Mittwoch den 31. Januar 1827.

Bey Goethe zu Tiſch. „In dieſen Tagen, ſeit ich Sie nicht geſehen, ſagte er, habe ich vieles und mancherley geleſen, beſonders auch einen chineſiſchen Roman, der mich noch beſchäftiget und der mir im hohen Grade merkwürdig erſcheint." Chineſiſchen Roman? ſagte ich, der muß wohl ſehr fremdartig ausſehen. „Nicht ſo ſehr als man glauben ſollte, ſagte Goethe. Die Menſchen denken handeln und empfinden faſt eben ſo wie wir und man fühlt ſich ſehr bald als ihres Gleichen nur daß bey ihnen alles klarer, reinlicher und ſittlicher zugeht. Es iſt bey ihnen alles verſtändig, bürgerlich,

ohne große Leidenſchaft und poetiſchen Schwung und hat dadurch viele Ähnlichkeit mit meinem Hermann und Dorothea, ſo wie mit den engliſchen Romanen des Richardſon. Es unterſcheidet ſich aber wieder dadurch daß bey ihnen die äußere Natur neben den menſchlichen Figuren immer mitlebt. Die Goldfiſche in den Teichen hört man immer plätſchern, die Vögel auf den Zweigen ſingen immerfort, der Tag iſt immer heiter und ſonnig, die Nacht immer klar; vom Mond iſt viel die Rede, allein er verändert die Landſchaft nicht, ſein Schein iſt ſo helle gedacht wie der Tag ſelber. Und das Innere der Häuſer ſo nett und zierlich wie ihre Bilder. Z. B. „Ich hörte die lieblichen Mädchen lachen, und als ich ſie zu Geſichte bekam, ſaßen ſie auf feinen Rohrſtühlen.“ Da haben Sie gleich die allerliebſte Situation, denn Rohrſtühle kann man ſich gar nicht ohne die größte Leichtigkeit und Zierlichkeit denken. Und nun eine Unzahl von Legenden, die immer in der Erzählung nebenher gehen und gleichſam ſprichwörtlich angewendet werden. Z. B. von einem Mädchen, das ſo leicht und zierlich von Füßen war, daß ſie auf einer Blume balanciren konnte, ohne die Blume zu knicken. Und von einem jungen Manne, der ſich ſo ſittlich und brav hielt, daß er in ſeinem dreyßigſten Jahre die Ehre hatte, mit dem Kaiſer zu reden. Und ferner von Liebespaaren, die in einem langen Umgange ſich ſo enthaltſam bewieſen, daß, als ſie einſt genöthigt waren, eine Nacht

in einem Zimmer mit einander zuzubringen, ſie in Geſprächen die Stunden durchwachten ohne ſich zu berühren. Und ſo unzählige von Legenden, die alle auf das Sittliche und Schickliche gehen. Aber eben durch dieſe ſtrenge Mäßigung in allem hat ſich denn auch das chineſiſche Reich ſeit Jahrtauſenden erhalten und wird dadurch ferner beſtehen."

„Einen höchſt merkwürdigen Gegenſatz zu dieſem chineſiſchen Roman, fuhr Goethe fort, habe ich an den Liedern von Béranger, denen faſt allen ein unſittlicher, liederlicher Stoff zum Grunde liegt und die mir im hohen Grade zuwider ſeyn würden, wenn nicht ein ſo großes Talent wie Béranger die Gegenſtände behandelt hätte, wodurch ſie denn erträglich, ja ſogar anmuthig werden. Aber ſagen Sie ſelbſt, iſt es nicht höchſt merkwürdig, daß die Stoffe des chineſiſchen Dichters ſo durchaus ſittlich und diejenigen des jetzigen erſten Dichters von Frankreich ganz das Gegentheil ſind?"

Ein ſolches Talent wie Béranger, ſagte ich, würde an ſittlichen Stoffen nichts zu thun finden. „Sie haben Recht, ſagte Goethe, eben an den Verkehrtheiten der Zeit offenbart und entwickelt Béranger ſeine beſſere Natur." Aber, ſagte ich, iſt denn dieſer chineſiſche Roman vielleicht einer ihrer vorzüglichſten? „Keineswegs, ſagte Goethe, die Chineſen haben deren zu Tauſenden und hatten ihrer ſchon, als unſere Vorfahren noch in den Wäldern lebten."

„Ich ſehe immer mehr, fuhr Goethe fort, daß die Poeſie ein Gemeingut der Menſchheit iſt, und daß ſie überall und zu allen Zeiten in hunderten und aber hunderten von Menſchen hervortritt. Einer macht es ein wenig beſſer als der andere und ſchwimmt ein wenig länger oben als der andere, das iſt alles. Der Herr v. Matthiſſon muß daher nicht denken, er wäre es, und ich muß nicht denken, ich wäre es, ſondern jeder muß ſich eben ſagen, daß es mit der poetiſchen Gabe keine ſo ſeltene Sache ſey, und daß niemand eben beſondere Urſache habe, ſich viel darauf einzubilden, wenn er ein gutes Gedicht macht. Aber freylich wenn wir Deutſchen nicht aus dem engen Kreiſe unſerer eigenen Umgebung hinausblicken, ſo kommen wir gar zu leicht in dieſen pedantiſchen Dünkel. Ich ſehe mich daher gerne bey fremden Nationen um und rathe jedem, es auch ſeinerſeits zu thun. National-Literatur will jetzt nicht viel ſagen, die Epoche der Welt-Literatur iſt an der Zeit und jeder muß jetzt dazu wirken, dieſe Epoche zu beſchleunigen. Aber auch bey ſolcher Schätzung des Ausländiſchen dürfen wir nicht bey etwas Beſonderem haften bleiben und dieſes für muſterhaft anſehen wollen. Wir müſſen nicht denken, das Chineſiſche wäre es, oder das Serbiſche, oder Calderon, oder die Nibelungen; ſondern im Bedürfniß von etwas Muſterhaftem müſſen wir immer zu den alten Griechen zurückgehen, in deren Werken ſtets der ſchöne Menſch dargeſtellt iſt. Alles übrige müſſen

wir nur hiſtoriſch betrachten und das Gute, ſo weit es gehen will, uns daraus aneignen.“

Ich freute mich, Goethe in einer Folge über einen ſo wichtigen Gegenſtand reden zu hören. Das Geklingel vorbeyfahrender Schlitten lockte uns zum Fenſter, denn wir erwarteten, daß der große Zug, der dieſen Morgen nach Belvedere vorbey ging, wieder zurückkommen würde. Goethe ſetzte indeß ſeine lehrreichen Äußerungen fort. Von Alexander Manzoni war die Rede und er erzählte mir, daß Graf Reinhard Herrn Manzoni vor nicht langer Zeit in Paris geſehen, wo er als ein junger Autor von Namen in der Geſellſchaft wohl aufgenommen geweſen ſey und daß er jetzt wieder in der Nähe von Mailand auf ſeinem Landgute mit einer jungen Familie und ſeiner Mutter glücklich lebe.

„Manzoni, fuhr Goethe fort, fehlt weiter nichts, als daß er ſelbſt nicht weiß, welch ein guter Poet er iſt, und welche Rechte ihm als ſolchem zuſtehen. Er hat gar zu viel Reſpect vor der Geſchichte und fügt aus dieſem Grunde ſeinen Stücken immer gern einige Auseinanderſetzungen hinzu, in denen er nachweiſet, wie treu er den Einzelnheiten der Geſchichte geblieben. Nun mögen ſeine Facta hiſtoriſch ſeyn, aber ſeine Charactere ſind es doch nicht, ſo wenig es mein Thoas und meine Iphigenia ſind. Kein Dichter hat je die hiſtoriſchen Charactere gekannt, die er darſtellte, hätte er ſie aber gekannt, ſo hätte er ſie ſchwerlich ſo gebrauchen können.

Der Dichter muß wiſſen, welche Wirkungen er hervorbringen will und danach die Natur ſeiner Charactere einrichten. Hätte ich den Egmont ſo machen wollen, wie ihn die Geſchichte meldet, als Vater von einem Dutzend Kindern, ſo würde ſein leichtſinniges Handeln ſehr abſurd erſchienen ſeyn. Ich mußte alſo einen andern Egmont haben, wie er beſſer mit ſeinen Handlungen und meinen dichteriſchen Abſichten in Harmonie ſtände; und dieß iſt, wie Clärchen ſagt, mein Egmont."

„Und wozu wären denn die Poeten, wenn ſie bloß die Geſchichte eines Hiſtorikers wiederholen wollten! Der Dichter muß weiter gehen und uns wo möglich etwas Höheres und Beſſeres geben. Die Charactere des Sophocles tragen alle etwas von der hohen Seele des großen Dichters, ſo wie Charactere des Shakſpeare von der ſeinigen. Und ſo iſt es recht und ſo ſoll man es machen. Ja Shakſpeare geht noch weiter und macht ſeine Römer zu Engländern, und zwar wieder mit Recht, denn ſonſt hätte ihn ſeine Nation nicht verſtanden."

„Darin, fuhr Goethe fort, waren nun wieder die Griechen ſo groß, daß ſie weniger auf die Treue eines hiſtoriſchen Factums gingen, als darauf, wie es der Dichter behandelte. Zum Glück haben wir jetzt an den Philokteten ein herrliches Beyſpiel, welches Süjet alle drey großen Tragiker behandelt haben, und Sophocles zuletzt und am beſten. Dieſes Dichters treffliches Stück

iſt glücklicherweiſe ganz auf uns gekommen; dagegen von den Philokteten des Aeſchylus und Euripides hat man Bruchſtücke aufgefunden, aus denen hinreichend zu ſehen iſt, wie ſie ihren Gegenſtand behandelt haben. Wollte es meine Zeit mir erlauben, ſo würde ich dieſe Stücke reſtauriren, ſo wie ich es mit dem Phaethon des Euripides gethan, und es ſollte mir keine unangenehme und unnütze Arbeit ſeyn."

„Bey dieſem Süjet war die Aufgabe ganz einfach: nämlich den Philoktet nebſt dem Bogen von der Inſel Lemnos zu holen. Aber die Art wie dieſes geſchieht, das war nun die Sache der Dichter und darin konnte jeder die Kraft ſeiner Erfindung zeigen und einer es dem andern zuvorthun. Der Ulyß ſoll ihn holen, aber ſoll er vom Philoktet erkannt werden oder nicht, und wodurch ſoll er unkenntlich ſeyn? Soll der Ulyß allein gehen, oder ſoll er Begleiter haben, und wer ſoll ihn begleiten? Beym Aeſchylus iſt der Gefährte unbekannt, beym Euripides iſt es der Diomed, beym Sophocles der Sohn des Achill. Ferner, in welchem Zuſtande ſoll man den Philoktet finden? Soll die Inſel bewohnt ſeyn oder nicht, und wenn bewohnt, ſoll ſich eine mitleidige Seele ſeiner angenommen haben oder nicht? Und ſo hundert andere Dinge, die alle in der Willkür der Dichter lagen und in deren Wahl oder Nichtwahl der eine vor dem andern ſeine höhere Weisheit zeigen konnte. Hierin liegt's und ſo ſollten es die jetzigen Dichter auch

machen, und nicht immer fragen, ob ein Süjet ſchon behandelt worden oder nicht, wo ſie denn immer in Süden und Norden nach unerhörten Begebenheiten ſuchen, die oft barbariſch genug ſind, und die dann auch bloß als Begebenheiten wirken. Aber freylich ein einfaches Süjet durch eine meiſterhafte Behandlung zu etwas zu machen, erfordert Geiſt und großes Talent, und daran fehlt es."

Vorbeyfahrende Schlitten zogen uns wieder ans Fenſter; der erwartete Zug von Belvedere war es aber wieder nicht. Wir ſprachen und ſcherzten unbedeutende Dinge hin und her; dann fragte ich Goethe, wie es mit der Novelle ſtehe.

„Ich habe ſie dieſer Tage ruhen laſſen, ſagte er, aber Eins muß doch noch in der Expoſition geſchehen. Der Löwe nämlich muß brüllen, wenn die Fürſtin an der Bude vorbeyreitet; wobey ich denn einige gute Reflexionen über die Furchtbarkeit dieſes gewaltigen Thieres anſtellen laſſen kann." Dieſer Gedanke iſt ſehr glücklich, ſagte ich, denn dadurch entſteht eine Expoſition, die nicht allein an ſich, an ihrer Stelle, gut und nothwendig iſt, ſondern wodurch auch alles Folgende eine größere Wirkung gewinnt. Bis jetzt erſchien der Löwe faſt zu ſanft, indem er gar keine Spuren von Wildheit zeigte. Dadurch aber, daß er brüllet, läßt er uns wenigſtens ſeine Furchtbarkeit ahnden, und wenn er ſodann ſpäter ſanft der Flöte des Kindes folgt, ſo wird dieſes eine deſto größere Wirkung thun.

„Dieſe Art zu ändern und zu beſſern, ſagte Goethe, iſt nun die rechte, wo man ein noch Unvollkommenes durch fortgeſetzte Erfindungen zum Vollendeten ſteigert. Aber ein Gemachtes immer wieder neu zu machen und weiter zu treiben, wie z. B. Walter Scott mit meiner Mignon gethan, die er außer ihren übrigen Eigenheiten noch taubſtumm ſeyn läßt; dieſe Art zu ändern kann ich nicht loben."

Donnerstag Abend den 1. Februar 1827.

Goethe erzählte mir von einem Beſuch des Kronprinzen von Preußen in Begleitung des Großherzogs. „Auch die Prinzen Carl und Wilhelm von Preußen, ſagte er, waren dieſen Morgen bey mir. Der Kronprinz blieb mit dem Großherzog gegen drey Stunden, und es kam mancherley zur Sprache, welches mir von dem Geiſt, Geſchmack, den Kenntniſſen und der Denkweiſe dieſes jungen Fürſten eine hohe Meinung gab."

Goethe hatte einen Band der Farbenlehre vor ſich liegen. „Ich bin, ſagte er, Ihnen noch immer eine Antwort wegen des Phänomens der farbigen Schatten ſchuldig. Da dieſes aber Vieles vorausſetzt und mit vielem Andern zuſammenhängt, ſo will ich Ihnen auch heute keine aus dem Ganzen herausgeriſſene Erklärung geben, vielmehr habe ich gedacht, daß es gut ſeyn würde,

wenn wir die Abende, die wir zuſammenkommen, die ganze Farbenlehre mit einander durchleſen. Dadurch haben wir immer einen ſoliden Gegenſtand der Unterhaltung, und Sie ſelbſt werden ſich die ganze Lehre zu eigen machen, ſo daß Sie kaum merken, wie Sie dazu kommen. Das Überlieferte fängt bey Ihnen an zu leben und wieder productiv zu werden, wodurch ich denn vorausſehe, daß dieſe Wiſſenſchaft ſehr bald Ihr Eigenthum ſeyn wird. Nun leſen Sie den erſten Abſchnitt."

Mit dieſen Worten legte Goethe mir das aufgeſchlagene Buch vor. Ich fühlte mich ſehr beglückt durch die gute Abſicht, die er mit mir hatte. Ich las von den pſychologiſchen Farben die erſten Paragraphen.

„Sie ſehen, ſagte Goethe, es iſt nichts außer uns, was nicht zugleich in uns wäre, und wie die äußere Welt ihre Farben hat, ſo hat ſie auch das Auge. Da es nun bey dieſer Wiſſenſchaft ganz vorzüglich auf ſcharfe Sonderung des Objectiven vom Subjectiven ankommt, ſo habe ich billig mit den Farben, die dem Auge gehören, den Anfang gemacht, damit wir bey allen Wahrnehmungen immer wohl unterſcheiden, ob die Farbe auch wirklich außer uns exiſtire, oder ob es eine bloße Scheinfarbe ſey, die ſich das Auge ſelbſt erzeugt hat. Ich denke alſo, daß ich den Vortrag dieſer Wiſſenſchaft beym rechten Ende angefaßt habe, indem ich zunächſt das Organ berichtige, durch welches alle Wahrnehmungen und Beobachtungen geſchehen müſſen."

Ich las weiter bis zu den intereſſanten Paragraphen von den geforderten Farben, wo gelehrt wird, daß das Auge das Bedürfniß des Wechſels habe, indem es nie gerne bey derſelbigen Farbe verweile, ſondern ſogleich eine andere fordere und zwar ſo lebhaft, daß es ſich ſolche ſelbſt erzeuge, wenn es ſie nicht wirklich vorfinde.

Dieſes brachte ein großes Geſetz zur Sprache, das durch die ganze Natur geht und worauf alles Leben und alle Freude des Lebens beruhet. „Es iſt dieſes, ſagte Goethe, nicht allein mit allen anderen Sinnen ſo, ſondern auch mit unſerem höheren geiſtigen Weſen; aber weil das Auge ein ſo vorzüglicher Sinn iſt, ſo tritt dieſes Geſetz des geforderten Wechſels ſo auffallend bey den Farben hervor und wird uns bey ihnen ſo vor allen deutlich bewußt. Wir haben Tänze, die uns im hohen Grade wohl gefallen, weil Dur und Moll in ihnen wechſelt, wogegen aber Tänze aus bloßem Dur oder bloßem Moll ſogleich ermüden."

Daſſelbe Geſetz, ſagte ich, ſcheint einem gutem Styl zum Grunde zu liegen, bey welchem wir gerne einen Klang vermeiden, der ſo eben gehört wurde. Auch beym Theater wäre mit dieſem Geſetz viel zu machen, wenn man es gut anzuwenden wüßte. Stücke, beſonders Trauerſpiele, in denen ein einziger Ton ohne Wechſel durchgeht, haben etwas Läſtiges und Ermüdendes, und wenn nun das Orcheſter bey einem traurigen

Stück auch in den Zwiſchenacten traurige niederſchlagende Muſik hören läßt, ſo wird man von einem unerträglichen Gefühl gepeinigt, dem man gerne auf alle Weiſe entfliehen möchte.

„Vielleicht, ſagte Goethe, beruhen auch die eingeflochtenen heiteren Scenen in den Shakſpeariſchen Trauerſpielen auf dieſem Geſetz des geforderten Wechſels; allein auf die höhere Tragödie der Griechen ſcheint es nicht anwendbar, vielmehr geht bey dieſer ein gewiſſer Grundton durch das Ganze."

Die griechiſche Tragödie, ſagte ich, iſt auch nicht von ſolcher Länge, daß ſie bey einem durchgehenden gleichen Ton ermüden könnte; und dann wechſeln auch Chöre und Dialog und der erhabene Sinn iſt von ſolcher Art, daß er nicht läſtig werden kann, indem immer eine gewiſſe tüchtige Realität zum Grunde liegt, die ſtets heiterer Natur iſt.

„Sie mögen Recht haben, ſagte Goethe, und es wäre wohl der Mühe werth zu unterſuchen, in wiefern auch die griechiſche Tragödie dem allgemeinen Geſetze des geforderten Wechſels unterworfen iſt. Aber Sie ſehen, wie alles aneinander hängt, und wie ſogar ein Geſetz der Farbenlehre auf eine Unterſuchung der griechiſchen Tragödie führen kann. Nur muß man ſich hüten, es mit einem ſolchen Geſetz zu weit treiben und es als Grundlage für vieles andere machen zu wollen; vielmehr geht man ſicherer, wenn man es immer nur

als ein Analogon als ein Beiſpiel gebraucht und anwendet."

Wir ſprachen über die Art, wie Goethe ſeine Farbenlehre vorgetragen, daß er nämlich dabey alles aus großen Ur-Geſetzen abgeleitet und die einzelnen Erſcheinungen immer darauf zurückgeführt habe, woraus denn das Faßliche und ein großer Gewinn für den Geiſt hervorgehe.

„Dieſes mag ſeyn, ſagte Goethe, und Sie mögen mich deßhalb loben, aber dieſe Methode erfordert denn auch Schüler, die nicht in der Zerſtreuung leben und die fähig ſind, die Sache wieder im Grunde aufzufaſſen. Es ſind einige recht hübſche Leute in meiner Farbenlehre heraufgekommen, allein das Unglück iſt, ſie bleiben nicht auf geradem Wege, ſondern ehe ich es mir verſehe, weichen ſie ab und gehen einer Idee nach, ſtatt das Object immer gehörig im Auge zu behalten. Aber ein guter Kopf, dem es zugleich um die Wahrheit zu thun wäre, könnte noch immer viel leiſten."

Wir ſprachen von Profeſſoren, die, nachdem das Beſſere gefunden, immer noch die Newtoniſche Lehre vortragen. „Dieß iſt nicht zu verwundern, ſagte Goethe; ſolche Leute gehen im Irrthum fort, weil ſie ihm ihre Exiſtenz verdanken. Sie müßten umlernen, und das wäre eine ſehr unbequeme Sache." Aber, ſagte ich, wie können ihre Experimente die Wahrheit beweiſen, da der Grund ihrer Lehre falſch iſt? — „Sie beweiſen

auch die Wahrheit nicht, ſagte Goethe, und das iſt auch keineswegs ihre Abſicht, ſondern es liegt ihnen bloß daran, ihre Meinung zu beweiſen. Deßhalb verbergen ſie auch alle ſolche Experimente, wodurch die Wahrheit an den Tag kommen und die Unhaltbarkeit ihrer Lehre ſich darlegen könnte.“

„Und dann, um von den Schülern zu reden, welchem von ihnen wäre es denn um die Wahrheit zu thun? Das ſind auch Leute, wie andere und völlig zufrieden, wenn ſie über die Sache empiriſch mitſchwatzen können. Das iſt Alles. Die Menſchen ſind überhaupt eigener Natur: ſobald ein See zugefroren iſt, ſind ſie gleich zu hunderten darauf und amüſiren ſich auf der glatten Oberfläche; aber wem fällt es ein zu unterſuchen, wie tief er iſt und welche Arten von Fiſchen unter dem Eiſe hin- und herſchwimmen. Niebuhr hat jetzt einen Handelstractat zwiſchen Rom und Carthago entdeckt aus einer ſehr frühen Zeit, woraus es erwieſen iſt, daß alle Geſchichte des Livius vom frühen Zuſtande des Römiſchen Volks nichts als Fabeln ſind, indem aus jenem Tractat erſichtlich, daß Rom ſchon ſehr früh in einem weit höheren Zuſtande der Cultur ſich befunden als aus dem Livius hervorgeht. Aber wenn Sie nun glauben, daß dieſer entdeckte Tractat in der bisherigen Lehrart der römiſchen Geſchichte eine große Reform hervorbringen werde, ſo ſind Sie im Irrthum. Denken Sie nur immer an den gefrorenen See; ſo

ſind die Leute, ich habe ſie kennen gelernt, ſo ſind ſie und nicht anders.“

Aber doch, ſagte ich, kann es Ihnen nicht gereuen, daß Sie die Farbenlehre geſchrieben; denn nicht allein daß Sie dadurch ein feſtes Gebäude dieſer trefflichen Wiſſenſchaft gegründet, ſondern Sie haben auch darin ein Muſter wiſſenſchaftlicher Behandlung aufgeſtellt, woran man ſich bey Behandlung ähnlicher Gegenſtände immer halten kann.

„Es gereut mich auch keineswegs, ſagte Goethe, obgleich ich die Mühe eines halben Lebens hineingeſteckt habe. Ich hätte vielleicht ein halb Dutzend Trauerſpiele mehr geſchrieben, das iſt alles, und dazu werden ſich noch Leute genug nach mir finden.“

„Aber Sie haben Recht, ich denke auch die Behandlung wäre gut; es iſt Methode darin. In derſelbigen Art habe ich auch eine Tonlehre geſchrieben, ſo wie auch meine Metamorphoſe der Pflanzen auf derſelbigen Anſchauungs- und Ableitungs-Weiſe beruhet.“

„Mit meiner Metamorphoſe der Pflanzen ging es mir eigen; ich kam dazu wie Herſchel zu ſeinen Entdeckungen. Herſchel nämlich war ſo arm, daß er ſich kein Fernrohr anſchaffen konnte, ſondern daß er genöthiget war ſich ſelber eins zu machen. Aber dieß war ſein Glück; denn dieſes ſelbſtfabricirte war beſſer als alle anderen und er machte damit ſeine großen Entdeckungen. In die Botanik war ich auf empiriſchem

Wege hereingekommen. Nun weiß ich noch recht gut, daß mir bey der Bildung der Geſchlechter die Lehre zu weitläuftig wurde, als daß ich den Muth hatte, ſie zu faſſen. Das trieb mich an, der Sache auf eigenem Wege nachzuſpüren und dasjenige zu finden, was allen Pflanzen ohne Unterſchied gemein wäre, und ſo entdeckte ich das Geſetz der Metamorphoſe."

„Der Botanik nun im Einzelnen weiter nachzugehen, liegt gar nicht in meinem Wege, das überlaſſe ich Andern, die es mir auch darin weit zuvor thun. Mir lag bloß daran, die einzelnen Erſcheinungen auf ein allgemeines Grundgeſetz zurückzuführen."

„So auch hat die Mineralogie nur in einer doppelten Hinſicht Intereſſe für mich gehabt: zunächſt nämlich ihres großen practiſchen Nutzens wegen, und dann um darin ein Document über die Bildung der Urwelt zu finden, wozu die Werneriſche Lehre Hoffnung machte. Seit man nun aber nach des trefflichen Mannes Tode in dieſer Wiſſenſchaft das Oberſte zu Unterſt kehrt, gehe ich in dieſem Fache öffentlich nicht weiter mit, ſondern halte mich im Stillen in meiner Überzeugung fort."

„In der Farbenlehre ſteht mir nun noch die Entwickelung des Regenbogens bevor, woran ich zunächſt gehen werde. Es iſt dieſes eine äußerſt ſchwierige Aufgabe, die ich jedoch zu löſen hoffe. Es iſt mir aus dieſem Grunde lieb, jetzt mit Ihnen die Farbenlehre wieder

Digitized by Google

durchzugehen, wodurch ſich denn, zumal bey Ihrem Intereſſe für die Sache, Alles wieder anfriſchet.“

„Ich habe mich, fuhr Goethe fort, in den Naturwiſſenſchaften ziemlich nach allen Seiten hin verſucht; jedoch gingen meine Richtungen immer nur auf ſolche Gegenſtände, die mich irdiſch umgaben und die unmittelbar durch die Sinne wahrgenommen werden konnten; weßhalb ich mich denn auch nie mit Aſtronomie beſchäftiget habe, weil hiebey die Sinne nicht mehr ausreichen, ſondern weil man hier ſchon zu Inſtrumenten, Berechnungen und Mechanik ſeine Zuflucht nehmen muß, die ein eigenes Leben erfordern und die nicht meine Sache waren.“

„Wenn ich aber in denen Gegenſtänden, die in meinem Wege lagen, etwas geleiſtet, ſo kam mir dabey zu gute, daß mein Leben in eine Zeit fiel, die an großen Entdeckungen in der Natur reicher war als irgend eine andere. Schon als Kind begegnete mir Franklins Lehre von der Electricität, welches Geſetz er damals ſoeben gefunden hatte. Und ſo folgte durch mein ganzes Leben, bis zu dieſer Stunde, eine große Entdeckung der andern; wodurch ich denn nicht allein früh auf die Natur hingeleitet, ſondern auch ſpäter immer fort in der bedeutendſten Anregung erhalten wurde.“

„Jetzt werden Vorſchritte gethan, auch auf den Wegen, die ich einleitete, wie ich ſie nicht ahnden konnte, und es iſt mir wie einem, der der Morgenröthe ent-

gegengeht und über den Glanz der Sonne erſtaunt, wenn dieſe hervorleuchtet.“

Unter den Deutſchen nannte Goethe bey dieſer Gelegenheit die Namen: **Carus**, **d'Alton**, **Meyer** in Königsberg, mit Bewunderung.

„Wenn nur die Menſchen, fuhr Goethe fort, das Rechte, nachdem es gefunden, nicht wieder umkehrten und verdüſterten, ſo wäre ich zufrieden; denn es thäte der Menſchheit ein Poſitives noth, das man ihr von Generation zu Generation überlieferte, und es wäre doch gut, wenn das Poſitive zugleich das Rechte und Wahre wäre. In dieſer Hinſicht ſollte es mich freuen, wenn man in den Naturwiſſenſchaften aufs Reine käme, und ſodann im Rechten beharrte und nicht wieder transcendirte, nachdem im Faßlichen alles gethan worden. Aber die Menſchen können keine Ruhe halten und ehe man es ſich verſieht, iſt die Verwirrung wieder oben auf.“

„So rütteln ſie jetzt an den fünf Büchern Moſes, und wenn die vernichtende Critik irgend ſchädlich iſt, ſo iſt ſie es in Religionsſachen; denn hiebey beruhet alles auf dem Glauben, zu welchem man nicht zurückkehren kann, wenn man ihn einmal verloren hat.“

„In der Poeſie iſt die vernichtende Critik nicht ſo ſchädlich. Wolf hat den Homer zerſtört, doch dem Gedicht hat er nichts anhaben können; denn dieſes Gedicht hat die Wunderkraft wie die Helden Walhalla's,

die ſich des Morgens in Stücke hauen und Mittags ſich wieder mit heilen Gliedern zu Tiſche ſetzen."

Goethe war in der beſten Laune und ich war glücklich ihn abermals über ſo bedeutende Dinge reden zu hören. „Wir wollen uns nur, ſagte er, im Stillen auf dem rechten Wege forthalten und die Übrigen gehen laſſen; das iſt das Beſte."

Mittwoch den 7. Februar 1827.

Goethe ſchalt heute auf gewiſſe Critiker, die nicht mit Leſſing zufrieden, und an ihn ungehörige Forderungen machen.

„Wenn man, ſagte er, die Stücke von Leſſing mit denen der Alten vergleicht und ſie ſchlecht und miſerabel findet, was ſoll man da ſagen! — Bedauert doch den außerordentlichen Menſchen, daß er in einer ſo erbärmlichen Zeit leben mußte, die ihm keine beſſeren Stoffe gab als in ſeinen Stücken verarbeitet ſind! — Bedauert ihn doch, daß er in ſeiner Minna von Barnhelm an den Händeln der Sachſen und Preußen Theil nehmen mußte, weil er nichts beſſeres fand! — Auch daß er immerfort polemiſch wirkte und wirken mußte, lag in der Schlechtigkeit ſeiner Zeit. In der Emilie Galotti hatte er ſeine Piquen auf die Fürſten, im Nathan auf die Pfaffen."

Freitag den 16. Februar 1827.

Ich erzählte Goethen, daß ich in dieſen Tagen Winckelmanns Schrift über die Nachahmung griechiſcher Kunſtwerke geleſen, wobey ich geſtand, daß es mir oft vorgekommen, als ſey Winckelmann damals noch nicht völlig klar über ſeine Gegenſtände geweſen.

„Sie haben allerdings Recht, ſagte Goethe, man trifft ihn mitunter in einem gewiſſen Taſten; allein, was das Große iſt, ſein Taſten weiſet immer auf etwas hin; er iſt dem Columbus ähnlich, als er die neue Welt zwar noch nicht entdeckt hatte, aber ſie doch ſchon ahndungsvoll im Sinne trug. Man lernt nichts, wenn man ihn lieſet, aber man wird etwas.“

„Meyer iſt nun weiter geſchritten und hat die Kenntniß der Kunſt auf ihren Gipfel gebracht. Seine Kunſtgeſchichte iſt ein ewiges Werk; allein er wäre das nicht geworden, wenn er ſich nicht in der Jugend an Winckelmann hinaufgebildet hätte und auf deſſen Wege fortgegangen wäre. Da ſieht man abermals, was ein großer Vorgänger thut und was es heißt, wenn man ſich dieſen gehörig zu Nutze macht.“

Mittwoch den 11. April 1827.

Ich ging dieſen Mittag um ein Uhr zu Goethe, der mich vor Tiſch zu einer Spazierfahrt hatte einladen laſſen. Wir fuhren die Straße nach Erfurt. Das Wetter war ſehr ſchön, die Kornfelder zu beyden Seiten des Weges erquickten das Auge mit dem lebhafteſten Grün; Goethe ſchien in ſeinen Empfindungen heiter und jung wie der beginnende Lenz; in ſeinen Worten aber alt an Weisheit.

„Ich ſage immer und wiederhole es, begann er, die Welt könnte nicht beſtehen, wenn ſie nicht ſo einfach wäre. Dieſer elende Boden wird nun ſchon tauſend Jahre bebaut und ſeine Kräfte ſind immer dieſelbigen. Ein wenig Regen, ein wenig Sonne, und es wird jeden Frühling wieder grün, und ſo fort." Ich fand auf dieſe Worte nichts zu erwiedern und hinzuzuſetzen. Goethe ließ ſeine Blicke über die grünenden Felder ſchweifen, ſodann aber, wieder zu mir gewendet, fuhr er über andere Dinge folgendermaßen fort.

„Ich habe in dieſen Tagen eine wunderliche Lectüre gehabt, nämlich die Briefe Jacobi's und ſeiner Freunde. Dieß iſt ein höchſt merkwürdiges Buch und Sie müſſen es leſen, nicht um etwas daraus zu lernen, ſondern um in den Zuſtand damaliger Cultur und Literatur hineinzublicken, von dem man keinen Begriff hat. Man ſieht

lauter gewiſſermaßen bedeutende Menſchen, aber keine Spur von gleicher Richtung und gemeinſamem Intereſſe, ſondern jeder rund abgeſchloſſen für ſich und ſeinen eigenen Weg gehend, ohne im geringſten an den Beſtrebungen des Andern Theil zu nehmen. Sie ſind mir vorgekommen wie die Billardkugeln, die auf der grünen Decke blind durch einander laufen ohne von einander zu wiſſen und die, ſobald ſie ſich berühren, nur deſto weiter auseinander fahren."

Ich lachte über das treffende Gleichniß. Ich erkundigte mich nach den correſpondirenden Perſonen, und Goethe nannte ſie mir, indem er mir über jeden etwas Beſonderes ſagte.

„Jacobi war eigentlich ein geborener Diplomat, ein ſchöner Mann von ſchlankem Wuchs, feinen vornehmen Weſens, der als Geſandter ganz an ſeinem Platz geweſen wäre. Zum Poeten und Philoſophen fehlte ihm etwas, um beydes zu ſeyn."

„Sein Verhältniß zu mir war eigener Art. Er hatte mich perſönlich lieb, ohne an meinen Beſtrebungen Theil zu nehmen oder ſie wohl gar zu billigen. Es bedurfte daher der Freundſchaft, um uns an einander zu halten. Dagegen war mein Verhältniß mit Schiller ſo einzig, weil wir das herrlichſte Bindungsmittel in unſern gemeinſamen Beſtrebungen fanden und es für uns keiner ſogenannten beſondern Freundſchaft weiter bedurfte."

Digitized by Google

Ich fragte nach Leſſing, ob auch dieſer in den Brieſen vorkomme. „Nein, ſagte Goethe, aber Herder und Wieland.“

„Herdern war es nicht wohl bey dieſen Verbindungen; er ſtand zu hoch als daß ihm das hohle Weſen auf die Länge nicht hätte läſtig werden ſollen, ſo wie auch Hamann dieſe Leute mit überlegenem Geiſte behandelte.“

„Wieland, wie immer, erſcheint auch in dieſen Briefen durchaus heiter und wie zu Hauſe. An keiner beſonderen Meinung hängend, war er gewandt genug, um in alles einzugehen. Er war einem Rohre ähnlich, das der Wind der Meinungen hin und her bewegte, das aber auf ſeinem Wurzelchen immer feſte blieb.“

„Mein perſönliches Verhältniß zu Wieland war immer ſehr gut, beſonders in der früheren Zeit, wo er mir allein gehörte. Seine kleinen Erzählungen hat er auf meine Anregung geſchrieben. Als aber Herder nach Weimar kam, wurde Wieland mir ungetreu; Herder nahm ihn mir weg, denn dieſes Mannes perſönliche Anziehungskraft war ſehr groß.“

Der Wagen wendete ſich zum Rückwege. Wir ſahen gegen Oſten vielfaches Regengewölk, das ſich in einander ſchob. Dieſe Wolken, ſagte ich, ſind doch ſo weit gebildet, daß ſie jeden Augenblick als Regen niederzugehen drohen. Wäre es möglich, daß ſie ſich wieder auflöſten, wenn das Barometer ſtiege? „Ja, ſagte

Goethe, dieſe Wolken würden ſogleich von oben herein verzehrt und aufgeſponnen werden wie ein Rocken. So ſtark iſt mein Glauben an das Barometer. Ja ich ſage immer und behaupte: wäre in jener Nacht der großen Überſchwemmung von Petersburg das Barometer geſtiegen, die Welle hätte nicht herangekonnt."

„Mein Sohn glaubt beym Wetter an den Einfluß des Mondes und Sie glauben vielleicht auch daran, und ich verdenke es euch nicht, denn der Mond erſcheint als ein zu bedeutendes Geſtirn, als daß man ihm nicht eine entſchiedene Einwirkung auf unſere Erde zuſchreiben ſollte; allein die Veränderung des Wetters, der höhere oder tiefere Stand des Barometers rührt nicht vom Mondwechſel her, ſondern iſt rein telluriſch."

„Ich denke mir die Erde mit ihrem Dunſtkreiſe gleichnißweiſe als ein großes lebendiges Weſen, das im ewigen Ein- und Aus-Athmen begriffen iſt. Athmet die Erde ein, ſo zieht ſie den Dunſtkreis an ſich, ſo daß er in die Nähe ihrer Oberfläche herankommt und ſich verdichtet bis zu Wolken und Regen. Dieſen Zuſtand nenne ich die Waſſer-Bejahung; dauerte er über alle Ordnung fort, ſo würde er die Erde erſäufen. Dieß aber giebt ſie nicht zu; ſie athmet wieder aus und entläßt die Waſſerdünſte nach oben, wo ſie ſich in den ganzen Raum der hohen Atmoſphäre ausbreiten und ſich dergeſtalt verdünnen, daß nicht allein die Sonne glänzend herdurchgeht, ſondern auch ſogar die ewige

Digitized by Google

Finſterniß des unendlichen Raumes als friſches Blau herdurch geſehen wird.“

„Dieſen Zuſtand der Atmoſphäre nenne ich die Waſſer-Verneinung. Denn wie bey dem entgegengeſetzten nicht allein häufiges Waſſer von oben kommt, ſondern auch die Feuchtigkeit der Erde nicht verdunſten und abtrocknen will; ſo kommt dagegen bey dieſem Zuſtand nicht allein keine Feuchtigkeit von oben, ſondern auch die Näſſe der Erde ſelbſt verfliegt und geht aufwärts, ſo daß bey einer Dauer über alle Ordnung hinaus, die Erde, auch ohne Sonnenſchein, zu vertrocknen und zu verdörren Gefahr liefe.“

So ſprach Goethe über dieſen wichtigen Gegenſtand und ich hörte ihm mit großer Aufmerkſamkeit zu.

„Die Sache iſt ſehr einfach, fuhr er fort, und ſo am Einfachen, Durchgreifenden halte ich mich und gehe ihm nach, ohne mich durch einzelne Abweichungen irre leiten zu laſſen. Hoher Barometer: Trockenheit, Oſtwind; tiefer Barometer: Näſſe, Weſtwind, dieß iſt das herrſchende Geſetz, woran ich mich halte. Wehet aber einmal bey hohem Barometer und Oſtwind ein naſſer Nebel her, oder haben wir blauen Himmel bey Weſtwind, ſo kümmert mich dieſes nicht und macht meinen Glauben an das herrſchende Geſetz nicht irre, ſondern ich ſehe daraus bloß, daß auch manches Mitwirkende exiſtirt, dem man nicht ſogleich beykommen kann.“

„Ich will Ihnen etwas ſagen, woran Sie ſich im

Leben halten mögen. Es giebt in der Natur ein Zugängliches und ein Unzugängliches. Dieſes unterſcheide und bedenke man wohl und habe Reſpect. Es iſt uns ſchon geholfen, wenn wir es überall nur wiſſen, wiewohl es immer ſehr ſchwer bleibt zu ſehen, wo das Eine aufhört und das Andere beginnt. Wer es nicht weiß, quält ſich vielleicht lebenslänglich am Unzugänglichen ab, ohne je der Wahrheit nahe zu kommen. Wer es aber weiß und klug iſt, wird ſich am Zugänglichen halten, und indem er in dieſer Region nach allen Seiten geht und ſich befeſtiget, wird er ſogar auf dieſem Wege dem Unzugänglichen etwas abgewinnen können, wiewohl er hier doch zuletzt geſtehen wird, daß manchen Dingen nur bis zu einem gewiſſen Grade beyzukommen iſt, und die Natur immer etwas Problematiſches hinter ſich behalte, welches zu ergründen die menſchlichen Fähigkeiten nicht hinreichen."

Unter dieſen Worten waren wir wieder in die Stadt hereingefahren. Das Geſpräch lenkte ſich auf unbedeutende Gegenſtände, wobey jene hohen Anſichten noch eine Weile in meinem Innern fortleben konnten.

Wir waren zu früh zurückgekehrt, um ſogleich an Tiſch zu gehen, und Goethe zeigte mir vorher noch eine Landſchaft von Rubens und zwar einen Sommer-Abend. Links im Vordergrunde ſah man Feldarbeiter nach Hauſe gehen; in der Mitte des Bildes folgte eine Herde Schafe ihrem Hirten dem Dorfe zu; rechts tiefer

im Bilde ſtand ein Heuwagen, um welchen Arbeiter mit Aufladen beſchäftigt waren, abgeſpannte Pferde graſeten nebenbey; ſodann abſeits in Wieſen und Gebüſch zerſtreut weideten mehrere Stuten mit ihren Fohlen, denen man anſah, daß ſie auch in der Nacht draußen bleiben würden. Verſchiedene Dörfer und eine Stadt ſchloſſen den hellen Horizont des Bildes, worin man den Begriff von Thätigkeit und Ruhe auf das Anmuthigſte ausgedrückt fand.

Das Ganze ſchien mir mit ſolcher Wahrheit zuſammen zu hängen und das Einzelne lag mir mit ſolcher Treue vor Augen, daß ich die Meinung äußerte: Rubens habe dieſes Bild wohl ganz nach der Natur abgeſchrieben.

„Keineswegs, ſagte Goethe; ein ſo vollkommenes Bild iſt niemals in der Natur geſehen worden, ſondern wir verdanken dieſe Compoſition dem poetiſchen Geiſte des Malers. Aber der große Rubens hatte ein ſo außerordentliches Gedächtniß, daß er die ganze Natur im Kopfe trug und ſie ihm in ihren Einzelnheiten immer zu Befehl war. Daher kommt dieſe Wahrheit des Ganzen und Einzelnen, ſo daß wir glauben, alles ſey eine reine Copie nach der Natur. Jetzt wird eine ſolche Landſchaft gar nicht mehr gemacht, dieſe Art zu empfinden und die Natur zu ſehen, iſt ganz verſchwunden, es mangelt unſern Malern an Poeſie."

„Und dann ſind unſere jungen Talente ſich ſelber

überlaſſen, es fehlen die lebendigen Meiſter, die ſie in die Geheimniſſe der Kunſt einführen. Zwar iſt auch von den Todten etwas zu lernen, allein dieſes iſt, wie es ſich zeigt, mehr ein Abſehen von Einzelnheiten als ein Eindringen in eines Meiſters tiefere Art zu denken und zu verfahren.

Frau und Herr v. Goethe traten herein und wir ſetzten uns zu Tiſch. Die Geſpräche wechſelten über heitere Gegenſtände des Tages: Theater, Bälle und Hof, flüchtig hin und her. Bald aber waren wir wieder auf ernſtere Dinge gerathen und wir ſahen uns in einem Geſpräch über Religionslehren in England tief befangen.

„Ihr müßtet wie ich, ſagte Goethe, ſeit funfzig Jahren die Kirchengeſchichte ſtudirt haben, um zu begreifen, wie das alles zuſammenhängt. Dagegen iſt es höchſt merkwürdig, mit welchen Lehren die Mohamedaner ihre Erziehung beginnen. Als Grundlage in der Religion befeſtigen ſie ihre Jugend zunächſt in der Überzeugung, daß dem Menſchen nichts begegnen könne, als was ihm von einer alles leitenden Gottheit längſt beſtimmt worden; und ſomit ſind ſie denn für ihr ganzes Leben ausgerüſtet und beruhigt und bedürfen kaum eines Weiteren.“

„Ich will nicht unterſuchen, was an dieſer Lehre Wahres oder Falſches, Nützliches oder Schädliches ſeyn mag; aber im Grunde liegt von dieſem Glauben doch etwas in uns Allen, auch ohne daß es uns gelehrt

worden. Die Kugel, auf der mein Name nicht geſchrieben ſteht, wird mich nicht treffen, ſagt der Soldat in der Schlacht, und wie ſollte er ohne dieſe Zuverſicht in den dringendſten Gefahren Muth und Heiterkeit behalten! Die Lehre des chriſtlichen Glaubens: kein Sperling fällt vom Dache ohne den Willen eures Vaters, iſt aus derſelbigen Quelle hervorgegangen, und deutet auf eine Vorſehung, die das Kleinſte im Auge hält und ohne deren Willen und Zulaſſen nichts geſchehen kann.“

„Sodann ihren Unterricht in der Philoſophie beginnen die Mohamedaner mit der Lehre: daß nichts exiſtire, wovon ſich nicht das Gegentheil ſagen laſſe; und ſo üben ſie den Geiſt der Jugend, indem ſie ihre Aufgaben darin beſtehen laſſen, von jeder aufgeſtellten Behauptung die entgegengeſetzte Meinung zu finden und auszuſprechen, woraus eine große Gewandtheit im Denken und Reden hervorgehen muß.“

„Nun aber, nachdem von jedem aufgeſtellten Satze das Gegentheil behauptet worden, entſteht der Zweifel welches denn von Beyden das eigentlich Wahre ſey. Im Zweifel aber iſt kein Verharren, ſondern er treibt den Geiſt zu näherer Unterſuchung und Prüfung, woraus denn, wenn dieſe auf eine vollkommene Weiſe geſchieht, die Gewißheit hervorgeht, welches das Ziel iſt, worin der Menſch ſeine völlige Beruhigung findet.“

„Sie ſehen, daß dieſer Lehre nichts fehlt und daß wir mit allen unſern Syſtemen nicht weiter ſind und daß überhaupt niemand weiter gelangen kann.“

Ich werde dadurch, ſagte ich, an die Griechen erinnert, deren philoſophiſche Erziehungsweiſe eine ähnliche geweſen ſeyn muß, wie uns dieſes ihre Tragödie beweiſet, deren Weſen im Verlauf der Handlung auch ganz und gar auf dem Widerſpruch beruhet, indem niemand der redenden Perſonen etwas behaupten kann, wovon der Andere nicht eben ſo klug das Gegentheil zu ſagen wüßte.

„Sie haben vollkommen Recht, ſagte Goethe; auch fehlt der Zweifel nicht, welcher im Zuſchauer oder Leſer erweckt wird; ſo wie wir denn am Schluß durch das Schickſal zur Gewißheit gelangen, welches ſich an das Sittliche anſchließt und deſſen Parten führt.“

Wir ſtanden von Tiſch auf und Goethe nahm mich mit hinab in den Garten, um unſere Geſpräche fortzuſetzen.

An Leſſing, ſagte ich, iſt es merkwürdig, daß er in ſeinen theoretiſchen Schriften, z. B. im Laokoon, nie geradezu auf Reſultate losgeht, ſondern uns immer erſt jenen philoſophiſchen Weg durch Meinung, Gegenmeinung und Zweifel herumführt, ehe er uns endlich zu einer Art von Gewißheit gelangen läßt. Wir ſehen mehr die Operation des Denkens und Findens, als daß wir große Anſichten und große Wahrheiten erhiel-

ten, die unſer eigenes Denken anzuregen und uns ſelbſt productiv zu machen geeignet wären.

„Sie haben wohl Recht, ſagte Goethe. Leſſing ſoll ſelbſt einmal geäußert haben, daß, wenn Gott ihm die Wahrheit geben wolle, er ſich dieſes Geſchenk verbitten, vielmehr die Mühe vorziehen würde, ſie ſelber zu ſuchen.“

„Jenes philoſophiſche Syſtem der Mohamedaner iſt ein artiger Maßſtab, den man an ſich und Andere anlegen kann, um zu erfahren, auf welcher Stufe geiſtiger Tugend man denn eigentlich ſtehe.“

„Leſſing hält ſich, ſeiner polemiſchen Natur nach, am liebſten in der Region der Widerſprüche und Zweifel auf; das Unterſcheiden iſt ſeine Sache, und dabey kam ihm ſein großer Verſtand auf das Herrlichſte zu Statten. Mich ſelbſt werden Sie dagegen ganz anders finden; ich habe mich nie auf Widerſprüche eingelaſſen, die Zweifel habe ich in meinem Innern auszugleichen geſucht und nur die gefundenen Reſultate habe ich ausgeſprochen.“

Ich fragte Goethe, welchen der neueren Philoſophen er für den vorzüglichſten halte.

„Kant, ſagte er, iſt der vorzüglichſte, ohne allen Zweifel. Er iſt auch derjenige, deſſen Lehre ſich fortwirkend erwieſen hat, und die in unſere deutſche Cultur am tiefſten eingedrungen iſt. Er hat auch auf Sie gewirkt, ohne daß Sie ihn geleſen haben. Jetzt brau-

chen Sie ihn nicht mehr, denn was er Ihnen geben konnte, beſitzen Sie ſchon. Wenn Sie einmal ſpäter etwas von ihm leſen wollen, ſo empfehle ich Ihnen ſeine Critik der Urtheilskraft, worin er die Rhetorik vortrefflich, die Poeſie leidlich, die bildende Kunſt aber unzulänglich behandelt hat,"

Haben Eure Excellenz je zu Kant ein perſönliches Verhältniß gehabt? fragte ich.

„Nein, ſagte Goethe. Kant hat nie von mir Notiz genommen, wiewohl ich aus eigener Natur einen ähnlichen Weg ging als er. Meine Metamorphoſe der Pflanzen habe ich geſchrieben, ehe ich etwas von Kant wußte, und doch iſt ſie ganz im Sinne ſeiner Lehre. Die Unterſcheidung des Subjects vom Object, und ferner die Anſicht, daß jedes Geſchöpf um ſein ſelbſt willen exiſtirt und nicht etwa der Korkbaum gewachſen iſt, damit wir unſere Flaſchen propfen können, dieſes hatte Kant mit mir gemein und ich freute mich ihm hierin zu begegnen. Später ſchrieb ich die Lehre vom Verſuch, welche als Critik von Subject und Object und als Vermittelung von beyden anzuſehen iſt."

„Schiller pflegte mir immer das Studium der Kantiſchen Philoſophie zu widerrathen. Er ſagte gewöhnlich, Kant könne mir nichts geben. Er ſelbſt ſtudirte ihn dagegen eifrig, und ich habe ihn auch ſtudirt und zwar nicht ohne Gewinn."

Unter dieſen Geſprächen gingen wir im Garten auf und ab. Die Wolken hatten ſich indeß verdichtet und es fing an zu tröpfeln, ſo daß wir genöthiget waren uns in das Haus zurückzuziehen, wo wir denn unſere Unterhaltungen noch eine Weile fortſetzten.

Mittwoch den 20. Juny 1827.

Der Familien-Tiſch zu fünf Couverts ſtand gedeckt, die Zimmer waren leer und kühl, welches bei der großen Hitze ſehr wohl that. Ich trat in das geräumige an den Speiſeſaal angrenzende Zimmer, worin der gewirkte Fußteppich liegt und die coloſſale Büſte der Juno ſteht. Ich war nicht lange allein auf- und abgegangen, als Goethe, aus ſeinem Arbeitszimmer kommend, hereintrat und mich in ſeiner herzlichen Art liebevoll begrüßte und anredete. Er ſetzte ſich auf einen Stuhl am Fenſter. „Nehmen Sie ſich auch ein Stühlchen, ſagte er, und ſetzen Sie ſich zu mir, wir wollen ein wenig reden bis die Übrigen kommen. Es iſt mir lieb, daß Sie doch auch den Grafen Sternberg bey mir haben kennen gelernt; er iſt wieder abgereiſet und ich bin nun ganz wieder in der gewohnten Thätigkeit und Ruhe.“

Die Perſönlichkeit des Grafen, ſagte ich, iſt mir ſehr bedeutend erſchienen, nicht weniger ſeine großen Kenntniſſe; denn das Geſpräch mochte ſich lenken, wo-

hin es wollte, er war überall zu Hauſe und ſprach über Alles gründlich und umſichtig mit großer Leichtigkeit.

„Ja, ſagte Goethe, er iſt ein höchſt bedeutender Mann und ſein Wirkungskreis und ſeine Verbindungen in Deutſchland ſind groß. Als Botaniker iſt er durch ſeine Flora subterranea in ganz Europa bekannt; ſo auch iſt er als Mineraloge von großer Bedeutung. Kennen Sie ſeine Geſchichte?“ Nein, ſagte ich, aber ich möchte gerne etwas über ihn erfahren. Ich ſah ihn als Grafen und Weltmann, zugleich als vielſeitigen tiefen Gelehrten, dieſes iſt mir ein Problem, das ich gerne möchte gelöſet ſehen. Goethe erzählte mir darauf, wie der Graf, als Jüngling zum geiſtlichen Stande beſtimmt, in Rom ſeine Studien begonnen; darauf aber, nachdem Öſtreich gewiſſe Vergünſtigungen zurückgenommen, nach Neapel gegangen ſey. Und ſo erzählte Goethe weiter, gründlich, intereſſant und bedeutend, ein merkwürdiges Leben, der Art, daß es die Wanderjahre zieren würde, das ich aber hier zu wiederholen mich nicht geſchickt fühle. Ich war höchſt glücklich ihm zuzuhören und dankte ihm mit meiner ganzen Seele. Das Geſpräch lenkte ſich nun auf die böhmiſchen Schulen und ihre großen Vorzüge, beſonders in Bezug auf eine gründliche äſthetiſche Bildung.

Herr und Frau v. Goethe und Fräulein Ulrike von P. waren indeſſen auch hereingekommen und wir ſetzten uns zu Tiſch. Die Geſpräche wechſelten heiter und

mannigfaltig, beſonders aber waren die Frömmler einiger norddeutſchen Städte ein oft wiederkehrender Gegenſtand. Es ward bemerkt, daß dieſe pietiſtiſchen Abſonderungen ganze Familien mit einander uneins gemacht und zerſprengt hätten. Ich konnte einen ähnlichen Fall erzählen, wo ich faſt einen trefflichen Freund verloren, weil es ihm nicht gelingen wollen, mich zu ſeiner Meinung zu bekehren. Dieſer, ſagte ich, war ganz von dem Glauben durchdrungen, daß alles Verdienſt und alle gute Werke nichts ſeyen, und daß der Menſch bloß durch die Gnade Chriſti ein gutes Verhältniß zur Gottheit gewinnen könne. Etwas ähnliches, ſagte Frau von Goethe, hat auch eine Freundinn zu mir geſagt, aber ich weiß noch immer nicht, was es mit dieſen guten Werken und dieſer Gnade für ein Bewandniß hat.

„So wie alle dieſe Dinge, ſagte Goethe, heutiges Tages in der Welt in Cours und Geſpräch ſind, iſt es nichts als ein Mantſch und vielleicht niemand von euch weiß, wo es herkommt. Ich will es euch ſagen. Die Lehre von den guten Werken, daß nämlich der Menſch durch Gutesthun, Vermächtniſſe und milde Stiftungen eine Sünde abverdienen und ſich überhaupt in der Gnade Gottes dadurch heben könne, iſt katholiſch. Die Reformatoren aber, aus Oppoſition, verwarfen dieſe Lehre, und ſetzten dafür an die Stelle, daß der Menſch einzig und allein trachten müſſe, die Verdienſte Chriſti

zu erkennen und ſich ſeiner Gnaden theilhaftig zu machen, welches denn freylich auch zu guten Werken führe. So iſt es; aber heutiges Tags wird alles durcheinander gemengt und verwechſelt und niemand weiß, woher die Dinge kommen."

Ich bemerkte mehr in Gedanken, als daß ich es ausſprach, daß die verſchiedene Meinung in Religionsſachen doch von jeher die Menſchen entzweyt und zu Feinden gemacht habe, ja daß ſogar der erſte Mord durch eine Abweichung in der Verehrung Gottes herbeygeführet ſey. Ich ſagte, daß ich dieſer Tage Byrons Cain geleſen und beſonders den dritten Act und die Motivirung des Todtſchlages bewundert habe.

„Nicht wahr? ſagte Goethe, das iſt vortrefflich motivirt! es iſt von ſo einziger Schönheit, daß es in der Welt nicht zum zweyten Male vorhanden iſt."

Der Cain, ſagte ich, war doch anfänglich in England verboten, jetzt aber lieſet ihn jedermann und die reiſenden jungen Engländer führen gewöhnlich einen completen Byron mit ſich.

„Es iſt auch Thorheit, ſagte Goethe, denn im Grunde ſteht im ganzen Cain doch nichts, als was die engliſchen Biſchöfe ſelber lehren."

Der Canzler ließ ſich melden und trat herein und ſetzte ſich zu uns an den Tiſch. So auch kamen Goethe's Enkel Walter und Wolfgang nach einander geſprungen. Wolf ſchmiegte ſich an den Canzler. „Hole dem

Herrn Canzler, ſagte Goethe, dein Stammbuch und zeige ihm deine Prinzeß und was dir der Graf Sternberg geſchrieben.“ Wolf ſprang hinauf und kam bald mit dem Buche zurück. Der Canzler betrachtete das Portrait der Prinzeß mit beygeſchriebenen Verſen von Goethe. Er durchblätterte das Buch ferner und traf auf Zelters Inſchrift und las laut heraus:

Lerne gehorchen!

„Das iſt doch das einzige vernünftige Wort, ſagte Goethe lachend, was im ganzen Buche ſteht. Ja, Zelter iſt immer grandios und tüchtig! — Ich gehe jetzt mit Riemer ſeine Briefe durch, die ganz unſchätzbare Sachen enthalten. Beſonders ſind die Briefe, die er mir auf Reiſen geſchrieben, von vorzüglichem Werth; denn da hat er als tüchtiger Baumeiſter und Muſikus den Vortheil, daß es ihm nie an bedeutenden Gegenſtänden des Urtheils fehlt. So wie er in eine Stadt eintritt, ſtehen die Gebäude vor ihm, und ſagen ihm, was ſie Verdienſtliches und Mangelhaftes an ſich tragen. Sodann ziehen die Muſik-Vereine ihn ſogleich in ihre Mitte und zeigen ſich dem Meiſter in ihren Tugenden und Schwächen. Wenn ein Geſchwindſchreiber ſeine Geſpräche mit ſeinen muſikaliſchen Schülern aufgeſchrieben hätte, ſo beſäßen wir etwas ganz Einziges in ſeiner Art. Denn in dieſen Dingen iſt Zelter genial und groß und trifft immer den Nagel auf den Kopf“

Donnerſtag den 5. July 1827.

Heute gegen Abend begegnete Goethe mir am Park von einer Spazierfahrt zurückkommend. Im Vorbeyfahren winkte er mir mit der Hand, daß ich ihn beſuchen möchte. Ich wendete daher ſogleich um nach ſeinem Hauſe, wo ich den Oberbaudirector Coudray fand. Goethe ſtieg aus und wir gingen mit ihm die Treppen hinauf. Wir ſetzten uns in dem ſogenannten Juno-Zimmer um einen runden Tiſch. Wir hatten nicht lange geredet, als auch der Canzler hereintrat und ſich zu uns geſellte. Das Geſpräch wendete ſich um politiſche Gegenſtände, Wellingtons Geſandtſchaft nach Petersburg und deren wahrſcheinliche Folgen, Capodiſtrias, die verzögerte Befreyung Griechenlands, die Beſchränkung der Türken auf Conſtantinopel, und dergleichen. Auch frühere Zeiten unter Napoleon kamen zur Sprache, beſonders aber über den Herzog von Enghien und ſein unvorſichtiges revolutionaires Betragen ward viel geredet.

Sodann kam man auf friedlichere Dinge, und Wielands Grab zu Osmannſtedt war ein viel beſprochener Gegenſtand unſerer Unterhaltung. Oberbaudirector Coudray erzählte, daß er mit einer eiſernen Einfaſſung des Grabes beſchäftigt ſey. Er gab uns von ſeiner Intention eine deutliche Idee, indem er die Form des eiſernen Gitterwerks auf ein Stück Papier vor unſern Augen hinzeichnete.

Als der Canzler und Coudray gingen, bat Goethe mich, noch ein wenig bey ihm zu bleiben. „Da ich in Jahrtauſenden lebe, ſagte er, ſo kommt es mir immer wunderlich vor, wenn ich von Statuen und Monumenten höre. Ich kann nicht an eine Bildſäule denken, die einem verdienten Manne geſetzt wird, ohne ſie im Geiſte ſchon von künftigen Kriegern umgeworfen und zerſchlagen zu ſehen. Coudray's Eiſenſtäbe um das Wielandiſche Grab ſehe ich ſchon als Hufeiſen unter den Pferdefüßen einer künftigen Cavallerie blinken, und ich kann noch dazu ſagen, daß ich bereits einen ähnlichen Fall in Frankfurt erlebt habe. Das Wielandiſche Grab liegt überdieß viel zu nahe an der Ilm; der Fluß braucht in ſeiner raſchen Biegung kaum ein hundert Jahre am Ufer fort zu zehren, und er wird die Todten erreicht haben."

Wir ſcherzten mit gutem Humor über die entſetzliche Unbeſtändigkeit der irdiſchen Dinge und nahmen ſodann Coudray's Zeichnung wieder zur Hand und freuten uns an den zarten und kräftigen Zügen der engliſchen Bleyfeder, die dem Zeichner ſo zu Willen geweſen war, daß der Gedanke unmittelbar ohne den geringſten Verluſt auf dem Papiere ſtand.

Dieß führte das Geſpräch auf Handzeichnungen, und Goethe zeigte mir eine ganz vortreffliche eines italieniſchen Meiſters, den Knaben Jeſus darſtellend im Tempel unter den Schriftgelehrten. Daneben zeigte er mir

einen Kupferſtich, der nach dem ausgeführten Bilde gemacht war und man konnte viele Betrachtungen anſtellen, die alle zu Gunſten der Handzeichnung hinausliefen.

„Ich bin in dieſer Zeit ſo glücklich geweſen, ſagte Goethe, viele treffliche Handzeichnungen berühmter Meiſter um ein Billiges zu kaufen. Solche Zeichnungen ſind unſchätzbar, nicht allein, weil ſie die rein geiſtige Intention des Künſtlers geben, ſondern auch, weil ſie uns unmittelbar in die Stimmung verſetzen, in welcher der Künſtler ſich in dem Augenblick des Schaffens befand. Aus dieſer Zeichnung des Jeſusknaben im Tempel blickt aus allen Zügen große Klarheit und heitere ſtille Entſchiedenheit im Gemüthe des Künſtlers, welche wohlthätige Stimmung in uns übergeht, ſo wie wir das Bild betrachten. Zudem hat die bildende Kunſt den großen Vortheil, daß ſie rein objectiver Natur iſt, und uns zu ſich herannöthiget, ohne unſere Empfindungen heftig anzuregen. Ein ſolches Werk ſteht da und ſpricht entweder gar nicht, oder auf eine ganz entſchiedene Weiſe. Ein Gedicht dagegen macht einen weit vageren Eindruck, es erregt die Empfindungen und bey Jedem andere, nach der Natur und Fähigkeit des Hörers.“

Ich habe, ſagte ich, dieſer Tage den trefflichen engliſchen Roman Roderik Random von Smollet geleſen; dieſer kam dem Eindruck einer guten Handzeichnung ſehr nahe. Eine unmittelbare Darſtellung, keine Spur

von einer Hinneigung zum Sentimentalen, ſondern das wirkliche Leben ſteht vor uns, wie es iſt, oft widerwärtig und abſcheulich genug, aber im Ganzen immer heiteren Eindruckes, wegen der ganz entſchiedenen Realität.

„Ich habe den Roderik Random oft rühmen hören, ſagte Goethe, und glaube, was Sie mir von ihm erwähnen; doch ich habe ihn nie geleſen. Kennen Sie den Raſſelas von Johnſon? Leſen Sie ihn doch auch einmal und ſagen Sie mir, wie Sie ihn finden.“ Ich verſprach dieſes zu thun.

Auch in Lord Byron, ſagte ich, finde ich häufig Darſtellungen, die ganz unmittelbar daſtehen und uns rein den Gegenſtand geben, ohne unſer inneres Sentiment auf eine andere Weiſe anzuregen als es eine unmittelbare Handzeichnung eines guten Malers thut. Beſonders der Don Juan iſt an ſolchen Stellen reich.

„Ja, ſagte Goethe, darin iſt Lord Byron groß; ſeine Darſtellungen haben eine ſo leicht hingeworfene Realität, als wären ſie improviſirt. Von Don Juan kenne ich wenig; allein aus ſeinen anderen Gedichten ſind mir ſolche Stellen im Gedächtniß, beſonders Seeſtücke, wo hin und wieder ein Segel herausblickt, ganz unſchätzbar, ſo daß man ſogar die Waſſerluft mit zu empfinden glaubt.“

In ſeinem Don Juan, ſagte ich, habe ich beſonders die Darſtellung der Stadt London bewundert, die man

aus ſeinen leichten Verſen heraus mit Augen zu ſehen wähnt. Und dabey macht er ſich keineswegs viele Scrupel, ob ein Gegenſtand poetiſch ſey oder nicht, ſondern er ergreift und gebraucht alles, wie es ihm vorkommt bis auf die gekräuſelten Perücken vor den Fenſtern der Haarſchneider und bis auf die Männer, welche die Straßenlaternen mit Oel verſehen.

„Unſere deutſchen Äſthetiker, ſagte Goethe, reden zwar viel von poetiſchen und unpoetiſchen Gegenſtänden, und ſie mögen auch in gewiſſer Hinſicht nicht ganz Unrecht haben; allein im Grunde bleibt *kein* realer Gegenſtand unpoetiſch, ſobald der Dichter ihn gehörig zu gebrauchen weiß."

Sehr wahr! ſagte ich, und ich möchte wohl, daß dieſe Anſicht zur allgemeinen Maxime würde. Wir ſprachen darauf über die beyden Foscari, wobey ich die Bemerkung machte, daß Byron ganz vortreffliche Frauen zeichne.

„Seine Frauen, ſagte Goethe, ſind gut. Es iſt aber auch das einzige Gefäß, was uns Neueren noch geblieben iſt, um unſere Idealität hinein zu gießen. Mit den Männern iſt nichts zu thun. Im Achill und Odyſſeus, dem Tapferſten und Klügſten, hat der Homer alles vorweggenommen."

Übrigens, fuhr ich fort, haben die Foscari wegen der durchgehenden Folter-Qualen etwas Apprehenſives, und man begreift kaum, wie Byron im Innern dieſes

Digitized by Google

peinlichen Gegenſtandes ſo lange leben konnte, um das Stück zu machen.

„Dergleichen war ganz Byrons Element, ſagte Goethe; er war ein ewiger Selbſtquäler, ſolche Gegenſtände waren daher ſeine Lieblings=Themata, wie Sie aus allen ſeinen Sachen ſehen, unter denen faſt nicht ein einziges heiteres Süjet iſt. Aber nicht wahr? Die Darſtellung iſt auch bey den Foscari zu loben.“

Sie iſt vortrefflich, ſagte ich; jedes Wort iſt ſtark, bedeutend und zum Ziele führend, ſo wie ich überhaupt bis jetzt in Byron noch keine matte Zeile gefunden habe. Es iſt mir immer, als ſähe ich ihn aus den Meeres=wellen kommen, friſch und durchdrungen von ſchöpferiſchen Urkräften. „Sie haben ganz Recht, ſagte Goethe, es iſt ſo.“ — Jemehr ich ihn leſe, fuhr ich fort, jemehr bewundere ich die Größe ſeines Talents und Sie haben ganz recht gethan ihm in der Helena das unſterbliche Denkmal der Liebe zu ſetzen.

„Ich konnte als Repräſentanten der neueſten poetiſchen Zeit, ſagte Goethe, niemanden gebrauchen als ihn, der ohne Frage als das größte Talent des Jahrhunderts anzuſehen iſt. Und dann, Byron iſt nicht antik und iſt nicht romantiſch, ſondern er iſt wie der gegenwärtige Tag ſelbſt. Einen ſolchen mußte ich haben. Auch paßte er übrigens ganz wegen ſeines unbefriedigten Naturells und ſeiner kriegeriſchen Tendenz, woran er in Miſſolunghi zu Grunde ging. Eine Abhandlung über Byron

zu ſchreiben iſt nicht bequem und räthlich, aber gelegentlich ihn zu ehren und auf ihn im Einzelnen hinzuweiſen werde ich auch in der Folge nicht unterlaſſen."

Da die Helena einmal zur Sprache gebracht war, ſo redete Goethe darüber weiter. „Ich hatte den Schluß, ſagte er, früher ganz anders im Sinne, ich hatte ihn mir auf verſchiedene Weiſe ausgebildet und einmal auch recht gut, aber ich will es euch nicht verrathen. Dann brachte mir die Zeit dieſes mit Lord Byron und Miſſolunghi und ich ließ gern alles Übrige fahren. Aber haben Sie bemerkt, der Chor fällt bey dem Trauergeſang ganz aus der Rolle; er iſt früher und durchgehends antik gehalten, oder verleugnet doch nie ſeine Mädchennatur, hier aber wird er mit einem Mal ernſt und hoch reflectirend und ſpricht Dinge aus, woran er nie gedacht hat und auch nie hat denken können."

Allerdings, ſagte ich, habe ich dieſes bemerkt; allein ſeitdem ich Rubens Landſchaft mit den doppelten Schatten geſehen, und ſeitdem der Begriff der Fictionen mir aufgegangen iſt, kann mich dergleichen nicht irre machen. Solche kleine Widerſprüche können bey einer dadurch erreichten höheren Schönheit nicht in Betracht kommen. Das Lied mußte nun einmal geſungen werden, und da kein anderer Chor gegenwärtig war, ſo mußten es die Mädchen ſingen.

„Mich ſoll nur wundern, ſagte Goethe lachend, was die deutſchen Critiker dazu ſagen werden. Ob ſie

werden Freyheit und Kühnheit genug haben darüber hinwegzukommen. Den Franzoſen wird der Verſtand im Wege ſeyn, und ſie werden nicht bedenken, daß die Phantaſie ihre eigenen Geſetze hat, denen der Verſtand nicht beykommen kann und ſoll. Wenn durch die Phantaſie nicht Dinge entſtänden, die für den Verſtand ewig problematiſch bleiben, ſo wäre überhaupt zu der Phantaſie nicht viel. Dieß iſt es, wodurch ſich die Poeſie von der Proſa unterſcheidet, bey welcher der Verſtand immer zu Hauſe iſt und ſeyn mag und ſoll."

Ich freute mich dieſes bedeutenden Wortes und merkte es mir. Darauf ſchickte ich mich an zum Gehen, denn es war gegen zehn Uhr geworden. Wir ſaßen ohne Licht, die helle Sommer-Nacht leuchtete aus Norden über den Ettersberg herüber.

Montag Abend den 9. July 1827.

Ich fand Goethe allein, in Betrachtung der Gyps-Paſten nach dem Stoſchiſchen Cabinet. „Man iſt in Berlin ſo freundlich geweſen, ſagte er, mir dieſe ganze Sammlung zur Anſicht herzuſenden; ich kenne die ſchönen Sachen ſchon dem größten Theile nach, hier aber ſehe ich ſie in der belehrenden Folge, wie Winckelmann ſie geordnet hat; auch benutze ich ſeine Beſchreibung und ſehe ſeine Meinung nach in Fällen, wo ich ſelber zweifle."

Wir hatten nicht lange geredet, als der Canzler hereintrat und ſich zu uns ſetzte. Er erzählte uns Nachrichten aus öffentlichen Blättern, unter andern von einem Wärter einer Menagerie, der aus Gelüſte nach Löwenfleiſch einen Löwen getödtet und ſich ein gutes Stück davon zubereitet habe. „Mich wundert, ſagte Goethe, daß er nicht einen Affen genommen hat, welches ein gar zarter ſchmackhafter Biſſen ſeyn ſoll.“ Wir ſprachen über die Häßlichkeit dieſer Beſtien und daß ſie deſto unangenehmer, je ähnlicher die Race dem Menſchen ſey. Ich begreife nicht, ſagte der Canzler, wie fürſtliche Perſonen ſolche Thiere in ihrer Nähe dulden, ja vielleicht gar Gefallen daran finden können. „Fürſtliche Perſonen, ſagte Goethe, werden ſo viel mit widerwärtigen Menſchen geplagt, daß ſie die widerwärtigeren Thiere als ein Heilmittel gegen dergleichen unangenehme Eindrücke betrachten. Uns Andern ſind Affen und Geſchrey der Papagayen mit Recht widerwärtig, weil wir dieſe Thiere hier in einer Umgebung ſehen, für die ſie nicht gemacht ſind. Wären wir aber in dem Fall, auf Elephanten unter Palmen zu reiten, ſo würden wir in einem ſolchen Element Affen und Papagayen ganz gehörig, ja vielleicht gar erfreulich finden. Aber, wie geſagt, die Fürſten haben Recht, etwas Widerwärtiges mit etwas noch Widerwärtigerem zu vertreiben.“ — Hiebey, ſagte ich, fällt mir ein Vers ein, den Sie vielleicht ſelber nicht mehr wiſſen:

Wollen die Menſchen Beſtien ſeyn,
So bringt nur Thiere zur Stube herein,
Das Widerwärtige wird ſich mindern;
Wir ſind eben alle von Adams Kindern.

Goethe lachte. „Ja, ſagte er, es iſt ſo. Eine Roheit kann nur durch eine andere ausgetrieben werden, die noch gewaltiger iſt. Ich erinnere mich eines Falles aus meiner früheren Zeit, wo es unter den Adlichen hin und wieder noch recht beſtialiſche Herren gab, daß bey Tafel in einer vorzüglichen Geſellſchaft und in Anweſenheit von Frauen ein reicher Edelman ſehr maſſive Reden führte zur Unbequemlichkeit und zum Ärgerniß Aller, die ihn hören mußten. Mit Worten war gegen ihn nichts auszurichten. Ein entſchloſſener anſehnlicher Herr, der ihm gegenüber ſaß, wählte daher ein anderes Mittel, indem er ſehr laut eine grobe Unanſtändigkeit beging, worüber alle erſchraken, und jener Grobian mit, ſo daß er ſich gedämpft fühlte und nicht wieder den Mund aufthat. Das Geſpräch nahm von dieſem Augenblick an eine anmuthige heitere Wendung zur Freude aller Anweſenden, und man wußte jenem entſchloſſenen Herrn für ſeine unerhörte Kühnheit vielen Dank in Erwägung der trefflichen Wirkung, die ſie gethan hatte."

Nachdem wir uns an dieſer heiteren Anecdote ergötzt hatten, brachte der Canzler das Geſpräch auf die neueſten Zuſtände zwiſchen der Oppoſitions- und der Mini-

ſteriellen Partey zu Paris, indem er eine kräftige Rede faſt wörtlich recitirte, die ein äußerſt kühner Demokrat zu ſeiner Vertheidigung vor Gericht gegen die Miniſter gehalten. Wir hatten Gelegenheit, das glückliche Gedächtniß des Canzlers abermals zu bewundern. Über jene Angelegenheit und beſonders das einſchränkende Preß-Geſetz ward zwiſchen Goethe und dem Canzler viel hin und wieder geſprochen; es war ein reichhaltiges Thema, wobey ſich Goethe wie immer als milder Ariſtokrat erwies, jener Freund aber wie bisher ſcheinbar auf der Seite des Volkes feſthielt.

„Mir iſt für die Franzoſen in keiner Hinſicht bange. ſagte Goethe; ſie ſtehen auf einer ſolchen Höhe welthiſtoriſcher Anſicht, daß der Geiſt auf keine Weiſe mehr zu unterdrücken iſt. Das einſchränkende Geſetz wird nur wohlthätig wirken, zumal da die Einſchränkungen nichts Weſentliches betreffen, ſondern nur gegen Perſönlichkeiten gehen. Eine Oppoſition, die keine Grenzen hat, wird platt. Die Einſchränkung aber nöthigt ſie geiſtreich zu ſeyn, und dieß iſt ein ſehr großer Vortheil. Direct und grob ſeine Meinung herauszuſagen mag nur entſchuldigt werden können und gut ſeyn, wenn man durchaus Recht hat. Eine Partey aber hat nicht durchaus Recht, eben weil ſie Partey iſt, und ihr ſteht daher die indirecte Weiſe wohl, worin die Franzoſen von je große Muſter waren. Zu meinem Diener ſage ich gradezu: Hans, zieh mir die Stiefel

aus! das verſteht er. Bin ich aber mit einem Freunde und ich wünſche von ihm dieſen Dienſt, ſo kann ich mich nicht ſo direct ausdrücken, ſondern ich muß auf eine anmuthige, freundliche Wendung ſinnen, wodurch ich ihn zu dieſem Liebesdienſt bewege. Die Nöthigung regt den Geiſt auf und aus dieſem Grunde, wie geſagt, iſt mir die Einſchränkung der Preßfreyheit ſogar lieb. Die Franzoſen haben bisher immer den Ruhm gehabt, die geiſtreichſte Nation zu ſeyn, und ſie verdienen es zu bleiben. Wir Deutſchen fallen mit unſerer Meinung gerne gerade heraus und haben es im Indirecten noch nicht ſehr weit gebracht."

„Die Pariſer Parteyen, fuhr Goethe fort, könnten noch größer ſeyn als ſie ſind, wenn ſie noch liberaler und freyer wären und ſich gegenſeitig noch mehr zugeſtänden als ſie thun. Sie ſtehen auf einer höheren Stufe welthiſtoriſcher Anſicht als die Engländer, deren Parlament gegeneinanderwirkende gewaltige Kräfte ſind, die ſich paralyſiren und wo die große Einſicht eines Einzelnen Mühe hat durchzudringen, wie wir an Canning und den vielen Quängeleyen ſehen, die man dieſem großen Staatsmanne macht."

Wir ſtanden auf, um zu gehen. Goethe aber war ſo voller Leben, daß das Geſpräch noch eine Weile ſtehend fortgeſetzt wurde. Dann entließ er uns liebevoll und ich begleitete den Canzler nach ſeiner Wohnung. Es war ein ſchöner Abend und wir ſprachen im Gehen

viel über Goethe. Beſonders aber wiederholten wir uns gerne jenes Wort, daß eine Oppoſition ohne Einſchränkung platt werde.

Sonntag den 15. July 1827.

Ich ging dieſen Abend nach acht Uhr zu Goethe, den ich ſo eben aus ſeinem Garten zurückgekehrt fand. „Sehen Sie nur, was da liegt! ſagte er; ein Roman in drey Bänden und zwar von wem? von Manzoni!" Ich betrachtete die Bücher, die ſehr ſchön eingebunden waren und eine Inſchrift an Goethe enthielten. Manzoni iſt fleißig, ſagte ich. „Ja das regt ſich", ſagte Goethe. Ich kenne nichts von Manzoni, ſagte ich, als ſeine Ode auf Napoleon, die ich dieſer Tage in Ihrer Überſetzung abermals geleſen und im hohen Grade bewundert habe. Jede Strophe iſt ein Bild! — „Sie haben Recht, ſagte Goethe, die Ode iſt vortrefflich. Aber finden Sie, daß in Deutſchland einer davon redet? Es iſt ſo gut, als ob ſie gar nicht da wäre, und doch iſt ſie das beſte Gedicht, was über dieſen Gegenſtand gemacht worden."

Goethe fuhr fort, die engliſchen Zeitungen zu leſen, in welcher Beſchäftigung ich ihn beim Hereintreten gefunden. Ich nahm einen Band von Carlyle's Über-

ſetzung deutſcher Romane in die Hände und zwar den Theil, welcher Muſäus und Fouqué enthielt. Der mit unſerer Literatur ſehr vertraute Engländer hatte den überſetzten Werken ſelbſt immer eine Einleitung, das Leben und eine Critik des Dichters enthaltend, voran-gehen laſſen. Ich las die Einleitung zu Fouqué und konnte zu meiner Freude die Bemerkung machen, daß das Leben mit Geiſt und vieler Gründlichkeit geſchrieben und der critiſche Standpunct, aus welchem dieſer beliebte Schriftſteller zu betrachten, mit großem Verſtand und vieler ruhiger milder Einſicht in poetiſche Verdienſte be-zeichnet war. Bald vergleicht der geiſtreiche Engländer unſern Fouqué mit der Stimme eines Sängers, die zwar keinen großen Umfang habe und nur wenige Töne enthalte, aber die wenigen gut und vom ſchönſten Wohl-klange. Dann, um ſeine Meinung ferner auszudrücken, nimmt er ein Gleichniß aus kirchlichen Verhältniſſen her, indem er ſagt, daß Fouqué an der poetiſchen Kirche zwar nicht die Stelle eines Biſchofs oder eines andern Geiſtlichen vom erſten Range bekleide, vielmehr mit den Functionen eines Caplans ſich begnüge, in dieſem mitt-leren Amte aber ſich ſehr wohl ausnehme.

Während ich dieſes geleſen, hatte Goethe ſich in ſeine hinteren Zimmer zurückgezogen. Er ſendete mir ſeinen Bedienten mit der Einladung, ein wenig nach-zukommen, welches ich that. „Setzen Sie ſich noch ein wenig zu mir, ſagte er, daß wir noch einige Worte

miteinander reden. Da iſt auch eine Überſetzung des Sophocles angekommen, ſie lieſet ſich gut und ſcheint ſehr brav zu ſeyn; ich will ſie doch einmal mit Solger vergleichen. Nun was ſagen Sie zu Carlyle?" Ich erzählte ihm, was ich über Fouqué geleſen. „Iſt das nicht ſehr artig? ſagte Goethe; ja überm Meere giebt es auch geſcheidte Leute, die uns kennen und zu würdigen wiſſen."

„Indeſſen, fuhr Goethe fort, fehlt es in anderen Fächern uns Deutſchen auch nicht an guten Köpfen. Ich habe in den Berliner Jahrbüchern die Recenſion eines Hiſtorikers über Schloſſer geleſen, die ſehr groß iſt. Sie iſt Heinrich Leo unterſchrieben, von welchem ich noch nichts gehört habe und nach welchem wir uns doch erkundigen müſſen. Er ſteht höher als die Franzoſen, welches in geſchichtlicher Hinſicht doch etwas heißen will. Jene haften zu ſehr am Realen und können das Ideelle nicht zu Kopf bringen, dieſes aber beſitzt der Deutſche in ganzer Freyheit. Über das indiſche Caſten-Weſen hat er die trefflichſten Anſichten. Man ſpricht immer viel von Ariſtokratie und Demokratie, die Sache iſt ganz einfach dieſe: In der Jugend, wo wir nichts beſitzen, oder doch den ruhigen Beſitz nicht zu ſchätzen wiſſen, ſind wir Demokraten. Sind wir aber in einem langen Leben zu Eigenthum gekommen, ſo wünſchen wir dieſes nicht allein geſichert, ſondern wir wünſchen auch, daß unſere Kinder und Enkel das Er-

worbene ruhig genießen mögen. Deßhalb ſind wir im Alter immer Ariſtokraten ohne Ausnahme, wenn wir auch in der Jugend uns zu anderen Geſinnungen hinneigten. Leo ſpricht über dieſen Punkt mit großem Geiſte."

„Im äſthetiſchen Fach ſieht es freylich bey uns am ſchwächſten aus und wir können lange warten, bis wir auf einen Mann wie Carlyle ſtoßen. Es iſt aber ſehr artig, daß wir jetzt, bey dem engen Verkehr zwiſchen Franzoſen, Engländern und Deutſchen, in den Fall kommen uns einander zu corrigiren. Das iſt der große Nutzen, der bey einer Weltliteratur herauskommt und der ſich immer mehr zeigen wird. Carlyle hat das Leben von Schiller geſchrieben und ihn überall ſo beurtheilt, wie ihn nicht leicht ein Deutſcher beurtheilen wird. Dagegen ſind wir über Shakſpeare und Byron im Klaren und wiſſen deren Verdienſte vielleicht beſſer zu ſchätzen als die Engländer ſelber."

Mittwoch den 18. July 1827.

„Ich habe Ihnen zu verkündigen, war heute Goethe's erſtes Wort bey Tiſch, daß Manzoni's Roman alles überflügelt, was wir in dieſer Art kennen. Ich brauche Ihnen nichts weiter zu ſagen, als daß das Innere, alles was aus der Seele des Dichters kommt, durchaus

vollkommen iſt, und daß das Äußere, alle Zeichnung von Localitäten und dergleichen, gegen die großen inneren Eigenſchaften um kein Haar zurückſteht. Das will etwas heißen." Ich war verwundert und erfreut, dieſes zu hören. „Der Eindruck beym Leſen, fuhr Goethe fort, iſt der Art, daß man immer von der Rührung in die Bewunderung fällt, und von der Bewunderung wieder in die Rührung, ſo daß man aus einer von dieſen beyden großen Wirkungen gar nicht herauskommt. Ich dächte, höher könnte man es nicht treiben. In dieſem Roman ſieht man erſt recht, was Manzoni iſt. Hier kommt ſein vollendetes Innere zum Vorſchein, welches er bey ſeinen dramatiſchen Sachen zu entwickeln keine Gelegenheit hatte. Ich will nun gleich hinterher den beſten Roman von Walter Scott leſen, etwa den Waverley, den ich noch nicht kenne, und ich werde ſehen, wie Manzoni ſich gegen dieſen großen engliſchen Schriftſteller ausnehmen wird. Manzoni's innere Bildung erſcheint hier auf einer ſolchen Höhe, daß ihm ſchwerlich etwas gleich kommen kann; ſie beglückt uns als eine durchaus reife Frucht. Und eine Klarheit in der Behandlung und Darſtellung des Einzelnen wie der italieniſche Himmel ſelber." Sind auch Spuren von Sentimentalität in ihm? fragte ich. „Durchaus nicht, antwortete Goethe. Er hat Sentiment, aber er iſt ohne alle Sentimentalität; die Zuſtände ſind männlich und rein empfunden. Ich will heute nichts

Digitized by Google

weiter ſagen, ich bin noch im erſten Bande, bald aber ſollen Sie mehr hören."

Sonnabend den 21. July 1827.

Als ich dieſen Abend zu Goethe ins Zimmer trat, fand ich ihn im Leſen von Manzoni's Roman. „Ich bin ſchon im dritten Bande, ſagte er, indem er das Buch an die Seite legte, und komme dabey zu vielen neuen Gedanken. Sie wiſſen, Ariſtoteles ſagt vom Trauerſpiele, es müſſe Furcht erregen, wenn es gut ſeyn ſolle. Es gilt dieſes jedoch nicht bloß von der Tragödie, ſondern auch von mancher anderen Dichtung. Sie finden es in meinem Gott und die Bajadere, Sie finden es in jedem guten Luſtſpiele und zwar bey der Verwickelung, ja Sie finden es ſogar in den ſieben Mädchen in Uniform, indem wir doch immer nicht wiſſen können, wie der Spaß für die guten Dinger abläuft. Dieſe Furcht nun kann doppelter Art ſeyn, ſie kann beſtehen in Angſt, oder ſie kann auch beſtehen in Bangigkeit. Dieſe letztere Empfindung wird in uns rege, wenn wir ein moraliſches Übel auf die handelnden Perſonen heranrücken und ſich über ſie verbreiten ſehen, wie z. B. in den Wahlverwandtſchaften. Die Angſt aber entſteht im Leſer oder Zuſchauer, wenn die handelnden Perſonen von einer phyſiſchen Gefahr bedroht

werden. Z. B. in den Galeerenſclaven und im Freyſchütz; ja in der Scene der Wolfsſchlucht bleibt es nicht einmal bey der Angſt, ſondern es erfolgt eine totale Vernichtung in Allen die es ſehen."

„Von dieſer Angſt nun macht Manzoni Gebrauch und zwar mit wunderbarem Glück, indem er ſie in Rührung auflöſet und uns durch dieſe Empfindung zur Bewunderung führt. Das Gefühl der Angſt iſt ſtoffartig, und wird in jedem Leſer entſtehen, die Bewunderung aber entſpringt aus der Einſicht, wie vortrefflich der Autor ſich in jedem Falle benahm und nur der Kenner wird mit dieſer Empfindung beglückt werden. Was ſagen Sie zu dieſer Äſthetik? — Wäre ich jünger, ſo würde ich nach dieſer Theorie etwas ſchreiben, wenn auch nicht ein Werk von ſolchem Umfange, wie dieſes von Manzoni."

„Ich bin nun wirklich ſehr begierig, was die Herren vom Globe zu dieſem Roman ſagen werden; ſie ſind geſcheidt genug, um das Vortreffliche daran zu erkennen; auch iſt die ganze Tendenz des Werkes ein rechtes Waſſer auf die Mühle dieſer Liberalen, wiewohl ſich Manzoni ſehr mäßig gehalten hat. Doch nehmen die Franzoſen ſelten ein Werk mit ſo reiner Neigung auf wie wir; ſie bequemen ſich nicht gerne zu dem Standpuncte des Autors, ſondern ſie finden, ſelbſt bey dem Beſten, immer leicht etwas, das nicht nach ihrem Sinne iſt und das der Autor hätte ſollen anders machen."

Goethe erzählte mir ſodann einige Stellen des Romans, um mir eine Probe zu geben, mit welchem Geiſte er geſchrieben. „Es kommen, fuhr er ſodann fort, Manzoni vorzüglich vier Dinge zu Statten, die zu der großen Vortrefflichkeit ſeines Werkes beygetragen. Zunächſt daß er ein ausgezeichneter Hiſtoriker iſt, wodurch denn ſeine Dichtung die große Würde und Tüchtigkeit bekommen hat, die ſie über alles dasjenige weit hinaushebt, was man gewöhnlich ſich unter Roman vorſtellt. Zweytens iſt ihm die katholiſche Religion vortheilhaft, aus der viele Verhältniſſe poetiſcher Art hervorgehen, die er als Proteſtant nicht gehabt haben würde. So wie es drittens ſeinem Werke zu gute kommt, daß der Autor in revolutionairen Reibungen viel gelitten, die, wenn er auch perſönlich nicht darin verflochten geweſen, doch ſeine Freunde getroffen und theils zu Grunde gerichtet haben. Und endlich viertens iſt es dieſem Romane günſtig, daß die Handlung in der reizenden Gegend am Comer See vorgeht, deren Eindrücke ſich dem Dichter von Jugend auf eingeprägt haben und die er alſo in- und auswendig kennet. Daher entſpringt nun auch ein großes Hauptverdienſt des Werkes, nämlich die Deutlichkeit und das bewundernswürdige Detail in Zeichnung der Localität.“

Montag den 23. July 1827.

Als ich dieſen Abend gegen acht Uhr in Goethe's Hauſe anfragte, hörte ich, er ſey noch nicht vom Garten zurückgekehrt. Ich ging ihm daher entgegen und fand ihn im Park auf einer Bank unter kühlen Linden ſitzen, ſeinen Enkel Wolfgang an ſeiner Seite.

Goethe ſchien ſich meiner Annäherung zu freuen und winkte mir, neben ihm Platz zu nehmen. Wir hatten kaum die erſten flüchtigen Reden des Zuſammentreffens abgethan, als das Geſpräch ſich wieder auf Manzoni wendete.

„Ich ſagte Ihnen doch neulich, begann Goethe, daß unſerm Dichter in dieſem Roman der Hiſtoriker zu gute käme, jetzt aber im dritten Bande finde ich, daß der Hiſtoriker dem Poeten einen böſen Streich ſpielt, indem Herr Manzoni mit einem Mal den Rock des Poeten auszieht und eine ganze Weile als nackter Hiſtoriker daſteht. Und zwar geſchieht dieſes bey einer Beſchreibung von Krieg, Hungersnoth und Peſtilenz, welche Dinge ſchon an ſich widerwärtiger Art ſind, und die nun durch das umſtändliche Detail einer trockenen chronikenhaften Schilderung unerträglich werden. Der deutſche Überſetzer muß dieſen Fehler zu vermeiden ſuchen, er muß die Beſchreibung des Kriegs und der Hungersnoth um einen guten Theil, und die der Peſt um zwey

Drittheil zuſammenſchmelzen, ſo daß nur ſo viel übrig bleibt, als nöthig iſt, um die handelnden Perſonen darin zu verflechten. Hätte Manzoni einen rathgebenden Freund zur Seite gehabt, er hätte dieſen Fehler ſehr leicht vermeiden können. Aber er hatte als Hiſtoriker zu großen Reſpect vor der Realität. Dieß macht ihm ſchon bey ſeinen dramatiſchen Werken zu ſchaffen, wo er ſich jedoch dadurch hilft, daß er den überflüſſigen geſchichtlichen Stoff als Noten beygiebt. In dieſem Falle aber hat er ſich nicht ſo zu helfen gewußt und ſich von dem hiſtoriſchen Vorrath nicht trennen können. Dieß iſt ſehr merkwürdig. Doch ſobald die Perſonen des Romans wieder auftreten, ſteht der Poet in voller Glorie wieder da und nöthigt uns wieder zu der gewohnten Bewunderung."

Wir ſtanden auf und lenkten unſere Schritte dem Hauſe zu.

„Man ſollte kaum begreifen, fuhr Goethe fort, wie ein Dichter wie Manzoni, der eine ſo bewunderungswürdige Compoſition zu machen verſteht, nur einen Augenblick gegen die Poeſie hat fehlen können. Doch die Sache iſt einfach; ſie iſt dieſe."

„Manzoni iſt ein geborener Poet, ſo wie Schiller einer war. Doch unſere Zeit iſt ſo ſchlecht, daß dem Dichter im umgebenden menſchlichen Leben keine brauchbare Natur mehr begegnet. Um ſich nun aufzuerbauen, griff Schiller zu zwey großen Dingen: zur

Digitized by Google

Philoſophie und Geſchichte; Manzoni zur Geſchichte allein. Schillers Wallenſtein iſt ſo groß, daß in ſeiner Art zum zweyten Mal nicht etwas Ähnliches vorhanden iſt; aber Sie werden finden, daß eben dieſe beyden gewaltigen Hülfen, die Geſchichte und Philoſophie, dem Werke an verſchiedenen Theilen im Wege ſind und ſeinen reinen poetiſchen Succeß hindern. So leidet Manzoni durch ein Übergewicht der Geſchichte."

Euer Excellenz, ſagte ich, ſprechen große Dinge aus und ich bin glücklich, Ihnen zuzuhören. „Manzoni, ſagte Goethe, hilft uns zu guten Gedanken." Er wollte in Äußerung ſeiner Betrachtungen fortfahren, als der Canzler an der Pforte von Goethe's Hausgarten uns entgegentrat und ſo das Geſpräch unterbrochen wurde. Er geſellte ſich, als ein Willkommener, zu uns und wir begleiteten Goethe die kleine Treppe hinauf durch das Büſtenzimmer in den länglichen Saal, wo die Rouleau's niedergelaſſen waren und auf dem Tiſch am Fenſter zwey Lichter brannten. Wir ſetzten uns um den Tiſch, wo dann zwiſchen Goethe und dem Canzler Gegenſtände anderer Art verhandelt wurden.

Montag den 24. September 1827.

Mit Goethe nach Berka. Bald nach acht Uhr fuhren wir ab; der Morgen war ſehr ſchön. Die Straße geht anfänglich bergan, und da wir in der Natur nichts zu betrachten fanden, ſo ſprach Goethe von literariſchen Dingen. Ein bekannter deutſcher Dichter war dieſer Tage durch Weimar gegangen und hatte Goethen ſein Stammbuch gegeben. „Was darin für ſchwaches Zeug ſteht, glauben Sie nicht, ſagte Goethe. Die Poeten ſchreiben alle, als wären ſie krank und die ganze Welt ein Lazareth. Alle ſprechen ſie von dem Leiden und dem Jammer der Erde und von den Freuden des Jenſeit, und unzufrieden, wie ſchon alle ſind, hetzt einer den andern in noch größere Unzufriedenheit hinein. Das iſt ein wahrer Mißbrauch der Poeſie, die uns doch eigentlich dazu gegeben iſt, um die kleinen Zwiſte des Lebens auszugleichen und den Menſchen mit der Welt und ſeinem Zuſtand zufrieden zu machen. Aber die jetzige Generation fürchtet ſich vor aller echten Kraft und nur bey der Schwäche iſt es ihr gemüthlich und poetiſch zu Sinne.“

„Ich habe ein gutes Wort gefunden, fuhr Goethe fort, um dieſe Herren zu ärgern. Ich will ihre Poeſie die Lazareth-Poeſie nennen; dagegen die echt Tyrtäiſche diejenige, die nicht bloß Schlachtlieder ſingt,

ſondern auch den Menſchen mit Muth ausrüſtet, die Kämpfe des Lebens zu beſtehen.“

Goethe's Worte erhielten meine ganze Zuſtimmung.

Im Wagen zu unſern Füßen lag ein aus Binſen geflochtener Korb mit zwey Handgriffen, der meine Aufmerkſamkeit erregte. „Ich habe ihn, ſagte Goethe, aus Marienbad mitgebracht, wo man ſolche Körbe in allen Größen hat, und ich bin ſo an ihn gewöhnt, daß ich nicht reiſen kann, ohne ihn bey mir zu führen. Sie ſehen, wenn er leer iſt, legt er ſich zuſammen und nimmt wenig Raum ein; gefüllt dehnt er ſich nach allen Seiten aus und faßt mehr, als man denken ſollte. Er iſt weich und biegſam und dabey ſo zähe und ſtark, daß man die ſchwerſten Sachen darin fortbringen kann.“

Er ſieht ſehr maleriſch und ſogar antik aus, ſagte ich.

„Sie haben Recht, ſagte Goethe, er kommt der Antike nahe, denn er iſt nicht allein ſo vernünftig und zweckmäßig als möglich, ſondern er hat auch dabey die einfachſte, gefälligſte Form, ſo daß man alſo ſagen kann: er ſteht auf dem höchſten Punkt der Vollendung. Auf meinen mineralogiſchen Excurſionen in den böhmiſchen Gebirgen iſt er mir beſonders zu Statten gekommen. Jetzt enthält er unſer Frühſtück. Hätte ich einen Hammer mit, ſo möchte es auch heute nicht an Gelegenheit fehlen, hin und wieder ein Stückchen abzuſchlagen und ihn mit Steinen gefüllt zurückzubringen.“

Wir waren auf die Höhe gekommen und hatten die freye Ausſicht auf die Hügel, hinter denen Berka liegt. Ein wenig links ſahen wir in das Thal, das nach Hetſchburg führt und wo auf der andern Seite der Ilm ein Berg vorliegt, der uns ſeine Schattenſeite zukehrte und wegen der vorſchwebenden Dünſte des Ilm-Thales meinen Augen blau erſchien. Ich blickte durch mein Glas auf dieſelbige Stelle und das Blau verringerte ſich auffallend. Ich machte Goethen dieſe Bemerkung. Da ſieht man doch, ſagte ich, wie auch bey den rein objectiven Farben das Subject eine große Rolle ſpielt. Ein ſchwaches Auge befördert die Trübe, dagegen ein geſchärftes treibt ſie fort oder macht ſie wenigſtens geringer.

„Ihre Bemerkung iſt vollkommen richtig, ſagte Goethe; durch ein gutes Fernrohr kann man ſogar das Blau der fernſten Gebirge verſchwinden machen. Ja! das Subject iſt bey allen Erſcheinungen wichtiger als man denkt. Schon Wieland wußte dieſes ſehr gut, denn er pflegte gewöhnlich zu ſagen: Man könnte die Leute wohl amüſiren, wenn ſie nur amüſabel wären. —“ Wir lachten über den heiteren Geiſt dieſer Worte.

Wir waren indeß das kleine Thal hinabgefahren, wo die Straße über eine hölzerne mit einem Dach überbaute Brücke geht, unter welcher das nach Hetſchburg hinabfließende Regenwaſſer ſich ein Bette gebildet hat

das jetzt trocken lag. Chauſſée-Arbeiter waren beſchäftigt, an den Seiten der Brücke einige aus röthlichem Sandſteine gehauene Steine zu errichten, die Goethe's Aufmerkſamkeit auf ſich zogen. Etwa eine Wurfsweite über die Brücke hinaus, wo die Straße ſich ſachte an den Hügel hinanhebt, der den Reiſenden von Berka trennet, ließ Goethe halten. „Wir wollen hier ein wenig ausſteigen, ſagte er, und ſehen, ob ein kleines Frühſtück in freyer Luft uns ſchmecken wird. Wir ſtiegen aus und ſahen uns um. Der Bediente breitete eine Serviette über einen viereckigen Steinhaufen, wie ſie an den Chauſſéen zu liegen pflegen und holte aus dem Wagen den aus Binſen geflochtenen Korb, aus welchem er neben friſchen Semmeln, gebratene Rebhühner und ſaure Gurken auftiſchte. Goethe ſchnitt ein Rebhuhn durch und gab mir die eine Hälfte. Ich aß, indem ich ſtand und herumging; Goethe hatte ſich dabey auf die Ecke eines Steinhaufens geſetzt. Die Kälte der Steine, woran noch der nächtliche Thau hängt, kann ihm unmöglich gut ſeyn, dachte ich und machte meine Beſorgniß bemerklich; Goethe aber verſicherte, daß es ihm durchaus nicht ſchade, wodurch ich mich denn beruhigt fühlte und es als ein neues Zeichen anſah, wie kräftig er ſich in ſeinem Innern empfinden müſſe. Der Bediente hatte indeß auch eine Flaſche Wein aus dem Wagen geholt, wovon er uns einſchenkte „Unſer Freund Schütze, ſagte Goethe, hat nicht Un-

recht, wenn er jede Woche eine Ausflucht aufs Land macht; wir wollen ihn uns zum Muſter nehmen und wenn das Wetter ſich nur einigermaßen hält, ſo ſoll dieß auch unſere letzte Partie nicht geweſen ſeyn.“ Ich freute mich dieſer Verſicherung.

Ich verlebte darauf mit Goethe, theils in Berka, theils in Tonndorf einen höchſt merkwürdigen Tag. Er war in den geiſtreichſten Mittheilungen unerſchöpflich; auch über den zweiten Theil des Fauſt, woran er damals ernſtlich zu arbeiten anfing, äußerte er viele Gedanken, und ich bedaure deßhalb um ſo mehr, daß in meinem Tagebuche ſich nichts weiter notirt findet als dieſe Einleitung.

8203...

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google